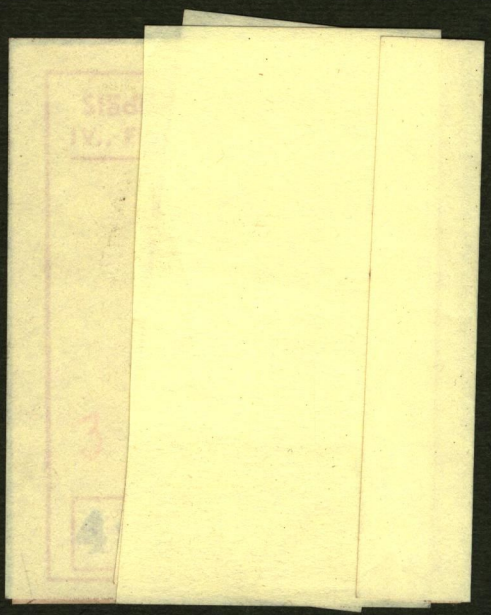
Wilser,
Die
Germanen
1

Dr. Ludwig Wilser

Die Germanen



Europäischer Vormensch (Proanthropus europaeus).
Nach den Funden von Piltdown (Sussex) gezeichnet von Forestier.

Die Germanen

Beiträge zur Völkerkunde

Von

Dr. Ludwig Wilser

Neue, den Fortschritten der Wissenschaft
angepaßte und mehrfach erweiterte
Bearbeitung

Erster Band

Leipzig
Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher
1913

Alle Rechte vorbehalten

Buchschmuck von A. Andresen — Kopfleiste über Kapitel 1 von H. Holzhey

Zeilenguß-Maschinensatz und Druck von Oscar Brandstetter, Leipzig.

Laßt uns hier ein Bündnis ſtiften,
Unſre Vorzeit zu erneun,
Aus den Grüften, aus den Schriften
Ihre Geiſter zu befrein.

Max von Schenkendorf.

Vorwort zur erſten Auflage.

Was eine lange weite Strecke
Im Leben voneinander ſtand,
Das kommt nun unter Einer Decke
Dem guten Leſer in die Hand.

Goethe.

Die Arbeit eines Vierteljahrhunderts iſt es, die ich meinem Volk und Vaterland widme. Wenn uns das Alter die erſten Schneeflocken ins Haar ſtreut, dann wird's Zeit, Einkehr zu halten, auf den Lebensweg zurückzublicken und zerſtreute Werkſtücke zu ſammeln. Glücklich iſt der zu preiſen, dem ſie ſich zu einem feſten und gefälligen Bau zuſammenfügen. Unbekümmert um Spott und Geringſchätzung, die mir anfangs in reichem, wie um Anerkennung, die mir zuletzt in beſcheidenem Maße zuteil geworden, bin ich meinen Weg gegangen, den ich darum für den rechten halten mußte, weil kein Fortſchritt der Erkenntnis, keine überraſchende Entdeckung mich zur Umkehr oder Abweichung zwang, weil in all den heftigen Angriffen, die meine für viele Leute ſehr unbequemen Lehren auszuhalten hatten, kein einziger wiſſenſchaftlich ſtichhaltiger Gegengrund zu finden war. Daß ich manches liebgewordene Vorurteil zerſtören, manchem Trugbild die Larve abreißen mußte, fällt nicht mir, ſondern denen zur Laſt, die den Schein für Wahrheit genommen hatten. Was mich immer wieder darin beſtärkte, auf meiner oft recht dornenvollen Bahn nicht zu wanken und zu weichen, war beſonders auch der Umſtand, daß ich meine Vorausſagungen in Erfüllung gehen, die meiner Gegner zuſchanden werden ſah, daß, während die meinige ſich gleich blieb, allmälig die öffentliche Meinung ſich zu wandeln begann.

Der Begeisterung für die Vorzeit unsres Volkes sind meine ersten Arbeiten entsprungen, aus ihr habe ich stets frischen Mut, sie fortzuführen, geschöpft. Und als es hell zu werden anfing vor meinen Augen, als ich das „Dunkel", das den gefeiertsten Gelehrten[1]) hoffnungslos „über den germanischen Anfängen" zu liegen schien, sich lichten sah, da winkte mir der herrlichste Siegeslohn. Wer will es mir verdenken, daß ich, obwohl auf keine Zunft eingeschworen, auch meine Volksgenossen, insbesondere die deutsche Jugend aufzuklären und zu belehren bemüht war? Über den bisherigen Erfolg dieser Bestrebungen gebe ich mich keiner Täuschung hin, aber ich habe auch den Mut nicht sinken lassen und vertraue hoffnungsfreudig auf die siegende Kraft der Wahrheit. Im Kampf ums Dasein muß schließlich dem Stärkeren, besser Gerüsteten der Sieg verbleiben, so auch im Widerstreit der Meinungen, wenngleich — die Geschichte der Wissenschaft lehrt dies auf jedem Blatt — kein Kampf so hartnäckig und langwierig ist wie der um die Wahrheit.

Fast alles, was die folgenden Blätter bringen, habe ich schon früher ausgesprochen oder geschrieben; das meiste ist aber in den Verhandlungen wissenschaftlicher Vereine und Versammlungen, in Vortragsberichten, einzelnen Abhandlungen und kleineren Aufsätzen, Bücherbesprechungen und dgl. zerstreut. Eine einfache Zusammenstellung mit Auswahl schien unvergleichlich viel leichter, doch wären dabei Wiederholungen unvermeidlich gewesen. So habe ich denn eine Umschmelzung, wobei aber manche Stücke ihr altes Gepräge behalten konnten, vorgezogen und will nur hoffen, das Ganze möge wie aus einem Guß erscheinen. Überall sollen die neuesten Forschungsergebnisse zu Rate gezogen werden.

Heidelberg, im Spätherbst 1903.

Ludwig Wilser.

---

[1]) Mommsen, Römische Geschichte, Bd. V.

Vorwort zur Neubearbeitung.

Ausdauer ist unüberwindlich.
Plutarch.

Neun arbeitvolle, kampfbewegte Jahre sind verflossen, seit ich die vorstehenden Zeilen geschrieben. Zum Teil zwar haben sich die darin ausgesprochenen Hoffnungen erfüllt, und manch altes Vorurteil ist gefallen, aber noch immer ist der Sieg kein vollständiger, noch an eine Niederlegung der Waffen nicht zu denken; denn der Kampf gegen den Irrtum gleicht dem mit einem Drachen, dem anstelle der abgehauenen stets wieder neue Häupter wachsen.

„Sich neue Bahnen brechen, heißt in ein Nest gelehrter Wespen stechen," hat Robert Mayer, als Finder des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft einer der größten Naturforscher, einmal geschrieben, und sein ganzes Lebensschicksal zeigt die Berechtigung dieser Klage. Wenn auch ich auf allen der von mir bearbeiteten Wissensgebiete neue Bahnen einschlagen und verfolgen mußte, so geschah dies wahrlich nicht aus Widerspruchsgeist oder Rechthaberei, sondern einzig und allein darum, weil ich keinen anderen Weg zur Erkenntnis der Wahrheit und zu einer einheitlichen, voraussetzungslosen Wissenschaft offen sah. Was Wunder, daß die Zunftgelehrten verschiedenster Fächer gleich einem aufgestörten Schwarm solcher Tierchen über mich herfielen und mit giftgetränktem Stachel den unberufenen Eindringling aus ihrem Sondergehege zu vertreiben suchten? Im Bewußtsein meines durchaus selbstlosen, ohne Rücksicht auf eigenen Vorteil nach den höchsten Zielen gerichteten Strebens bin ich allmälig gegen grundlose Verunglimpfungen giftfest geworden; gegen sachliche Einwände, die übrigens bei allen Angriffen auf meine Lehren eine ganz untergeordnete Rolle gespielt haben, war ich gewappnet. Da mir keinerlei Hilfskräfte zu Gebote standen, mußte ich auch den mehr handwerksmäßigen Teil der Arbeit, wie das Fertigen von Auszügen, Anlegen von Verzeichnissen, Lesen von Druckbogen u. dgl., allein besorgen, und bei der großen Ausdehnung meines Forschungsgebietes wird man es darum begreiflich und entschuldbar finden, wenn da und dort, besonders wo ich mich, um Zeit

zu sparen, auf die Angaben Anderer verließ, ein kleines Versehen oder eine Ungenauigkeit sich einschleichen konnte. Merkwürdigerweise sind aber gerade solche auch meinen zahlreichen Gegnern entgangen; bei wiederholter Nachprüfung habe ich sie selbst gefunden und berichtigt. Der einzige begründete Vorwurf ging, wie ich unumwunden anerkenne, von Kannengießer aus und betraf die etruskischen Zahlwörter, war aber die Veranlassung, daß ich mich nochmals dieser berüchtigten Streitfrage zuwandte und sie nun unter Berücksichtigung aller neueren Forschungen und Entdeckungen in einer Weise beantworten konnte, die meiner Grundanschauung eine um so festere Stütze verlieh. Andere Beurteiler haben einige Wiederholungen getadelt, die durch die im ersten Vorwort angedeutete Entstehung dieses Buches sich erklären und gegen meine Absicht, zu meinem eigenen Bedauern, bei der etwas eiligen Ausarbeitung stehen geblieben waren; sie sollen, wo es ohne Störung des Zusammenhangs geschehen kann, nach Möglichkeit ausgemerzt werden.

Da ich im letzten Jahrzehnt mehrere rein naturwissenschaftliche Abhandlungen und Bücher, wie Urheimat und Rassengliederung des Menschengeschlechts, Menschwerdung, Tierwelt und Erdalter, Der nordische Schöpfungsherd, Leben und Heimat des Urmenschen, Die naturwissenschaftliche Bezeichnung der Menschenarten u. a., veröffentlicht habe, kann ich den naturwissenschaftlichen Teil des Werkes, eine so wichtige Grundlage er auch bildet, doch etwas zusammenziehen. Der dadurch gewonnene Raum wird den durch verschiedene neu aufgenommene Untersuchungen bereicherten anderen Abschnitten zugute kommen.

Alle seit der ersten Auflage gemachten Fortschritte der Wissenschaft, die sich fast sämtlich in der zuerst von mir eingeschlagenen Richtung bewegt haben, werden aufs gewissenhafteste verwertet und in streng sachlicher Weise beurteilt werden. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß vor einem Menschenalter, als ich zuerst mit der Lehre von der nordischen Wurzel des indogermanischen Sprachstamms vor die Öffentlichkeit trat, die Ansicht von einer asiatischen Urheimat die öffentliche Meinung noch vollständig beherrschte, während jetzt kaum noch einer der Rückständigsten dafür einzutreten wagt, wenn man bedenkt, daß der zeitweilig übermächtige, von mir von jeher mit allem Nachdruck bekämpfte Neu-Darwinismus nur noch ein kleines, von Jahr zu Jahr zusammenschmelzendes Häuflein von Anhängern zählt, wird man zugeben müssen, daß meine Bestrebungen auf sprachlich-geschichtlichem wie auf naturwissenschaftlichem Gebiet zum mindesten nicht von der Wahrheit abgeführt haben.

Eine ganze Reihe der berühmtesten Streitfragen neuzeitlicher Wissenschaft, wie Ursprung des Lebens, Abstammung und Urheimat des Menschengeschlechts, Ursachen der Eiszeit, Wurzel und Verzweigung

des indogermanischen Sprachstamms, Herkunft der Deutschen, Volkstum der Kelten, Etrusker und Skythen, Erfindung der Kupferzinnmischung und der Buchstabenschrift, Runenrätsel, Entdeckung von Thule, Lage der Zinninseln u. a., an deren Lösung sich ganze Geschlechter von Gelehrten erfolglos abgemüht hatten, finden in diesem Buche eine einheitliche, in ursächlichem Zusammenhang stehende und keiner bekannten Tatsache widersprechende Beantwortung. Hätte ich auch nur eine dieser Rätselfragen wahrheitgemäß zu lösen vermocht, niemand könnte mir ein Verdienst um die Wissenschaft absprechen, hätte ich mich aber in allen geirrt, nun, so träfe mich kein härterer Tadel als alle meine Vorgänger. In magnis voluisse sat.

Bei der Vertiefung und Ausdehnung wissenschaftlicher Untersuchungen war eine Zersplitterung unausbleiblich. Je kleiner das vom einzelnen bearbeitete Gebiet wurde, desto mehr verengte sich der Gesichtskreis. Infolge der immer weiter getriebenen Arbeitsteilung ging den meisten Fachgelehrten der große Zusammenhang verloren, und ihre Ergebnisse bestanden nur noch aus gehäuftem Stückwerk, dessen Zusammensetzung niemand mehr zu versuchen wagte. Daß ich mit solchen Anschauungen nicht allein stehe, zeigt mir folgende Stelle aus einem Aufsatz über die „Geschichte der Wissenschaft" in einer neuen, von dem Belgier Sarton herausgegebenen, „Isis" benannten Zeitschrift: „In Wahrheit ist das Endziel der Wissenschaft nicht die Entdeckung einzelner Tatsachen, sondern deren Zusammenfassung und gegenseitige Erklärung. Durch Verzettelung der Kräfte verliert die Wissenschaft ihre Hauptaufgabe aus den Augen; wenn auch die Menge der Einzelkenntnisse sich vervielfacht, der wissenschaftliche Geist muß dabei verarmen."

Die Überschrift dieses Buches deckt sich nicht ganz mit dem Inhalt. Alles aber, die gesamte Lebensentfaltung auf Erden, ist darin auf das bezogen, was uns am nächsten liegt, auf unser deutsches Volkstum, dessen Art und Wesen nur aus seinem Werdegang zu verstehen ist, der wiederum nur das Endglied in der zum Menschen führenden Entwicklungskette bildet. Natur- und Geisteswissenschaft müssen sich zu diesem Zweck verbinden und ergänzen. Daß mir nichts schmachvoller, nichts verwerflicher erscheint als eine Fälschung der Wissenschaft zur Verherrlichung des eigenen Volkes, habe ich bei den verschiedensten Gelegenheiten bewiesen und muß darum die Anschuldigung, ich habe mich durch schwärmerische Vaterlandsliebe zu einer übertriebenen Wertschätzung des germanischen Volksstamms verleiten lassen, als grundlos zurückweisen. Die Wahrheit geht mir über alles. Wenn aber eine von verschiedenen Seiten ausgehende, mit strengster Sachlichkeit unternommene Forschung unseren Vorfahren eine eigenartige, eine hervorragende Stellung im Kreise der Völker zuweist, dann müßte man wahrhaftig ein Narr oder ein Verräter am eigenen Blute sein, wollte man

dies aus allzugroßer, unseren Nebenbuhlern und Mitbewerbern um die Weltherrschaft unverständlicher Bescheidenheit verschweigen. Ganz besonders hat es mich gefreut und ermutigt, daß meine Worte bei gut deutsch und vaterländisch gesinnten Männern Anklang fanden, wenn ich beispielsweise in einer Zeitschrift las, meine Lehre sei „eine Heilsbotschaft für das deutsche Volk", oder ein im überseeischen Ausland lebender Volksgenosse mir schrieb: „Ihre Germanen haben als deutsche Bibel einen Ehrenplatz unter meinen wenigen Büchern."

Werde ich darum auch alles daran setzen, um mit der neuen Bearbeitung den strengsten wissenschaftlichen Anforderungen zu genügen, der schönste Lohn für alle Mühe und Arbeit wäre es doch, wenn sie zugleich ein echtes und rechtes Volksbuch würde, das überall in deutschen Landen Liebe zur Heimat, Freude an angestammter Art und Sitte, Stolz auf unsere uralte Sprache und Kunst, Begeisterung für die hohen Aufgaben unseres Volkstums und Hoffnung auf deren glückliche Durchführung zu wecken und zu nähren versteht. Aus der Vergangenheit sollen wir lernen, uns für die Zukunft zu rüsten. Dann wird der Dichter recht behalten,

Und es mag am deutschen Wesen
Einmal noch die Welt genesen.

Heidelberg, im Frühjahr 1913.

Ludwig Wilser.

Inhalt.

Erster Band.

Seite

Vorwort zur 1. Auflage V
Vorwort zur Neubearbeitung VII
Inhaltsverzeichnis XI

I. Urgeschichtlicher Teil.
1. Naturwissenschaftliche Einleitung 3
2. Menschenarten 21
3. Die nordische Rasse 31

II. Völkerkundlicher Teil.
A. Wurzel und Stamm.
1. Rassen und Völker 55
2. Die Indogermanen oder Arier 69
3. Stammesgliederung der Germanen 81
B. Nachbarn und Vorgänger.
1. Kelten 93
2. Slaven 106
3. Tyrsener und Rhäter 119
4. Skythen und Perser 140
5. Iberer und Semiten 152

III. Geschichtlicher Teil.
1. Der kimbrisch-ingävonische Stamm.
a. Pytheas 171
b. Kimbern und Teutonen 191
2. Der marsisch-istävonische Stamm.
a. Die Franken 206
b. Sigfrid-Arminius 221
c. Die Varusschlacht 248

Nachträge 263

Zweiter Band.

3. Der suebisch-herminonische Stamm.
a. Schwäbische Völker.
Anhang: Stammbaum der langobardischen Könige.
b. Die Baiern.
Anhang: Stammbaum der Agilolfinger.
4. Der vandilisch-gotische Stamm.
a. Ost- und Westgoten.
b. Die Burgunden.
c. Wanderwege der Wandalen.

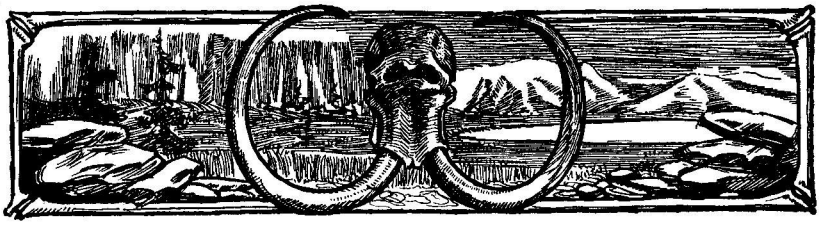
5. Der sächsisch-niederdeutsche Stamm.
a. Niederländer.
b. Sachsen.

IV. Kulturgeschichtlicher Teil.
1. Kupfer und Erz.
2. Das Runenrätsel.
Anhang: Runeninschriften.
3. Zeitrechnung.
Anhang: Unsre Zahlzeichen.
4. Heilkunde.
5. Sang und Dichtung.
6. Germanische Kunst.

Schluß.

I.

Urgeschichtlicher Teil.



1. Naturwissenschaftliche Einleitung.

Light will be thrown on the origin of man and his history. Darwin.

Diese Worte des Bahnbrechers der Entwicklungslehre, dessen Weissagung nach einem halben Jahrhundert in Erfüllung zu gehen beginnt, rechtfertigen meinen, manchem Leser vielleicht befremdlich scheinenden Entschluß, ein Werk über Art und Wesen des deutschen Volkstums mit einer naturwissenschaftlichen Abhandlung einzuleiten. Denn die durch die neue Lehre befruchtete und aus einer vordem rein beschreibenden zu einer erklärenden und aufbauenden Wissenschaft gewordene Naturforschung hat nicht nur über den „Ursprung" des Menschen, seine Abstammung von tierischen Vorfahren, seinen Werdegang, seine Urheimat, seine Ausbreitung über die Länder des Erdkreises und die infolge davon entstandenen Arten, Abarten und Spielarten oder Rassen überraschende Aufschlüsse gegeben, sondern auch auf die „Weltgeschichte", die ja nichts anderes ist als der allerletzte Abschnitt der Menschheitsgeschichte, die wiederum nur einen verschwindend kleinen Teil der Geschichte des Lebens auf unsrem Erdball bildet, helles, früher kaum geahntes Licht geworfen. Was sind denn all die Völkerwanderungen, Heerfahrten, Kriege, Eroberungen, Empörungen und Umwälzungen, von denen uns die Geschichtsbücher berichten, anders als Einzelerscheinungen des Ausdehnungsdranges der Arten und des Kampfes ums Dasein, der nach dem unerbittlichen Naturgesetz auch unter den Menschen wütet und hier wie überall mit dem Sieg des Stärkeren, dem Untergang des Schwächeren endet? Allmälig befestigt sich die Überzeugung, daß die geschichtlichen Urkunden, seien sie in Stein gehauen oder in Erz gegraben, auf Papyrus gemalt oder auf Pergament geschrieben, alle von irrenden, oft genug in Unwissenheit und Vorurteilen befangenen Menschen verfaßt, nur ein lückenhaftes, einseitiges, von „der Parteien Haß und Gunst" verwirrtes Bild der Vergangenheit geben, das der Ergänzung und Berichtigung durch die natürliche Entwicklungsgeschichte des Menschen bedarf. Auch der philosophische Gedankenflug, so hoch ihn die Schwingen des Geistes tragen mögen, verliert sich allzu leicht ins Nebelhafte, wenn er der sicheren Grund-

lage, wie sie allein durch die Naturwissenschaft geschaffen werden kann, entbehrt. Der einzige Weg zum verschleierten Bild der Wahrheit, zur Lösung der „Welträtsel", soweit sie überhaupt unsrer beschränkten Geisteskraft zugänglich sind, führt in mühsamer Arbeit durch die gründliche Erforschung der Natur und ihrer ewigen, unwandelbaren Gesetze, denen der Mensch, die Krone der Schöpfung, in gleicher Weise wie alle andern Lebewesen unterworfen ist.

Also lösen Tod und Hunger
Und der Wesen steter Krieg
Uns das höchste, schwerste Rätsel,
Wie die Form des Lebens stieg.[1])

Als vor ungefähr 50 Jahren die Menschenkunde oder Anthropologie, damals „eine noch sehr junge Wissenschaft", in Deutschland mehr Beachtung zu finden begann, da erließen zwei ihrer hervorragendsten Vertreter, mein verehrter Lehrer Ecker in Freiburg und Welcker in Halle, einen am 8. April 1865 unterzeichneten Aufruf zur Gründung einer Zeitschrift für „die Naturgeschichte und Urgeschichte des Menschen", die „eine Verbindung anbahnen" sollte zwischen „den Naturforschern einerseits und den Geschichts- und Altertumsforschern anderseits". Wenn auch die Anthropologie, lesen wir darin, „auf anatomischer Basis ruht, so ist sie doch nicht etwa bloß eine angewandte Anatomie und Physiologie; es vereinigen sich vielmehr von der einen Seite die eben genannten Wissenschaften und die Paläontologie, von der andern die Geschichte und Archäologie nebst Ethnologie und Linguistik miteinander, um nach einem Punkte zusammenlaufend, die Wissenschaft vom Menschen darzustellen," und im gleichen Jahr schrieb Ecker in seinem noch heute vorbildlichen und mustergiltigen Werk[2]) über südwestdeutsche Schädel: „derjenige Teil der physischen Anthropologie, welchen man in neuester Zeit die historische Anthropologie zu nennen angefangen hat, wird in Zukunft ohne Zweifel als eine ebenbürtige Schwester der übrigen Hilfswissenschaften der Geschichte, wenn nicht als ihre vornehmste betrachtet werden müssen." Wenn sich dieser den Nagel auf den Kopf treffende Ausspruch nicht früher bewahrheitet hat, so lag dies zumeist an den Anthropologen selbst, die teils ihre Wissenschaft nicht „voraussetzungslos" aufzufassen vermochten, teils vor Bäumen den Wald nicht sahen und sich in end- und ergebnislosen Messungen verloren.

Daß es in den meisten Ländern unsres Weltteils, so auch im deutschen Vaterlande, Menschen mit hellen und dunklen Haaren, blauen und braunen Augen, länglichen und runden Köpfen gibt, sieht jedermann selbst, und auch mit der genauen wissenschaftlichen Feststellung

[1]) Jordan, Demiurgos, 1852—54.
[2]) Crania Germaniae meridionalis occidentalis, Freiburg 1865.

der Zahlenverhältnisse wissen die Wenigsten etwas anzufangen. Erst wenn die Anthropologie mehr kann als Schädel und Knochen messen, Haar-, Haut- und Augenfarben bestimmen, wenn sie es versteht, den toten Zahlen Leben einzuflößen und die Fäden zu entwirren und zu verfolgen, die von den lebenden Völkern zu den ausgestorbenen Arten führen und die Geschichte mit der Urgeschichte verknüpfen, wird sie eine über den engen Kreis der Fachgelehrten hinausgreifende Bedeutung gewinnen und die Teilnahme aller wissenschaftlich Gebildeten wecken können. Dann wird sie auch die Beachtung der Historiker verdienen und damit die ihr gebührende Stellung als „vornehmste Hilfswissenschaft der Geschichte" erringen. Was könnte es auch für den denkenden Menschen Wichtigeres und Anziehenderes geben als die Erkenntnis seiner eigenen Art, seines innersten Wesens? „The proper study," sagt Pope[3]), „of mankind is man."

Die leiblichen Merkmale, die der Mensch nicht wie Sprache und Sitten vertauschen kann, sind ihm mit den geistigen Eigenschaften, Trieben, Neigungen, Fähigkeiten, angeboren und von einer ungezählten Reihe von Vorfahren, die sie durch ihre Lebensweise und unter der Einwirkung der Außenwelt erworben haben, vererbt. Nach Jahrtausenden noch, wenn jede andere Erinnerung erloschen ist, trägt ein Volk die Merkzeichen seines Ursprungs zur Schau und läßt die einzelnen an seiner Zusammensetzung beteiligten Rassenbestandteile erkennen. Was ein Volk zu leisten vermag in Kunst und Wissenschaft, Handel und Gewerbfleiß, im friedlichen Wettbewerb oder, wenn es sein muß, mit den Waffen des Krieges, setzt sich zusammen[4]) aus den Einzelleistungen aller seiner Glieder; die Zahl der schöpferischen, tatkräftigen, tapferen, erfindungsreichen Männer aber hängt ab von seinem Rassegehalt, denn die Durchschnittsbefähigung der durch bestimmte äußere Merkmale gekennzeichneten Menschenrassen ist himmelweit verschieden und auch für sie gilt der Spruch: „Non omnia possumus omnes, eines schickt sich nicht für alle". Alles Gewordene ist nur dem Kenner des Werdegangs verständlich; so lehrt uns auch die Art ihrer Entstehung und Fortentwicklung erst die verschiedene Begabung und die geschichtliche Bedeutung der Menschenarten und Rassen begreifen.

Da die geschichtlichen Ereignisse als Nachspiele oder Ausläufer ähnlicher, durch gleiche Ursachen hervorgerufener vorgeschichtlicher Vorgänge

[3]) In dem Lehrgedicht „Essay on man" (1733), vielleicht dem „Traité de la sagesse" (1601) von Charron entlehnt: „La vraye science et le vray étude de l'homme c'est l'homme."

[4]) Schon J. St. Mill, im übrigen ein Anhänger der Lehre von der Gleichheit aller Menschen, schreibt (Principles of political economy 1848): „Der Wert eines Staates besteht schließlich aus dem Wert der einzelnen Menschen, die ihn bilden." Dazu stimmt auch das Wort Friedrichs II.: „Menschen halte vor den größten Reichtum."

aufgefaßt werden müssen, wird ein volles Verständnis der Geschichte nur durch genaue Kenntnis der Urgeschichte ermöglicht. Das Dunkel der Vorzeit zu erhellen, sind aber verschiedene Wissenschaften berufen: Naturwissenschaft, Sprachforschung, Geschichte und Altertumskunde. Weisen bei einträchtigem und verständnisvollem Zusammenwirken im Sinne des erwähnten Aufrufs die Forschungsergebnisse aus allen diesen Wissensgebieten nach einer und derselben Richtung, so haben wir die sichere Gewähr, uns auf dem rechten, zur Wahrheit führenden Wege zu befinden. Die Entwicklung des Lebens von seinen ersten Anfängen bis zu seiner schönsten Blüte, der Krone der Schöpfung, ist eine zusammenhängende und ununterbrochene, ein Rückblick auf die durchlaufene Bahn daher unumgänglich. Wie in einem Gewölbe jeder einzelne Stein zur Tragkraft mitwirkt, wie in einer Kette jedes ausfallende Glied den Zusammenhang unterbricht, so darf auch hier nichts unerwähnt bleiben, was zur Beleuchtung der vorgeschichtlichen Zustände, aus denen die geschichtlichen erwachsen sind, dienen kann.

„Das erste ist das Wasser", dies Wort des alten griechischen Sängers gehört zu den tiefsinnigsten Sprüchen aus dem Altertum, und auch in neuerer Zeit hat Goethe solchen Gedanken in seiner Weise Ausdruck gegeben:

Und wird das Wasser sich entfalten,
Sogleich wird sich's lebendig gestalten.

Ebenso im Faust:

Alles ist aus dem Wasser entsprungen,
Alles wird durch das Wasser erhalten!

Vor dritthalb Jahrtausenden schon hatte Thales von Milet im Wasser den Ursprung aller Dinge[5]) gesucht, sein Schüler Anaximander gelehrt, in feuchter Wärme seien die ersten lebenden Wesen, aus Wassertieren die frühesten Landbewohner entstanden, ja sogar der Mensch habe sich aus niederen, fischartigen Geschöpfen entwickelt. Diese merkwürdigen Vorahnungen sind durch die fortgeschrittene Wissenschaft unsrer Zeit, durch die Lehre von der Entwicklung alles Lebens ohne Mitwirkung übernatürlicher Kräfte und höherer aus niederen[6]) Formen

[5]) Ähnliche Anschauungen finden sich auch im Rigveda (129. Gesang): Ein formlos Wasser war die weite Welt.

[6]) Vgl. u. a. Guenther „Vom Urtier zum Menschen", Stuttgart 1909, von mir in der Pol.-anthr. Revue (VII 11 und VIII 7) besprochen (die 2. Aufl. von 1912 ist meinen Anschauungen noch näher gekommen), und Depéret, „Die Umbildung der Tierwelt", deutsch von Wegner, von mir in der gleichen Zeitschrift (VIII 8) beurteilt.

bestätigt worden. Flüssiges Wasser von mäßiger Wärme war die notwendige Voraussetzung für den Anfang des Lebens auf Erden; erst nachdem der früher feurigflüssige Erdball soweit erkaltet war, daß sich der Wasserdampf zu Wasser verdichtete, konnten in diesem die Grundstoffe zu höheren Verbindungen zusammentreten und aus Urschleimklümpchen die ersten lebenden Zellen entstehen; Harvey's berühmten Ausspruch „omne vivum ex ovo" können wir nach unsrer heutigen Erkenntnis dahin erweitern „primum vivum ex unda". Die Urzeugung[7]) leugnen, heißt die ganze Entwicklungslehre verwerfen; auch wer die ersten Keime durch den Weltraum herüberfliegen[8]) läßt, verlegt damit nur ihren Schauplatz. Aus dem Umstand aber, daß die Abkühlung an den Polen am weitesten fortgeschritten ist, dürfen wir schließen, daß sie auch dort begonnen hat und, wie heute ein Teil der Erdoberfläche wegen zu großer Kälte unbewohnbar ist, ursprünglich die Hitze zwischen den Wendekreisen alles Leben unmöglich gemacht hat. Von den Polen rückte die Erkaltung allmälig immer weiter gegen den Gleicher vor, und in dem Maße, als sie die Polargegenden dem Leben entzog, eröffnete sie ihm neue Gebiete in den Tropen. Wären beide Pole von Meeresfluten bedeckt, so müßten wir notwendiger Weise zwei, während unmeßbarer Zeiträume durch einen undurchdringlichen Hitzegürtel getrennte Schöpfungsherde annehmen. Nach den bisherigen Ergebnissen der Kundfahrten von Amundsen u. A. fällt aber der Südpol auf ein hoch ansteigendes, rings von tiefem Meer umgebenes Festland, und weder Tierwelt noch Pflanzenwuchs lassen auf zwei verschiedene Entwicklungsgebiete schließen. Die von Forbes[9]) u. A. ausgesprochene Ansicht von einem großen, ursprünglich mit den Spitzen der anderen Festländer im Zusammenhang stehenden Südpolarland hat neueren Untersuchungen und Erwägungen nicht standgehalten. An den Küsten des Nordmeeres müssen aus Wassertieren — die beidlebigen Lurche bilden den Übergang — die ersten Landbewohner, aus diesen allmälig Warmblüter und Säugetiere entstanden sein. Die zunehmende, zu immer neuen Anpassungen, vor allem zur Erhöhung der Blutwärme, zwingende Kälte war die gemeinsame Ursache für die aufsteigende Entwicklung der Lebewesen, wie für die durch ungeheure Niederschläge aus der früher viel wärmeren und darum wasserhaltigeren Luft hervorgerufene Eiszeit und die Erhöhung des Meeres-

---

[7]) Vgl. den betr. Aufsatz von Wachter, Naturwiss. Wochenschr. N. F. II 42, 1903. Ebenso H. W. Behm, Urzeugung und Ursprung des Lebens. Neue Weltanschauung, V 12, 1912.

[8]) Wie z. B. Arrhenius, Das Werden der Welten. Deutsche Ausgabe, Leipzig 1907.

[9]) The Chatham Islands, London 1893. Papers of Royal Geogr. Societ. Supplem. vol. 3.

spiegels. Sicher haben sich, seit es Festländer gibt, die Umrisse derselben nicht wesentlich verändert, sind die hohen, tausend und mehr Faden über den Meeresgrund sich erhebenden Sockel derselben unerschüttert[10]) stehen geblieben. Im einzelnen dagegen sind durch Schwankungen des Wasserstandes, Erhebungen von Gebirgen, Anschwemmungen durch Flüsse u. dgl. mannigfache Verschiebungen zwischen Wasser und Land eingetreten, so daß, wo heute seichtes Meer ist, festes Land, wo jetzt niederes Schwemmland sich befindet, früher Meer gewesen sein kann, daß Buchten und Meerengen sich neu gebildet haben oder verschwunden sind, daß Inseln vom Festland getrennt oder mit demselben vereinigt wurden. Im ganzen aber muß, da die bedeutend wärmere Lufthülle ganze Meere von Wasser tragen konnte, der Meeresspiegel erheblich gestiegen und auch ein großer Teil des früher bewohnbaren Landes unter Eis und Schnee begraben worden sein, da in der kalten Jahreszeit oder auf hohen Gebirgen sich solche Mengen ansammelten, daß sie nicht mehr abschmelzen konnten. Das ist die einfachste Erklärung der Eiszeit, dieses an gewaltigen Umwälzungen so reichen und die Umgestaltung der Erde und ihrer Bewohner in einschneidendster Weise beeinflussenden Erdalters. Von den vielen andern Erklärungsversuchen kann kein einziger völlig befriedigen, und wir sehen daher, wie es die Erdkunde für andere Erscheinungen schon längst getan, am besten von allen gewaltsamen und plötzlichen Veränderungen ab und schreiben Entstehung und Rückgang der Eismengen den noch heute bei der Bildung und dem Abschmelzen von Gletschern wirksamen Kräften zu. In neuerer Zeit scheint sich übrigens, was ich mit Genugtuung feststelle, in Bezug auf die Eiszeit ein Umschwung der Meinungen vorzubereiten: die verschiedenen, nach Geikie nicht weniger als fünf, nach Penck drei „Interglacialperioden" oder Zwischeneiszeiten faßt man jetzt mehr als Schwankungen im Randgebiet[11]) auf,

---

[10]) Arldt, „Entwicklung der Kontinente und ihrer Lebewelt", Leipzig 1907, „Die Größe der alten Kontinente". Neues Jahrb. f. Mineral-, Geol. usw. (I 1, 1907), „Die historische Geographie der Lebewesen", Gaea XLV 1, 1909. „Die erste Ausbreitung des Menschengeschlechts" (Pol.-anthr. Revue VIII 2) und meine Bemerkungen dazu in derselben Zeitschrift (VIII 3).

[11]) Wright, Amer. journ. of science, 3. s. XLIV 263, 1892. — Upham, Science, New-York, Oktober 1895. — Holst, Sveriges geol. undersökn. C. 151, Stockholm 1895. — Geinitz, „Die Einheitlichkeit der quartären Eiszeit". Neues Jahrb. f. Mineralogie usw. Beilageband XVI, Stuttgart 1902. Wesen und Ursachen der Eiszeit, Güstrow 1905, Die Eiszeit, Braunschweig 1906. — Vgl. auch meine Ausführungen über die Eiszeit in dem Vortrag „Menschenrassen und Weltgeschichte" auf der Naturforscherversl. in Braunschweig 1897, ausführl. abgedruckt in der Naturw. Wochenschrift XIII, 1. — Eine mit der meinigen fast vollständig übereinstimmende Auffassung fand ich nachträglich in Graf Saporta's Abhandlung „Les temps quarternaires" (Revue des deux mondes, 1881, III). Vgl. auch Schmidt-Gibichenfels „Die Erklärung der Eiszeiten" in den Zeit-

mit wechselnden Vorstößen und Rückzügen, wie wir sie heute noch beobachten können, so daß das Inlandeis auf Grönland, die gewaltigen Gletscher auf Island und in Skandinavien, wie auf anderen Hochgebirgen, als letzte Überbleibsel der Eiszeit, in der wir eigentlich noch heute leben, zu betrachten wären.

Nach der Beschaffenheit der den Nordpol umgebenden Länder dürfen wir annehmen, daß zwar die nur wenig über den Meeresspiegel sich erhebenden, noch heute mit tief einschneidenden Buchten und zahlreichen Seen durchsetzten und fast ganz aus Steineis bestehenden Niederungen von Sibirien und dem östlichen Nordamerika einst vom Meere überflutet waren, daß dagegen die felsige Nordspitze von Europa, früher mit Novaja-Semlja, Franz-Josefsland, Spitzbergen, Island, Grönland, Grinnell- und Grantland, den Parryinseln und Baffinland zusammenhängend, viel weiter nach Norden sich erstreckt hat. Nur noch vereinzelte Trümmer dieses großen Nordlandes, der sogenannten „Arktogäa" oder „Holarktis", ragen heute aus den Fluten hervor; vor der Eiszeit aber muß es eine gewaltige Ausdehnung gehabt und die Alte mit der Neuen Welt durch eine feste Landbrücke verbunden haben. Dort, an den äußersten Nordlandsküsten, die anscheinend in der Gegend des heutigen Grantland und im Norden von Grönland am weitesten ins Polarmeer vorsprangen, hat, wie gesagt, die An-

---

fragen, Nr. 51, 1908. — Von den neueren Erklärungen der Eiszeit — es gibt deren mehr als vierzig — seien angeführt: Foehr (Naturforscherversammlung in Dresden 1907), Wärmeverlust der Erde durch Kohlenbildung, Pohlig (Eiszeit und Urgeschichte des Menschen, Leipzig 1907), irdische Ursache Verschiebung der Pole, außerirdische regelmäßig wiederkehrende Veränderung des Sonnenstandes, Hoffmann (Beitr. z. Geophysik IX, 1908, „Grundlinien einer Theorie der Eiszeiten"), der die unmittelbare Ursache, dauernde Bewölkung und starke Niederschläge richtig, die mittelbare „durch Selbsterwärmung von tierischen Lebewesen auf dem Meeresgrund und im Süßwasser" aber offenbar falsch erklärt, und Eckardt, „Das Klimaproblem der geologischen Vergangenheit und der historischen Gegenwart" (Braunschweig 1909), der u. a. schreibt: „Die Ursache der Eiszeit ist die nämliche wie jene der ehemals warmen Klimate im Norden . . ." ganz gewiß, ursprünglich größere Eigenwärme, dann Abkühlung der Erde, aber . . . „es war im Norden Europas die Luftdruckverteilung antizyklonal, im Süden zyklonal" . . . dunkel und unverständlich. In einem Aufsatz über „Die Theorie von Polverschiebungen und ihre Bedeutung für das paläothermale Problem, insbesondere die diluviale Eiszeit" (Globus XCVII 6) verwirft er Polverschiebungen als Ursache gänzlich und sucht den Grund lediglich im „größeren Niederschlagsreichtum". Vgl. vom selben Verfasser „Paläoklimatologie", Sammlung Göschen, Leipzig 1910, sowie v. Kerner: „Sind Eiszeiten durch Polverschiebungen zu erklären?" (Verhandl. d. k. k. geol. Reichsanstalt Nr. 12, 1909) und „Die extremen thermischen Anomalien auf der Nordhemisphäre und ihre Bedeutung für die Frage der geologischen Polarverschiebungen" (Met.-Ztschr. Nr. 10, 1909). — In einer der letzten Sitzungen der K. Akad. d. Wiss. (Anfang 1913) hat sich Penck über „die wahren Ursachen der Eiszeit" ausgesprochen; er verneint jede Polverschiebung, sucht aber die Abnahme der Wärme durch vorübergehende Verminderung der Sonnenstrahlung zu erklären.

passung von Wassertieren an das Leben auf dem Lande stattgefunden, dort waren auch, teils durch die angedeuteten Schwankungen in der Verteilung von Wasser und Land, teils durch die stetig abnehmende Wärme die meisten und wirksamsten Anstöße zur unaufhaltsamen Fortentwicklung der Lebewesen gegeben, und gerade die Einschränkung des Wohngebiets im Verein mit der eigenen Vermehrung trieb diese zu wiederholten, allmälig alles zugängliche Land überflutenden und bevölkernden Auswanderungen. Die ersten Auswanderer standen selbstverständlich auf niederster, die letzten auf höchster Entwicklungsstufe. Daß das Tierleben an seinem Ursprungsort auch zuerst den höchsten Gipfel der Entwicklung erreicht haben muß, habe ich schon vor Jahren durch folgendes Gleichnis anschaulich zu machen gesucht: lassen wir aus einem Trichter Streusand auf eine ebene Fläche rieseln, so entsteht ein nach allen Seiten hin abgeflachter Hügel, der da am höchsten ist, wo die ersten Sandkörner aufgefallen sind. Wäre der angenommene Bildungsherd der höheren Tiere ringsum von Festland mit nach allen Seiten für die Auswanderer gangbaren Wegen umgeben gewesen, so müßten in der Mitte die am höchsten stehenden, im äußersten Randgürtel dagegen die niedersten Wirbeltiere anzutreffen sein. Da die Ausbreitung aber nur nach einer Richtung stattfinden konnte, finden wir letztere nur im Süden, hauptsächlich in Ländern, die wegen frühzeitiger Lostrennung späteren Wellen nicht mehr zugänglich waren und wo daher die ersten Einwanderer keinen Kampf ums Dasein mit höherentwickelten und darum überlegenen Artgenossen zu bestehen hatten. Solche Länder sind Neu-Seeland, Australien, Madagaskar, die Südspitze von Amerika, wo noch der Lungenfisch, die Brückenechse, der Vogel Kiwi, Ursäuger, Beuteltiere und Halbaffen leben[12]). Daß gerade in diesen Breiten auch die niedrigsten Menschenrassen hausen, Australier, Ajita, Toala, Andamanesen, Wedda, Buschmänner und Feuerländer, ist ein Beweis dafür, daß der Mensch, das Endglied einer langen Entwicklungskette, sich in ähnlicher Weise wie niedere und höhere Wirbeltiere über den Erdball verbreitet, daß dort, wo der erste Lurch durch den Schlamm gekrochen, das erste Säugetier durch Lungenatmung warmblütig ge-

---

[12]) Vgl. u. a. Arldt's reizendes Buch „Wohnstätten des Lebens" (Leipzig, Th. Thomas, 1910), von mir in dem Vortrag über „Die Urheimat des Menschengeschlechts" erwähnt, sowie die Aufsätze: „Neuere paläontologische Funde in Afrika" und „Paläontologische Rundschau" in der Wissenschaftl. Rundschau I 4 u. 15, 1910/11. — Hallier, Über frühere Landbrücken, Pflanzen- und Völkerwanderungen zwischen Australasien und Amerika. Mededeel. Rijks Herb. Leiden. Nr. 13, 1912. Die fleißige, von mir in der „Natur" besprochene Arbeit schreibt Asien eine zu große Bedeutung zu und rechnet noch zu viel mit Landbrücken quer über die tiefsten Meere. Ebenso Boelsche in dem hübsch geschriebenen Büchlein „Festländer und Meere im Wechsel der Zeiten", Stuttgart, Franckh'scher Verlag.

worden ist, auch der Vormensch sich aufgerichtet und auf die Beine gestellt hat. Dazu stimmt, daß alle höheren Rassen aus dem Norden gekommen sind, der Heimat der weltbeherrschenden Kulturvölker. Die letzte Welle des nordischen, die Erde belebenden Stromes fällt ins volle Licht der Geschichte und wird „germanische Völkerwanderung" genannt.

Obwohl bekannte Tatsachen der Tierverbreitung und allgemein giltige Entwicklungsgesetze auf die richtige Spur hätten bringen müssen, herrschen doch über die Frage nach der Urheimat des Menschengeschlechts[13]) noch sehr verworrene und widersprechende Anschauungen. Nur so weit haben sich die Meinungen geklärt, daß, während einerseits der Widerspruch gegen die tierische Abstammung des Menschen verstummt, man anderseits die Affen nicht mehr als unsre Vorfahren, sondern nur als unsre nächsten Verwandten[14]) im Tierreich betrachtet. Unstreitig bilden die Großaffen einen Seitenast des gemeinsamen Stammbaums, dessen Gabelung weit, weit zurückliegt und im Tertiär gesucht werden muß. Seitdem sind beider Entwicklungsbahnen getrennt verlaufen, die des Menschen in stetig aufsteigender, die der Großaffen zumteil wieder in absteigender Richtung. Die Verwandtschaft des Vormenschen mit den Uraffen war daher eine nähere als die der heutigen Menschen mit Schimpanse, Gorilla, Orang und Gibbon.

Wie die gemeinsamen Vorfahren aller beschaffen waren, läßt sich, da sie fossil nicht gefunden sind und auch schwerlich zu finden sein werden, nur vermuten, doch müssen wir ihnen notwendiger Weise solche Eigenschaften zuschreiben, die sich ebensowohl zu menschlichen wie zu äffischen entwickeln konnten. Neben Rückschlüssen aus dem bekannten Leibesbau der lebenden und einiger ausgestorbener Nachkommen sind wir daher auf die Mithilfe der Einbildungskraft angewiesen, um etwa folgendes „Ahnenbild" zu entwerfen: mittelgroße, dichtbehaarte, schwanzlose Geschöpfe mit entwicklungsfähigem, aber noch ziemlich kleinem Gehirn, mit kräftigen Kiefern und Zähnen und Hinterglied-

[13]) Vgl. meine darauf bezüglichen Aufsätze in der „Naturwiss. Wochenschrift", N. F. I 23, II 43 u. III 5, letzterer ein kurzer Auszug aus dem auf der Naturforscherversammlung in Cassel 1903 gehaltenen gleichnamigen Vortrag, ferner „Die Urheimat des Menschengeschlechts", Verh. d. Heidelb. Naturh.-med. Ver. N. F. VII, 1905, sowie meine Bücher „Menschwerdung" und „Tierwelt und Erdalter", Stuttgart, Strecker u. Schröder, 1907 u. 1908, „Leben und Heimat des Urmenschen", Leipzig, Th. Thomas, 1910, die Abhandlung „Der nordische Schöpfungsherd". Ztschr. f. d. Ausbau d. Entwicklungslehre III 5, 1909, und den Vortrag „Die Urheimat des Menschengeschlechts", Natur II 11/12, 1911, gekürzt in einem gleichnamigen Aufsatz in Welt und Wissen I, 1912.

[14]) Nicht ganz folgerichtig spricht Haeckel (Volksausgabe der „Welträtsel") immer noch von der „Abstammung des Menschen vom Affen". Die gemeinsamen Vorfahren waren weder das eine noch das andere, konnten sich aber nach beiden Richtungen weiterentwickeln.

maßen, die, verhältnismäßig kürzer als die menschlichen Beine und die Hauptstütze der Leibeslast bildend, in einen gleichmäßig beim Aufrichten wie zum Festhalten brauchbaren Fuß endeten, während die vorderen, mehr zur Erhaltung des Gleichgewichts dienend und keinesfalls länger als unsere Arme, eine vorwiegend zum Greifwerkzeug ausgebildete Hand trugen. Obwohl das Dasein dieser Klettertiere, deren Leben sich zumeist im Gezweig der Bäume, teilweise aber auch auf dem Erdboden abgespielt haben dürfte, durch Knochenfunde nicht bestätigt ist, sondern nur vorausgesetzt werden muß, möchte ich ihnen doch den zoologischen Namen Pithecanthropus atavus (nicht mit „Affenmensch", sondern mit „Menschaffenahn" zu verdeutschen) beilegen, um damit auszudrücken, daß sie Anlagen zur Weiterentwicklung nach der Affen- wie nach der Menschenseite in sich vereinigten.

Was den einen Zweig dieses Stammes, die späteren Großaffen, veranlaßt hat, sich ausschließlich ans Baumleben zu gewöhnen, den andern, die späteren Menschen, dagegen, dies vollständig aufzugeben, läßt sich mit Sicherheit nicht mehr entscheiden. Das mit der Größe wachsende Gewicht, wie Morris[15]) gemeint hat, ist schwerlich ausschlaggebend gewesen, denn es hat ja auf beiden Seiten zugenommen und übertrifft beim Gorilla das des Menschen beträchtlich. Wahrscheinlicher ist eine durch Klimawechsel hervorgerufene Veränderung des Baumwuchses und der Nahrungsweise. Darin stimmen dagegen die meisten Forscher überein, daß der aufrechte Gang die höhere Entwicklung eingeleitet und ermöglicht hat, daß unsre Vorfahren, wie Dames[16]) sich treffend ausdrückt, „zuerst mit den Beinen Mensch geworden" sind.

Auf welchem Schauplatz aber, das ist die Hauptfrage, haben sich alle diese Umgestaltungen, Anpassungen, Neuerwerbungen abgespielt,

---

[15]) The making of man. — From brute to man. American Naturalist XX u. XXIV, 1886 u. 1890.

[16]) Deutsche Rundschau, 1896. — Vgl. auch meinen Vortrag über „Hirn, Hand, Mund" auf der Naturforscherversammlung in Münster, Verh. 1913. — Über die ältesten Werkzeuge, die sog. „Eolithen", d. h. Steine der Morgenröte, herrscht unter den Gelehrten noch große Meinungsverschiedenheit. Ich selbst halte, da brauchbare Feuersteinsplitter unstreitig auch auf natürlichem Wege entstehen können, in dieser schwierigen Frage die größte Vorsicht für angezeigt, besonders in Erdaltern und Gegenden, wo der Urmensch noch nicht gelebt haben kann, und teile ungefähr den Standpunkt des verst. Grazer Geologen R. Hoernes (Über Eolithen, Mitt. d. Naturw. Vereins f. Steiermark 1909). — Nach neueren englischen Berichten (Ill. Lond. News 18. I. 13) scheinen allerdings nördlich vom Ärmelmeer rohe Steingeräte gefunden zu sein, die älter sind als die Eiszeit und unter dem von einem pliocänen Meer abgesetzten, „roten Mergel" (Red crag) lagen. Ob wir es hier wirklich mit Erzeugnissen der Menschenhand zu tun haben, ist noch nicht ganz sicher. Aber auch die Knochenfunde sprechen dafür, daß in dem der Urheimat näheren England der Urmensch und seine vormenschlichen Vor-

die in stetig aufsteigender Entwicklung den Menschaffenahn zum Vormenschen, diesen zum Menschen gemacht haben? Nur dann dürfen wir auf eine befriedigende und wahrheitgemäße Lösung hoffen, wenn wir an diese schwierige Aufgabe nicht mit vorgefaßter Meinung oder von einem einseitigen Standpunkte aus herantreten, sondern sie im Zusammenhang mit der Verbreitung der übrigen Warmblüter, der großen Säugerstämme, vor allem unsrer nächsten Seitenverwandten, der menschenähnlichen Affen, behandeln. In der Tat hat man denn auch aus deren jetzigem Wohngebiet geschlossen, daß die Urheimat des Menschen irgendwo zwischen den Wendekreisen, in den heißesten Ländern der Erde zu suchen sei. Darwin[17]) hielt es zwar nach dem damaligen Stand des Wissens für „ganz unnütz", darüber nachzugrübeln, fand es aber dennoch „mehr als wahrscheinlich, daß unsre ältesten Vorfahren auf dem afrikanischen Festland, und zwar hier früher als irgendwo anders, gelebt haben." Auch für Haeckel, der sich übrigens ziemlich vorsichtig und unbestimmt[18]) ausdrückt, ist die „heiße Zone der alten Welt" das wahrscheinlichste, doch dehnt er das vermeintliche Ursprungsgebiet viel weiter nach Osten aus. Die Entwicklung zum Urmenschen, meint er, erfolgte „entweder auf dem Festlande des tropischen Afrika oder Asien, oder auf einem früheren Kontinente, der von Ostafrika bis nach Ostasien hinüberreichte". Es ist dies jedoch ein Trugschluß; denn erstens sind Affen keine Menschen und zweitens fällt das Verbreitungsgebiet lebender Arten nur in den seltensten Fällen mit den Fundstätten fossiler Knochen ihrer ausgestorbenen Vorfahren zusammen. Darwins Voraussetzung, daß auf afrikanischem Boden früher ältere Verwandte von Gorilla und Schimpanse gelebt hätten, ist bis jetzt durch Funde nicht bestätigt[19]) worden; dagegen hat man

läufer früher aufgetreten sind als auf dem europäischen Festland. — In einer Abhandlung über „Nordische Urfaustkeile" (Ber. d. Senckenb. Naturf. Ges. XLIII 3) verteidigt Richters die durchaus nicht unmögliche Ansicht, im Gletscherschutt der holsteinischen Küste fänden sich einzelne Steingeräte des voreiszeitlichen skandinavischen Urmenschen.

[17]) Descent of man, I 6, 1871.

[18]) Anthropogenie oder Entwickelungsgeschichte des Menschen, II 23, 4. Aufl., Leipzig 1891. — In neueren Schriften spricht er sich nicht bestimmter aus, scheint aber, offenbar infolge der Entdeckung des Pithecanthropus, noch mehr nach Ostasien zu neigen. Nach einer seiner neuesten Veröffentlichungen, der Festschrift „Unsere Ahnenreihe", Jena, G. Fischer, 1908, hat er im wesentlichen an dieser Anschauung festgehalten. Von mir beurteit in d. Ztschr. f. d. Ausbau d. Entwicklungslehre III 4, 1909. — Vgl. auch „Entwicklungsgeschichte des Menschen", v. Pflugk-Harttung's Weltgeschichte I. Berlin, Ullstein, 1910.

[19]) Der in Ägypten gefundene Unterkiefer des Propliopithecus Haeckelii (Schlosser) gehört einer kleinen, noch ziemlich tiefstehenden Art an und muß darum einem unentwickelten Vorläufer der großen Menschenaffen zugeschrieben werden.

das in Europa fossile Helladotherium kürzlich im Innern von Afrika noch lebend als Okapi angetroffen.

Ausgestorbene Arten sind selbstverständlich älter als lebende; werden daher von einer bestimmten Tierart an einem Orte nur versteinerte Überbleibsel in älteren Erdschichten, an einem andern dagegen noch lebende, wenn auch vielleicht ein wenig veränderte Vertreter angetroffen, so sind wir zu dem Schlusse berechtigt, daß die Ausbreitung in der Richtung vom ersten zum zweiten erfolgt ist. Das ist ein leicht verständliches und allgemein giltiges Naturgesetz[20]). Wie in der Wüste, selbst wenn der Wind alle sonstigen Spuren verweht hat, der Weg einer Karawane an den Gerippen gefallener Lasttiere zu erkennen ist, so zeigen zerstreute Versteinerungen dem kundigen Forscher die von den einzelnen Tierstämmen bei ihrer Verbreitung über den Erdball eingeschlagene Richtung.

Halten wir Umschau, welche Länder fossile Knochen sowohl von Großaffen als auch von ausgestorbenen Menschenrassen geliefert haben, so ergibt sich die bedeutsame Tatsache, daß dies in keinem andern als in unserm Weltteil der Fall ist. Man könnte dem freilich entgegenhalten, daß der europäische Boden am besten durchforscht ist; einstweilen aber, bis uns neue Funde eines besseren belehren, haben wir uns an das Bekannte zu halten. Während man in Deutschland und Frankreich an mehreren Fundstätten Schädelbruchstücke, Knochen und Zähne von verschiedenen Arten[21]) menschenähnlicher Affen, Dryopithecus, Pliopithecus oder Pliohylobates, Griphopithecus, Anthropodus u. a.,

---

[20]) Als „Verbreitungsgesetz der Lebewesen" habe ich dasselbe in den angef. Büchern und Abhandlungen weiter ausführt, sowie in den Heidelb. Familienblättern, 24. X. 08. In der Wahres und Irriges enthaltenden Abhandlung „Die Vorzeit der Erde" von Walther (v. Pflugk-Harttung's Weltgeschichte I, Berlin, Ullstein, 1910) ist u. a. zu lesen: „So fügen sich zahlreiche Tatsachen zu dem Bilde eines gleichmäßigen Klimas, das auf der ganzen Erde herrschte und allen beweglichen Tieren und Pflanzen gestattete, ihre Verbreitungsgebiete weit auszudehnen". Diese Schlußfolgerung ist falsch; ein gleichmäßiges Klima auf der ganzen Erdoberfläche hat es nie gegeben, und zur Zeit, als an den Polarmeerküsten immergrüne Bäume wuchsen, war es zwischen den Wendekreisen jedenfalls noch zu heiß für höherentwickelte Lebewesen. — Der Arldt'schen, sich hauptsächlich gegen meine Auffassung wendenden Abhandlung über „Das arktische Gebiet als Entwicklungszentrum" (Geogr. Ztschr. XVI 10) bin ich entgegengetreten durch den Aufsatz „Der Zug des Lebens" (Pol.-anthr. Revue IX 11, 1911). Vgl. auch Elbert, Die Sunda-Expedition. Frankfurt, H. Minjon, 1912. — Die den meinigen nahekommenden Ansichten von Kriz („Über die Quartärzeit in Mähren usw.", Mitt. d. Anthr. Ges. in Wien, N. F. XVIII) hatte ich dargestellt und beurteilt in den Aufsätzen „Der Norden die Wiege der Menschheit" und „Des Menschen Ausbreitung über den Erdball" (Deutsche Welt I 3 u. II 23, 1898/9).

[21]) Dubois, Über drei ausgestorbene Menschenaffen. N. Jahrb. f. Mineralogie I, 1897. — Wegner, Zur Kenntnis der Säugetierfauna des Obermiocäns von Oppeln. Verh. d. K. K. geol. Reichsanstalt 1908, Nr. 5/6.

die teils mit den in Afrika, teils mit den in Inselindien lebenden näher verwandt zu sein scheinen, ausgegraben hat, ist bis jetzt nur ein außereuropäischer fossiler Großaffe bekannt, der 1878 in den Siwalik Hills gefundene Palaeopithecus sivalensis. Seine pliocäne(?) Fundschicht ist jedoch jünger als die europäischen und der Fundort, im nordwestlichsten Fünfstromland, nahe dem Ausfallstor, durch das so viele menschliche Einwanderer aus dem Westen nach Indien vorgedrungen sind, von Europa nicht weiter als von Afrika oder Ostasien entfernt. Funde von Knochen tiefstehender Menschenrassen aus älteren Erdschichten mehren sich bei uns von Jahr zu Jahr, in überseeischen Ländern dagegen sind solche, mit einziger Ausnahme von Amerika[22]), nicht gemacht worden.

Aus diesen Tatsachen ergibt sich daher, nach dem erwähnten Naturgesetz, im Gegensatz zu früheren Meinungen, die notwendige Schlußfolgerung, daß bei ihrer Ausbreitung über den Erdkreis nicht nur die Großaffen, sondern auch die ältesten Menschenhorden den Weg über das europäische Festland[23]) genommen haben müssen. Hier laufen alle Richtungslinien wie Strahlen eines Fächers zusammen, und der Ort, wo sie sich schneiden, das gemeinsame Verbreitungszentrum, kann folgerichtig nur in der Nähe, und zwar nordwärts gesucht werden.

Durch den überraschenden Fund des Pithecanthropus (nach meiner Bezeichnung Proanthropus) erectus bei Trinil auf Java im Jahr 1891 erhielten selbstverständlich die Anschauungen von einem südlichen,

[22]) Nehring, Menschenreste aus einem Sambaqui usw., Zeitschr. f. Ethnologie, XXVII, 6, 1895. (Vgl. auch Naturwiss. Wochenschrift, X. 46.) — Lehmann-Nitsche, Nouvelles recherches sur la formation pampéenne et l'homme fossile de la République Argentine, Buenos-Aires 1907. — Homo sapiens und Homo neogaeus aus der argentinischen Pampasformation. Verh. des XVI. Internat. Amerikanischen Kongresses in Wien, I, 1909, von mir in der Polit.-anthrop. Revue IX 3, 1910, besprochen. — Hrdlicka, Skeletal remains suggesting or attributed to early man in North-America, Bur. of Am. Ethnol., Bull. 33, Washington 1907. — Ameghino, Le Diprothomo platensis un précurseur de l'homme du pliocène inférieur de Buenos Aires, 1909, von mir in Natur I 24, 1910, beurteilt, ferner Mochi, Nota preventiva sul diprothomo platensis Ameghino, Revista del Museo de La Plata XVII, p. 69/70, von mir in Natur II 2, 1910 besprochen.

[23]) Ein Vortrag von Schlosser (K. bayr. Akad. d. Wissensch. Math.-phys. Klasse XXII, 1903) über „Die fossilen Säugetiere Chinas", worin u. a. gesagt wird, „daß die Tierwelt des europäischen Oberpliocäns die Vorläufer wohl des größten Teils aller Pleistocäntypen enthält", bestätigt meine Auffassung in schönster Weise. — In der Sitzung vom 3. Aug. der Académie des sciences (L'homme préhistorique I 9, 1903) besprach Gaudry eine Arbeit von Tournouër über die tertiären Schichten von Patagonien. Das dortige Mitteltertiär enthält Knochen von Vierfüßlern, die auf einer viel tieferen Entwickelungsstufe stehen als diejenigen gleich alter europäischer Schichten. Nach meiner Auffassung ist diese Tatsache weder „très nouveau", noch „très extraordinaire", sondern selbstverständlich.

insbesondere ostasiatischen Ursprung der Menschen neue Nahrung. Dubois, der glückliche Entdecker, selbst[24]) erklärt ihn für den „unmittelbaren Erzeuger" und die „indische Tierprovinz" für das Geburtsland des Urmenschen, muß aber zugeben, daß „der Zeitraum zur Entwicklung des Einen aus dem Andern" kaum genügen könne. Aus allgemein entwicklungsgeschichtlichen Gründen vertrete ich schon seit Jahren die Ansicht, daß ein solcher Zwischenraum überhaupt nicht besteht, daß die frühesten Spuren des Menschen in Europa älter sind als die Schicht, in der die Gebeine des Pithecanthropus eingebettet lagen. Nach allem, was seitdem die Forschung festgestellt hat, ist es am wahrscheinlichsten, daß der in der Übergangszeit vom Tertiär zum Quartär über damals bestehende Landbrücken von Hinterindien her, vielleicht nur in geringer Kopfzahl, eingewanderte Vormensch ohne Nachkommen ausgestorben ist. Dazu kommt, daß jetzt auch in Südamerika die Spur eines Vormenschen (Proanthropus neogaeus nach meiner Bezeichnung) aufgefunden zu sein scheint, nämlich der Halswirbel von Monte Hermoso. Solche Gebeine sind als Überbleibsel[25]) vorausgeeilter, früh ausgestorbener Verbreitungswellen aufzufassen, die in ihre weit auseinanderliegenden, durch die tiefsten Meere getrennten Wohngebiete nur aus einem gemeinsamen nordischen Ursprungsland gelangt sein können.

Einer der Ersten, die es wagten, gegen den als selbstverständlich geltenden südlichen Ursprung unsrer ältesten menschlichen Vorfahren aufzutreten, war der durch seine Empfehlung der Wollkleidung sehr bekannt gewordene Stuttgarter Zoologe Jaeger. Schon 1865 schrieb[26])

---

[24]) Pithecanthropus erectus, eine menschenähnliche Übergangsform. Batavia 1894. — Volz, Das geologische Alter der Pithecanthropus-Schichten usw. Neues Jahrb. f. Mineral., Geol. usw., Festband 1907, Über das Alter des Pithecanthropus erectus Dubois. Globus XCII, 1907. — Martin, Das Alter der Schichten von Sonde und Trinil auf Java, Akad. v. Wetensch. f. Amsterdam 1908. — Elbert, Über prähistorische Funde aus den Kendeng-Schichten usw. Korr.-Blatt d. Deutsch. Anthr. Ges. B. 49, 1908. — Dubois, Das geologische Alter der Kendeng- oder Trinil-Fauna, Nederl. Aardr. Genotsch. 2. Ser. XXV, 1908. — Vgl. dazu meine Aufsätze „Das Alter des Menschen in Südamerika", Globus XCIV 21, 1908, und „Der Vormensch", Ztschr. f. d. Ausbau d. Entwicklungslehre III 1, 1909.

[25]) Diese überraschenden Funde vormenschlicher Gebeine habe ich eingehend besprochen und beurteilt in dem Büchlein „Leben und Heimat des Urmenschen", Leipzig 1910. — Über den Halswirbel habe ich gesprochen im Karlsr. Naturwiss. Verein, auf der Anthropologenversammlung in Frankfurt und im Heidelb. Naturh.-med. Verein (s. Verh.). — Vgl. auch meine Aufsätze „Neuentdeckte Gebeine des Urmenschen", Deutsche Welt XI 32, „Neueste Errungenschaften der menschlichen Paläontologie", Natur I 1, 1909, „Nochmals der Fund von Mauer", Natur I 8, 1910, und „Der Mensch der Urzeit und der Gegenwart", Verh. des Naturw. Vereins in Karlsruhe XXIII, 1910.

[26]) Ausland 1865, Nr. 37, mit anderen ähnlichen Aufsätzen in dem Buch „Aus Natur- und Menschenleben", Leipzig 1894, vereinigt.

er in einem Aufsatz „Der Nordpol, ein tiergeographisches Zentrum" über die ältesten Menschen: „sie waren auch Bewohner jener geschlossenen Eismeerküste." Im Jahre 1883 veröffentlichte der nicht nur in seiner Fachwissenschaft, der Botanik, hervorragende Naturforscher Graf Saporta eine Abhandlung[27]) über den „Vorgeschichtlichen Menschen", die mir erst vor kurzem zu Gesicht kam und in der ich zu meiner freudigen Überraschung manche meiner eigenen Anschauungen wiederfand: „Wir sind, wie man sieht, geneigt, die wahrscheinliche Wiege des Urmenschen weit nach Norden, bis in die den Pol umgebenden Länder zurückzuverlegen. Nur von dort konnte er wie von einem Mittelpunkt ausstrahlen, um sich in mehreren Festländern zugleich auszubreiten und, nachdem er längs der Küste des Nordmeeres sich verschiedenartig entwickelt hatte, wiederholte Wanderscharen auszusenden, die gleich Bienenschwärmen bestimmt waren, sich zu vermehren, zu verdrängen und gegenseitig zu ersetzen, bis zu dem Augenblick, da jede sich in einem mehr oder weniger südlich gelegenen Sondergebiet festsetzte und aufhielt, um dort ihre endgiltigen Merkmale und Fähigkeiten anzunehmen . . .". Das Verhältnis der hochentwickelten zu den tiefstehenden, teils lebenden, teils ausgestorbenen Rassen ist anschaulich und treffend geschildert; es zeigt sich, „daß die Südspitze der drei großen Festländer durchweg von Rassen besetzt ist, die, zweifellos ursprünglich von anderswoher gekommen, im Feuerland, am Kap und in Tasmanien zu den am tiefsten von allen stehenden zählen. Diese, zuerst sich in Bewegung setzend, sind den andern vorausgeeilt; sie haben den deutlichen Stempel des unentwickelten Stammes bewahrt, von dem sie sich vorzeitig abgezweigt haben." Zwei Jahre später erschien in Amerika ein Buch[28]), von dem der Herausgeber mit Recht sagen konnte: „es ist nicht das Werk eines Träumers . . ., sondern ein durchaus ernst und aufrichtig gemeinter Versuch, zu zeigen, wie nach des Verfassers Überzeugung eine der größten und fesselndsten Streitfragen, die mit der Geschichte der Menschheit verknüpft sind, in wahrheitgemäßer und endgiltiger Weise gelöst werden kann . . . man empfindet jetzt mehr als je zuvor, daß, solange der Ausgangspunkt der Menschengeschichte nicht festgestellt ist, der Geschichtschreiber, der Altertumsforscher und der paläontologische Anthropologe im Dunkeln arbeiten." Ähnliche Anschauungen vertrat der bekannte Naturforscher und Geograph Moritz Wagner. In einer zwei Jahre nach

[27]) Un essai de synthèse paléoethnique. Revue des deux mondes LVII Mai—Juin.

[28]) Warren, Paradise found, the cradle of the human race at the North-Pole. Boston 1885. Das in Deutschland wenig beachtete Buch hat in Amerika 12 Auflagen, von denen die letzte in Vorbereitung, erlebt. Vom gleichen Verfasser: The cradle of the human race, recent literature. Meth. Rev. XC 6, 1908, und The earliest cosmologies. New York und Cincinnati 1909.

seinem Tode herausgegebenen Sammlung entwicklungsgeschichtlicher Aufsätze[29]) befindet sich auch ein solcher über „Ursprung und Heimat des Urmenschen", der das „paläarktische" Gebiet, d. h. die Länder nördlich von dem großen, die Alte Welt durchquerenden Gebirgszug, als das einzig mögliche, für die Menschwerdung in Betracht kommende bezeichnet. Ihm hat sich dann später Haacke[30]) der Hauptsache nach angeschlossen. Zimmermann, der in seiner Behandlung der Frage[31]) schließlich wieder auf Südasien zurückkommt, vermengt und verwechselt Wagners und meine Ansichten. So bereitwillig ich stets die hohe Bedeutung der Wanderungen und der räumlichen Sonderung für die Artenbildung anerkannt habe, so wertvoll mir die Anschauungsweise dieses hervorragenden Forschers als wichtige Ergänzung der Entwicklungslehre erscheint, in der Frage nach der Urheimat des Menschen gehen unsre Wege weit auseinander. Wenn Wagner behauptet: „die Eiszeit hat den Menschen gemacht", sage ich: „sie hat den weißen Mann geschaffen", denn, wie sich immer deutlicher herausstellt, muß der Mensch älter sein und sein Ursprung ins Tertiär zurückreichen. Zur gleichen Zeit, als sich von den skandinavischen Bergen her mächtige Gletscher über Nordeuropa vorschoben, stiegen solche, jenen entgegenkommend, auch von den Alpen herab. Die Großaffen können daher nicht, wie Wagner meint, zurückgedrängt in „die unwirtlichen, baumlosen Steinhalden" des Hochgebirgs, dort den aufrechten Gang angenommen und damit die erste Stufe zur Menschwerdung erstiegen haben; damals waren die Hochtäler alle von Eis und Schnee erfüllt, und wenn auch irgendwo eine kahle Felszinne hervorragte, war sie für lebende Wesen unbewohnbar. Außerdem hätten sich die Affen, so wie sie jetzt beschaffen sind, niemals mehr an den aufrechten Gang gewöhnen können.

Dagegen stimme ich darin mit Wagner überein, daß die vom Norden her fortschreitende Abkühlung den Kampf ums Dasein verschärfte, durch gründlich veränderte Lebensbedingungen immer neue Anpassungen nötig machte und dadurch neue, von den tertiären völlig verschiedene Arten erzeugte. Außerdem hätte sich aber noch manches zu gunsten seiner Lehre anführen lassen. Wenn die Tropensonne die Kraft hatte, den Keim der Menschheit zur Entfaltung zu bringen, dann, sollte man denken, hätte sie auch imstande sein müssen, sein Wachstum weiter, bis zur Blüte und Frucht zu fördern. Gerade das Gegenteil

---

[29]) Die Entstehung der Arten durch räumliche Sonderung. Basel 1889.

[30]) Die Schöpfung des Menschen und seiner Ideale. Jena 1895.

[31]) Zur Frage der menschlichen Urheimat. Polit.-anthr. Revue, II 4, 1903. — Penck, Die alpinen Eiszeiten und der prähistorische Mensch, Arch. f. Anthr., N. F. I 2, 1903, hält noch an vier Eiszeiten fest, gesteht aber jetzt dem europäischen Menschen, entgegen früheren Ansichten, ein sehr viel höheres Alter zu.

ist aber der Fall: von ihrem geistigen Stumpfsinn ganz abgesehen, sind auch in ihrer leiblichen Entwicklung — es sei an die afrikanischen und südasiatischen Zwergvölker erinnert — die Bewohner heißer Länder auf der untersten Stufe stehen geblieben. Jeder Fortschritt ist aus dem Norden gekommen, alle neuen, höher entwickelten Arten und Rassen sind von dorther eingewandert. Von keinem einzigen der großen Säugerstämme, deren Endglieder, Elefanten, Nashörner, Flußpferde, Löwen, Bären, Hunde, Rinder, Pferde, Hirsche, Schafe, Schweine, Ziegen, sich mit dem Menschen über die Erde verbreitet haben, kennen wir das Ursprungsland. Es bleibt daher nur die Annahme übrig, daß der Bildungsherd der Säugetiere, folglich auch des Menschen, in heute unzugänglichen und unerforschlichen, unter ewigem Eis begrabenen oder von den Meeresfluten bedeckten Gegenden, im alten Nordlande[32]) der „Arktogäa" zu suchen, aber nicht mehr zu finden ist. Die Annahme untergegangener südlicher Festländer, Lemurien, Atlantis und Antarktis, die zudem mit den größten Meerestiefen zusammenfielen, zur Erklärung der Entstehung und Ausbreitung der höheren Tiere und mit ihnen des Menschen ist überflüssig; die Wanderungen konnten auf anderen Wegen erfolgen. Im Hinblick auf die dichten Pelze der Großaffen kann man auch die Kahlheit des Menschen, die gerade bei den mittelafrikanischen Zwergnegern am wenigsten ausgebildet ist, nicht als Beweis für seinen tropischen Ursprung anführen; diese schwierige Frage[33]) erfordert eine besondere Behandlung.

So stehen, wie wir gesehen haben, die Anschauungen von einer südlichen Herkunft unsrer ältesten Vorfahren alle in unvereinbarem Widerspruch mit bekannten Tatsachen wie mit großen, allgemein giltigen Entwicklungsgesetzen, und es wäre daher verlorene Mühe, die für bestimmte Gebiete, so neuerdings für Australien[34]) vorgebrachten

---

[32]) In dem gehaltvollen, schon durch seinen reichen Bilderschmuck wertvollen, aber nicht ganz vorurteilsfreien Werk von Obermaier „Der Mensch der Vorzeit" (Allg. Verl.-Ges. Berlin-München-Wien) findet sich der etwas rückständige Satz: „Hier, in Asien, hat die ganze Tertiär- und Quartärzeit hindurch die Entwicklung des Lebens in unbegrenzter Fülle fortgedauert, hier wird also auch der Mensch, der den höchsten Fortschritt darstellt, seine Ausbildung und Entfaltung erfahren haben". Die bis dahin erschienenen Lieferungen des schönen Werkes habe ich in der Pol.-anthr. Revue (XI 5) beurteilt.

[33]) In dem Vortrag über den „Pithecanthropus erectus und die Abstammung des Menschen" (Verh. d. Naturw. Ver. in Karlsruhe XIII, 1900), habe ich eine Erklärung versucht. Vgl. auch meinen Aufsatz in der Naturwiss. Wochenschr. N. F. II 43, 1903. — Neuerdings habe ich diese Frage eingehend behandelt in der erwähnten Schrift „Leben und Heimat des Urmenschen".

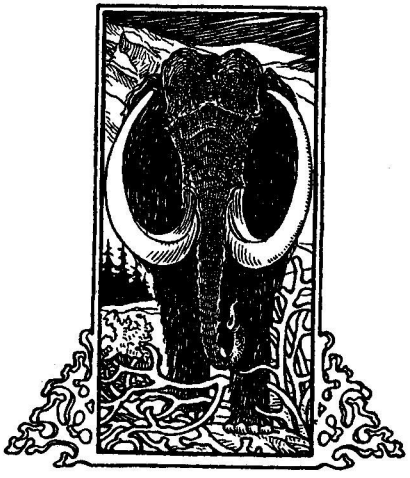
[34]) Schötensack, Die Bedeutung Australiens für die Heranbildung des Menschen usw. Drhdl. des Naturhist.-med. Vereins Heidelberg, N. F. VII 1, 1902. — Diese „Hypothese", die auch Klaatsch zu der seinen gemacht hatte, ist als „Gegenteil der Wahrheit" von mir zuerst und am nachdrücklichsten mündlich

Scheingründe im einzelnen zu widerlegen. Keines Menschen Fuß wird je wieder das Werdeland unsres Geschlechtes, das schon die heiligen Sagen der alten Inder an den Nordpol[35]) verlegt haben, betreten, seine Lage aber läßt sich aus einwandfreien wissenschaftlichen Gründen erschließen. Welche Bedeutung die Frage nach der Urheimat des Menschengeschlechts nicht nur für die Wissenschaft im allgemeinen, sondern auch für bestimmte Einzelforschungen hat, geht u. a. daraus hervor, daß es, wie die Erfahrung lehrt, unter der Herrschaft der früheren Anschauungen ein Ding der Unmöglichkeit war, richtige Vorstellungen über Verbreitung, verwandtschaftlichen Zusammenhang und geschichtliche Bedeutung der Menschenarten und Rassen zu gewinnen.

---

und schriftlich bekämpft worden, mit dem Erfolg, daß sie nach Klaatschs australischer Forschungsreise, deren Ergebnis ich vorhergesagt hatte, von ihren Urhebern selbst aufgegeben wurde.

35) Tilak, The arctic home in the Vedas, Poona and Bombay 1909. — Biedenkapp, Der Nordpol als Völkerheimat, Jena 1906. — Beide Werke sind etwas einseitig und verwechseln vielfach das Ursprungsgebiet der Gattung Mensch mit der Urheimat der indogermanischen Völker.



2. Menschenarten.

Pronaque cum spectent animalia cetera terram,
Os homini sublime dedit, coelumque videre
Iussit et crectos ad sidera tollere vultus.
Während die andern Geschöpfe zur Erde hin senken die Blicke,
Ist es dem Menschen verliehn, sein Angesicht frei zu erheben
Und mit bewunderndem Auge zu schauen des Himmels Gestirne.
Ovid.

Vor allem ist hier die Grundfrage zu beantworten: was ist Art und was Rasse? Das gesamte Pflanzen- und Tierreich mit Einschluß des Menschen wird eingeteilt in zahlreiche größere und kleinere Gruppen, Stämme, Reihen, Ordnungen, Sippen, Gattungen, Arten, Abarten und Spielarten. Für die beiden letzten Ausdrücke hat sich auch, besonders in der Menschenkunde, das Fremdwort „Rasse" (race) eingebürgert, und es sind daher unter dieser Bezeichnung solche Gruppen von Lebewesen zu verstehen, die sich verwandtschaftlich nahestehen und nur unwesentlich unterscheiden. Ob beim Menschen die trennenden Unterschiede groß genug sind, um besser von „Arten" sprechen zu können, ist eine offene, aber nicht grundsätzliche Frage. Neuerdings bin ich geneigt, einige Hauptzweige des menschlichen Stammes als „gute" Arten gelten zu lassen. Es gibt ja in der Natur keine scharfen Trennungen: unter Umständen spalten sich von einer bestimmten Art mehrere Spielarten ab, von denen sich eine oder die andere etwas weiter entfernt und schließlich zu einer neuen Art wird. Daß die verschiedene Gestalt und Befähigung des Menschen in der Art oder Spielart wurzelt, daß sich, genau wie im Tierreich, die einzelnen Rassen ausdehnen, verdrängen, bekämpfen, vernichten, vermischen, verschmelzen,

umwandeln, kann heutzutage nicht mehr geleugnet werden und findet sogar bei den Geschichtschreibern immer mehr Anerkennung[1]).

Bei wildlebenden Tieren können wir nicht wohl von edlen oder höherstehenden Rassen reden: der Berberlöwe ist ebenso edel wie der aus dem Kapland, der europäische Elch steht nicht über dem amerikanischen. Anders bei Haustieren; hier nennen wir solche Rassen „edel", denen der Mensch für ihn selbst wertvolle Eigenschaften künstlich angezüchtet hat, wie manchen Schafen die feine Wolle, der Kuh reichliche Milcherzeugung, dem Huhn fleißiges Eierlegen. Handelt es sich, wie beim Jagdhund oder Schäferhund, nicht bloß um leibliche, sondern auch um geistige Vorzüge, so kann man sogar von „höherstehenden" Rassen sprechen. Ganz besonders ist dies aber beim Menschen der Fall, wo die geistigen Eigenschaften so entschieden im Vordergrund stehen und die leiblichen Merkmale, obwohl für die Unterscheidung wichtig, bei der Wertschätzung der Rassen zurücktreten.

Daß die Lebensentwicklung eine allmälig aufsteigende war, daß Hohes aus Niederem, Verwickeltes aus Einfachem hervorgegangen, ist dank der bahnbrechenden Geistesarbeit von Männern wie Lamarck und Darwin[2]) über allen Zweifel erhaben, jedem Streit entrückt. Über die Mittel aber, mit denen die Natur arbeitet, über die Art und Weise, wie sich der Fortschritt vollzogen hat, gehen die Meinungen weit auseinander, tobt immer noch ein heftiger Streit zwischen den Neu-Darwinisten, die die „Allmacht", und den Anhängern Lamarcks, die die „Ohnmacht" der Naturzüchtung auf ihre Fahne geschrieben haben[3]). Ganz entschieden hat der hauptsächlich mit Haustieren arbei-

[1]) Als Zeichen der Zeit und entschiedener Fortschritt ist es zu begrüßen, daß verschiedene neuere Geschichtswerke, wie die von Helmolt, Ullstein, Meyer u. a., naturwissenschaftliche und menschenkundliche Einleitungen aufgenommen haben. Freilich haften den meisten derselben noch allerlei Mängel in Gestalt nicht überwundener Vorurteile an, die aus den Zeiten der „papierenen Wissenschaft" stammen, als man sich vor allem „ans Geschriebne" hielt.

[2]) Vgl. m. Aufsatz „Lamarck und Darwin als Anthropologen". Pol.-anthr. Revue IX 3, 1910.

[3]) In neuester Zeit neigt sich der Sieg immer mehr der Seite zu, auf der ich von jeher mitgekämpft habe. So hat Rabl in d. Ztsch. f. Zoologie (LXX, 1903) eine Abhandlung „Gedanken und Studien über den Ursprung der Extremitäten" veröffentlicht, die ganz im Sinne von Lamarck und Eimer gehalten ist. Ein ähnlicher Meinungswechsel vollzieht sich bei den Botanikern; dafür bildet der von Fischer auf der Schweizerischen Naturforscherversammlung in Locarno, Sept. 1903, gehaltene Vortrag über „die biologischen Arten der parasitischen Pilze und die Entstehung neuer Formen im Pflanzenreich" einen Beweis. Vgl. auch Wolff, „Begründung der Abstammungslehre", München, E. Reinhardt, 1907. Weismanns „Selektionstheorie" (Jena, G. Fischer, 1909) bringt nichts Neues, sondern wiederholt nur die alten, jetzt durch Pflanzen- und Tierversuche widerlegten Behauptungen, daß erworbene Eigenschaften nicht vererbt werden könnten. Wenn sich, wie die erblichen Krankheiten lehren, während des Einzellebens erlittene Schädigungen auf die Nachkommen übertragen, um wieviel leichter dann vorteilhafte Erwerbungen?

tende Darwin, wie schon seine verfehlte Vererbungslehre zeigt, nicht immer das Richtige getroffen und zweifellos die Wirkung der Einzelauslese, besonders aber der geschlechtlichen Zuchtwahl, sehr überschätzt.

Soviel die künstliche Zuchtwahl vermag, allmächtig ist auch sie nicht: sie kann nur in der Verfolgung der von der Natur schon eingeschlagenen Richtung Erfolge erzielen, nicht aber gegen den Strom schwimmen oder eine Umkehr der Entwicklung herbeiführen. Selbst mit Benutzung aller etwa auftretenden Rückschläge wird es ihr nicht gelingen, dem Pferde die verlorenen Zehen wieder anzuzüchten oder der Gans die erworbene Schwimmhaut zu rauben. Auch auf die Mithilfe fortdauernder Übung, steter Betätigung der zu verbessernden Teile, der zu veredelnden Eigenschaften kann sie nicht verzichten. Rennpferde im Stall[4]) oder Jagdhunde hinter dem Ofen züchten zu wollen, wäre für den erfahrenen Fachmann ein lächerlicher Gedanke. Auch der manchmal gehörte Einwurf, diese Betätigung sei an sich nicht nötig, sondern gewähre nur dem Züchter die Möglichkeit, nach den Leistungen die geeignetsten Zuchttiere auszuwählen, ist hinfällig. Hätte man die edlen, größtenteils aus dem Auslande eingeführten Pferderassen, deren Vorfahren stets auf schnellen Lauf gezüchtet waren, nicht bloß rennen, sondern auch Karren ziehen lassen, niemals, selbst bei peinlichster Auswahl, wäre die Zucht des englischen Vollbluts möglich gewesen. Noch weit mehr aber ist in der freien Natur die Wirkung dieses Mittels beschränkt, weil die meist unbehinderte Vermischung jede etwa auftauchende Eigentümlichkeit sofort wieder verwischt. Nur wo unübersteigliche Schranken oder unüberwindliche Entfernungen eine wahllose Blutmischung ausschließen, können in der Freiheit Verhältnisse eintreten, die einigermaßen den Absperrungsvorrichtungen des Züchters gleichkommen; nur wenn eine neue Eigenschaft bei einer größeren Anzahl von Einzelwesen zugleich auftritt, also nicht rein zufällig ist, sondern auf tieferliegende Ursachen schließen läßt, hat sie Aussicht, sich zu erhalten. Im übrigen wird der Kampf ums Dasein vor allem Schwächlinge und Kümmerer ausmerzen und dadurch die Art gesund erhalten; Lebenskraft und Widerstandsfähigkeit ist für den Einzelnen, besonders bei der Gattenwahl, unendlich viel wertvoller als irgendeine kleine, wenn auch vielleicht nach menschlichem Geschmack hübsche, Abweichung in Zeichnung und Farbe oder eine unbedeutende, wenn auch vielleicht nützliche, Änderung im Leibesbau. Da aber jede Umgestaltung und Abänderung

[4]) In einem Aufsatz über „Die Vererbung erworbener Eigenschaften und die deutsche Vollblutzucht“ (Frankf. Ztg. 2. III. 13) zieht Sternfeld aus der Tatsache, daß die oft mit ungeheuren Kosten vom Ausland bezogenen Zuchthengste verhältnismäßig wenig leistungsfähige Nachkommen erzeugen, den verkehrten Schluß, daß Anpassungen des Einzellebens sich nicht vererben. Gerade weil dies geschieht, wirken in diesem Falle unsere veränderten Witterungsverhältnisse ungünstig.

mit verschwindend kleinen Anfängen einsetzt, wird die Einzelauslese in der Freiheit gar nicht in die Lage kommen, neue Arten oder Spielarten hervorbringen zu können. Haben sich diese aber schon zu weit voneinander entfernt, um durch fruchtbare Vermischung verschmelzen zu können, so muß bei einer etwaigen Begegnung der Kampf ums Dasein entbrennen, der die weniger gut angepaßten und gerüsteten vernichtet[5]) oder verdrängt.

Eine solche, von jeder Einseitigkeit und Übertreibung sich fernhaltende Auffassung der Entwicklungslehre wird nicht nur durch gewissenhafte Naturbeobachtung, sondern auch durch die Erfahrungen der Tier- und Blumenzüchter[6]) und nicht weniger durch die Lehren der Geschichte bestätigt.

Da der Mensch den gleichen Naturgesetzen unterworfen ist wie das Tier, und zwar die höchste, aber durchaus keine Sonderstellung in der Schöpfung einnimmt, müssen auch für seine Arten und Rassen die gleichen, nur durch die geistigen Eigenschaften etwas beeinflußten Bedingungen im Lebenskampfe entscheidend sein. Auf dieser Grundlage eröffnen sich dem Geschichtsforscher ganz neue Aussichten, erlangt er die Möglichkeit einer von den unvermeidlichen Irrtümern der Quellen und Gewährsmänner unabhängigen Beurteilung der Vorgänge, mit einem Wort einer wahrhaft wissenschaftlichen Weltanschauung.

Unter den Einwirkungen der Außenwelt und der Lebensweise, im Kampf ums Dasein mit Feinden aus dem Tierreich und der eigenen Gattung, durch Anpassung an örtliche Verhältnisse wie durch räumliche Trennung haben sich auch beim Menschen im Lauf der Zeiten die Artunterschiede herausgebildet und erblich befestigt. Insbesondere gibt es für die Gegensätze der Hautfarbe keine andere annehmbare Erklärung als die unmittelbare Wirkung des Lichtes und der Wärme, und Shakespeare war darum vollkommen im Recht, wenn er die schwarze Negerhaut „die dunkle Liverei der glühnden Sonne (the

[5]) Schon der Gallierkönig Brennus nannte auf den Trümmern Roms (Plutarch, Camillus 17) das Recht des Stärkeren „das älteste aller Gesetze".

[6]) Die Hoffnung, die Verirrung des Neu-Darwinismus werde durch den Fortschritt der Wissenschaft überwunden werden, habe ich schon früh ausgesprochen („Vererbung der geistigen Eigenschaften", Illenauer Festschr. 1892, „Auslese und Kampf ums Dasein", Verh. d. Naturw. Ver. in Karlsruhe XII, 1896, u. a. Besonders die Versuche der Botaniker, wie Bonnier, Schubeler, Cieslar, Hansen, v. Wettstein, Rikli, haben eine unmittelbare Anpassung und Vererbung ohne Auslese festgestellt, und damit stimmen auch die Züchtungsergebnisse von Standfuß und Fischer an Schmetterlingen, von Kammerer an Molchen überein. Nach Dürst (Verh. über „die Entwicklung der Hörner usw." in der Züricher Naturf.-Ges. 16. XI. 03) hat de Rochebrune in Senegambien ein dreihörniges Rind getroffen, dessen drittes, ohne Ausnahme vererbtes Horn, durch Knüppelschläge auf die Nase entstanden ist. — Vgl. Brunner, „Darwinismus und Lamarckismus", Magdeburg und Leipzig, 1912.

shadow'd livery of burnish'd sun)" nannte. Im Altertum hat jedenfalls das Aussehen der Völker noch viel mehr ihren nördlichen oder südlichen Wohnsitzen entsprochen als heutzutage, da der ins Ungeheure wachsende Weltverkehr die Menschen durcheinanderschüttelt; damals gab es nichts, was gegen die Annahme einer Abhängigkeit der Hautfarbe von der Sonne gesprochen hätte, und alle alten Schriftsteller, Naturforscher wie Geschichtschreiber, waren darin[7]) einig. Die Farbe ist ja auch das, was zuerst und hauptsächlich ins Auge fällt.

Stellen wir einen Schweden neben einen Neger, so ist der Artunterschied handgreiflich, aber es gibt zahllose Übergänge und Mischungen. Vom Milchweiß der Nordländer bis zum Tiefschwarz mancher Afrikaner lassen sich alle möglichen Schattierungen der Hautfarbe beobachten; ebensowenig besteht zwischen Langköpfen (Dolichocephalen nach A. Retzius) mit einer Schädelbreite von nur $^3/_4$ der Länge und Rundköpfen (Brachycephalen) mit einer solchen von ungefähr $^5/_6$ eine scharfe Scheidung, und ähnlich verhalten sich die übrigen Merkmale. Nach welchen Grundsätzen sollen wir nun einteilen? Wie es darauf ankam, im Sonnenspektrum die wenigen Grundfarben (zwei warme, rot und gelb, und zwei kalte, blau und violett) zu erkennen, so dürfen auch bei der Aufstellung und Abgrenzung der Menschenarten und Spielarten nur die größten Gegensätze berücksichtigt werden. Will man allzu genau sein, so kommt man auf immer mehr Rassen, mit einzelnen Anthropologen bis zu 60 und 70, doch damit ist der Wissenschaft vom Menschen nicht gedient. Wenige, aber scharf gekennzeichnete Grundrassen, die man naturwissenschaftlich auch als Arten (Species) auffassen kann, das ist's, was wir brauchen.

Selbstverständlich müssen bei der Einteilung alle Merkmale, Knochengerüst, Weichteile, Farben, Haare, beachtet werden, doch sind nicht alle von gleichem stammesgeschichtlichem Wert. Je älter, je mehr

---

[7]) Herodot II 23; Aristoteles, Probl. XIV 4; Plinius II 80; Galenus, De temp. II 5, Manilius, Astr. IV 726; Solinus 53; Strabo XVI (letztere Stelle besonders bezeichnend, mit der Anführung aus Theodektes):

„Bei denen nahgerückt der Sonnengott die Bahn
Durchlaufend, mit des Rußes dunkelschwarzem Glanz
Der Menschen Leiber färbt und ihre Haare kraust,
Das Wachstum hemmend durch des Feuers Glut!

Im Mutterleibe aber wird schon infolge der Beschaffenheit des Samens eine den Erzeugern gleichende Frucht gebildet; denn so erklärt man auch die angeborenen Krankheiten und andere Eigentümlichkeiten." — Damit kann sich m. E. auch die neuzeitliche Wissenschaft einverstanden erklären; vgl. m. Aufs. „Klima und Hautfarbe", Korr.-Bl. d. Dtsch. Anthr. Ges. 3, 1894. Angelsächsisch heißen die Neger sigelvaras, Sonnenmenschen. — Für einen Schutz kann ich die dunkle Hautfarbe nur in gewissem Maße halten, da sie zwar chemische Strahlen abhält, dafür aber viel mehr Wärme aufnimmt. Legt man bei Sonnenschein einen schwarzen und einen weißen Lappen auf Schnee, so schmilzt dieser nur unter dem ersteren.

durch Vererbung befestigt, je weniger von äußeren Einflüssen abhängig ein Merkmal ist, desto mehr fällt es hierbei ins Gewicht. So kommen wir für die am meisten untersuchten, am häufigsten beschriebenen Merkmale zu folgender, absteigender Stufenleiter der Wichtigkeit: Schädel, Farben, Wuchs. Die Sprache, so groß ihre Bedeutung im Völkerleben ist, kann nicht als Rassenmerkmal gelten, da sie wohl auf die Kinder übergeht, aber nicht eigentlich vererbt wird; man kann sie lernen und verlernen, man kann sie wechseln wie ein Kleid, während aus seiner Haut noch niemand geschlüpft ist. Dagegen dürfen, wie gesagt, die geistigen Eigenschaften, obwohl sie nicht mit Meßwerkzeugen festzustellen sind, bei der Unterscheidung und Bewertung der Menschenrassen nicht außer acht gelassen werden. Denn diese sind keineswegs gleichwertig und nur durch Farbe oder andere Äußerlichkeiten voneinander abweichend, sondern stellen Entwicklungsstufen von ungleicher Höhe dar.

Eine andere wichtige Frage ist die der Namenbezeichnung, denn die Verwechselung des naturwissenschaftlichen Begriffs „Rasse" mit dem geschichtlichen „Volk" hat schon die größte Verwirrung gestiftet, und mit Recht hat ein französischer Altertumsforscher ausgerufen, „les maudits ethniques, diese verfluchten Völkernamen sind die Pest der Anthropologie." Wiederholt schon, mündlich und schriftlich, so auf den Naturforscherversammlungen in Braunschweig 1897, in Stuttgart 1906 und in Karlsruhe 1911 (s. Verh.), habe ich mich um die naturwissenschaftliche Namengebung in der Gattung Homo bemüht, und wie berechtigt solche Bestrebungen waren und sind, dafür erbringt die als Probelieferung eines allgemeinen „Nomenclator animalium generum et subgenerum" im Auftrage der Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften von E. Schulze herausgegebene Abhandlung „Primatium genera et subgenera" einen schlagenden Beweis. Nicht einmal die Grundfrage, ob das Menschengeschlecht aus einer oder mehreren Gattungen bzw. Untergattungen besteht, ist hier mit Sicherheit entschieden, und unter den namenverleihenden Gelehrten finden wir neben einigen Zoologen und Paläontologen als einzigen Anthropologen nur den Italiener Sergi angeführt. Es wird wohl kaum Widerspruch hervorrufen, wenn wir nach meinen Vorschlägen auch in der Menschenkunde auf Linné zurückgehen, dem ja, obschon er von den lebenden Tierarten nur den kleinsten Teil gekannt und benannt hat, in bezug auf Einteilung und Namengebung die Naturforschung so viel verdankt. Wenn auch der bahnbrechende schwedische Forscher zu Anfang des 18. Jahrhunderts von ausgestorbenen Menschenarten noch keine Ahnung (soviel wir heute wissen, war damals als einziger paläontologischer Beleg für solche nur das Schädeldach von Cannstatt vorhanden) und sogar von den lebenden nur eine unvollständige Kenntnis hatte,

dürfen und können wir uns meines Erachtens doch mit der von ihm aufgestellten einzigen Gattung (Genus) des Menschengeschlechts (Homo) begnügen. Das von ihm herrührende Beiwort sapiens hat er wohl selbst nicht als alle Menschenarten umfassend angesehen, sondern seinem Homo diurnus, dem höher entwickelten „Tagmenschen" gleichgesetzt und einem damals nur aus dunklen, zumteil jedenfalls auf menschenähnliche Affen sich beziehenden Gerüchten bekannten „wilden Wald- und Höhlenmenschen" (Homo sylvestris sive troglodytes oder H. ferus) gegenübergestellt. Da im ganzen Tierreich die Gattung (Genus) nur mit einem einfachen Namen bezeichnet wird, da ferner auch eine aus mehreren, ausgestorbenen oder lebenden, Arten bestehende Untergattung (Subgenus) Homo sapiens keinem festen, sicher zu umschreibenden Begriff entsprechen würde, tun wir am besten daran, den Beinamen sapiens entweder ganz fallen zu lassen oder doch nur in einem das Hauptwort erläuternden Sinne zu gebrauchen. Denn nach der Ausbildung seines Gehirns und der geistigen Fähigkeiten steht ja der Mensch, auch mit seinen am weitesten in der Entwicklung zurückgebliebenen Gattungsgenossen, hoch über jedem Tier, selbst über seinen nächsten Seitenverwandten, den großen Affen.

Betrachten wir also die Gattung Homo als feststehend und alle Glieder des Menschengeschlechts in sich schließend, so fragt es sich nur, wie viele Arten und Unterarten wir ihr einordnen dürfen. Im allgemeinen dienen ja die Beinamen zur Unterscheidung von Arten (Species), und es würde demnach ein Doppelname wie Homo afer eine gute Art, nicht eine Spielart oder Rasse (Varietas) bezeichnen. Da die Natur nur Einzelwesen hervorbringt und jede Zusammenfassung zu größeren oder kleineren Gruppen auf menschlicher Geistestätigkeit beruht, gehen jedoch die Begriffe „Art, Abart, Spielart, Rasse" ohne feste Grenzen ineinander über und sind darum nicht scharf zu scheiden. Aus verschiedenen Gründen erscheint es aber zweckmäßig, die Grundrassen der Menschheit naturwissenschaftlich als Arten (Species) aufzufassen und demgemäß nach allgemeinem Brauch mit lateinischen Doppelnamen zu versehen. Die Übergänge sind so mannigfaltig, die örtlichen Spielarten so zahlreich, daß wir an der Möglichkeit, sie alle in naturwissenschaftlicher Weise bezeichnen zu können, verzweifeln müssen. Das ist aber auch gar nicht nötig und weder in der Zoologie noch in der Botanik üblich. Im letzten halben Jahrhundert sind so viele Überbleibsel des urgeschichtlichen, mit ausgestorbenen oder ausgewanderten Riesentieren, wie Mammut, Nashorn, Höhlenbär, gleichaltrigen Menschen gefunden und beschrieben worden, daß sich die Frage aufdrängt, ob nicht die Anthropologie sie alle unter einem gemeinsamen wissenschaftlichen Namen, etwa Homo fossilis, zusammenfassen sollte. Einerseits ist es aber nicht leicht zu entscheiden, wo der urgeschichtliche oder fossile Mensch

aufhört und der vorgeschichtliche oder geschichtliche anfängt — am besten, aber freilich nicht ohne Willkür, nimmt man das Ende der Eiszeit als Grenze an —, anderseits zeigen auch die eiszeitlichen Menschenarten durchaus nicht alle eine gleiche Entwicklungshöhe. Erdgeschichtliches und entwicklungsgeschichtliches Alter entsprechen sich in unseren Breiten keineswegs. Das ist nur so zu erklären, daß vom Entstehungsgebiet, von der Urheimat unseres Geschlechts auf jeder Entwicklungsstufe Verbreitungswellen abgeflossen sind, die sich verdrängt, überflutet, durchdrungen und vermischt haben, so daß es schlechterdings unmöglich ist, für alle fossilen Menschen einen einzigen, zutreffenden Namen zu finden. Homo fossilis würde ebenso wie Homo recens sehr Ungleichartiges einbegreifen und ist darum als wissenschaftliche Artbezeichnung nicht zu gebrauchen. Will man lediglich den Zeitunterschied hervorheben, so sage man einfach „der urgeschichtliche oder fossile" und der „neuzeitliche oder rezente Mensch".

Nun gibt es unter den ausgestorbenen Menschenarten allerdings eine solche, deren gemeinsame Merkmale eine so tiefe Entwicklungsstufe verraten, daß sie sich dadurch sowohl von den urgeschichtlichen als auch von den lebenden Menschen (am wenigsten von den niederen Rassen oder Wildvölkern) unterscheidet. Sie ist seit 1856 durch den Fund von Neandertal bekannt und jetzt durch zehn mehr oder weniger vollständige Skelette[8]), durch zahlreiche Schädelbruchstücke und einzelne Rumpf- und Gliedmaßenknochen, durch etwa ein Dutzend Unterkiefer und viele einzelne Zähne belegt. In Braunschweig habe ich für sie den Namen Homo primigenius in Vorschlag gebracht, der sich seitdem auch in der Wissenschaft vom Menschen eingebürgert[9]) hat. Ein-

[8]) Neandertal, Spy (2), Le Moustier, La Chapelle aux Saints, La Ferrassie (2 ausgewachsene und 2 kindliche), La Quina. Andere Fundstätten sind: La Naulette, Malarnaud, Mannheim (Schädel nicht erhalten), Schipka, Krapina, Mauer (auch diesen Kiefer rechne ich zu H. primigenius, wenn auch dessen ältesten Verbreitungswellen), Jersey (nur Zähne), Speyer (nur Schienbein) u. a.

[9]) In einem auf dem XIV. Intern. Anthropologenkongreß in Genf (Sept. 1912) gehaltenen Vortrag über „Homo neandertalensis" (L'Anthropologie XXIII p. 598 u. ff.), der im übrigen meiner Auffassung sehr nahe kommt, wendet sich der Pariser Geologe und Paläontologe Boule gegen die „heute zu häufig gebrauchte Bezeichnung" H. primigenius. Seine Begründung kann ich jedoch nicht gelten lassen. H. neandertalensis war freilich zuerst, schon 1864 durch King, vorgeschlagen, später aber ganz in Vergessenheit geraten und durch den sachlich wie sprachlich unrichtigen Ausdruck „race de Canstadt" der Franzosen ersetzt. Ich war darum wohlberechtigt, 1897 in Braunschweig den unsrer erweiterten Kenntnis und der naturwissenschaftlichen Gewohnheit entsprechenden lateinischen Doppelnamen H. primigenius in Vorschlag zu bringen. Auch der Gegengrund, das Beiwort primigenius sei in der Gattung Elephas unrichtig angewendet, weil „das Mammut der letzte und nicht der erste der Elefanten" sei, ist nicht stichhaltig. Dagegen bin ich mit den folgenden Worten vollständig einverstanden: „Selbstverständlich fallen alle anderen Bezeichnungen, wie H. spyensis, antiquus, krapi-

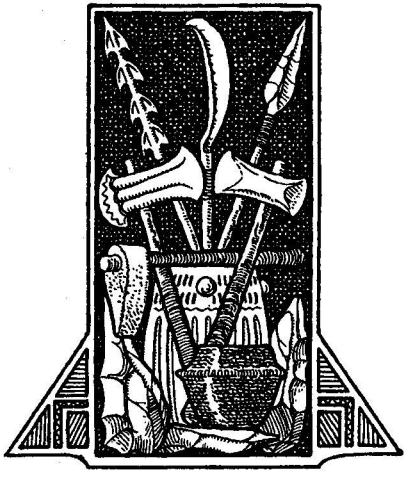
zelne Anthropologen gebrauchen aber diese Bezeichnung im Gegensatz zu Homo sapiens oder recens, dem sie alle übrigen, fossilen oder lebenden, hoch- oder tiefstehenden, Menschenarten oder Rassen zuteilen. Aus den angeführten Gründen ist dies jedoch nicht zu billigen, zudem ein der ältesten Steinzeit angehörender Homo recens ein begrifflicher Widerspruch. Auch die nach einzelnen Fundorten gewählten Beinamen, wie neandertalensis, spyensis, krapinensis, heidelbergensis, mousteriensis, capellensis, breladensis, spirensis u. dgl., sind, wie ich schon bei den verschiedensten Gelegenheiten ausgeführt habe, unzweckmäßig und der naturwissenschaftlichen Gepflogenheit widersprechend. Angenommen, einer der so bezeichneten Funde weiche in seinen Merkmalen so sehr von den übrigen ab, daß er die Aufstellung einer besonderen Art rechtfertigt, so wäre doch eine allgemeinere, auch für etwaige spätere Entdeckungen Raum lassende Namengebung entschieden vorzuziehen. Auch hier gebe ich darum der Hoffnung Ausdruck, solche, übrigens von ihren Erfindern meist als „vorläufiger Notbehelf" entschuldigte „Ortsnamen" möchten mit dem Fortschritt unsrer Wissenschaft bald wieder aus ihr verschwinden.

Von den meisten Fachgenossen werden jetzt unter der lebenden Menschheit nur noch drei große Grundrassen unterschieden, die weiße, gelbe und schwarze, die sich teils in Anlehnung an Linné und nach ihren Verbreitungsgebieten, teils nach der Schädelgestalt, die trotz allem, was gegen sie vorgebracht wird, doch eines der wichtigsten Artmerkmale bleibt, naturwissenschaftlich als Homo europaeus, Homo niger sive afer und Homo brachycephalus sive asiaticus bezeichnen lassen. Will man der weiten Ausstrahlung wegen neben diesen noch einige Unterarten gelten lassen, so wären das etwa: Homo europaeus var. mediterranea (kurz H. mediterraneus), Homo niger var. australis (kurz H. australis), Homo brachycephalus var. alpina (kurz H. alpinus), und Homo brachycephalus var. americana (kurz H. americanus). Ihnen entsprechen als urgeschichtliche Stammrassen Homo europaeus var. fossilis (früher von mir priscus genannt, Rentierjäger, Rasse von Cro-Magnon), H. mediterraneus var. fossilis (Löß-mensch, mit dem neuweltlichen Gegenstück des Pampasmenschen, Homo pampaeus), Homo niger var. fossilis (Urneger) und Homo brachycephalus var. fossilis (urgeschichtlicher Rundkopf). Ich habe damit meine vor 7 Jahren in Stuttgart vorgetragene Namengebung noch etwas vereinfacht. Nun ist nur noch der seit 22 Jahren bekannte, durch den Fund von Trinil belegte

nensis, europaeus, mousteriensis, als gleichbedeutend weg". Die neuesten Bildungen dieser Art sind breladensis (für die Zähne von Jersey) und spirensis (für das Schienbein von Speyer). Den Namen H. heidelbergensis vermeidet Boule; er spricht nur von dem „Kiefer von Mauer", den er allerdings, wie übrigens auch ich, für älter hält als die Gebeine von La Chapelle.

Vormenſch zu beſprechen, den der Entdecker Pithecanthropus erectus genannt hat. Da jedoch dieſer merkwürdige Vorläufer, wenn auch nicht unmittelbare Vorfahr des Menſchengeſchlechts, nicht als Bindeglied zwiſchen irgendeinem ausgeſtorbenen oder lebenden Affen und dem Menſchen zu betrachten iſt, ſondern im Stammbaum ganz auf der menſchlichen Seite ſteht, ſchien mir „Vormenſch" (Proanthropus) zutreffender als „Affenmenſch" (Pithecanthropus). Darf wirklich der weder mit dem entſprechenden menſchlichen Knochen noch mit dem äffiſchen übereinſtimmende Halswirbel von Monte Hermoſo auch einem vormenſchlichen Weſen zugeſchrieben werden, ſo hätten wir damit das neuweltliche Gegenſtück (Pr. neogaeus) zu dem Träger der Gebeine von Trinil gefunden. Durch den im Spätherbſt 1911 gemachten, ſehr merkwürdigen Fund (linke Hälfte der Schädelkapſel, rechte des Unterkiefers mit zwei Mahlzähnen) von Piltdown (Suſſex) hat die Gattung Proanthropus noch eine europäiſche Art (europaeus) erhalten, die örtlich und zeitlich der von mir theoretiſch vorausgeſetzten und in meinen Stammbaum eingezeichneten nordiſchen (arctogaeus) ſehr nahe kommt[10]).

[10]) S. Ill. Lond. News v. 28. XII. 12 u. „Kosmos" Heft 4, 1913, ſowie m. Beſprechungen in d. Heidelb. Ztg. v. 18. u. 31. XII. 12 u. 22. IV. 13, zumteil abgedr. in der Pol.-anthrop. Revue XI 11, in derſelben Zeitſchrift, XII 1, auch meine Bemerkungen zu Boules Beurteilung, L'Anthropologie XXIII 6, des Fundes. Der von Smith Woodward vorgeſchlagene Name Eoanthropus Dawsoni (nach dem Entdecker) ſtimmt dem Sinne nach mit dem meinen überein, ſtellt aber unnötigerweiſe eine neue Gattung auf.



3. Die nordiſche Raſſe.

(Homo europaeus Linné.)

Septentrionalis plaga, quanto, magis ab aestu solis remota est et nivali frigore gelida, tanto salubrior corporibus hominum et propagandis est gentibus magis coaptata. Das Nordland, je mehr von der Sonnenglut entfernt und mit Eis und Schnee bedeckt, um ſo geſünder iſt es für den menſchlichen Leib, um ſo günſtiger für die Vermehrung der Völker.

Paul Warnefrids Sohn.

Die Eiszeit, von einſchneidender Wirkung auf Pflanzenwuchs und Tierwelt, hat auch auf die leibliche und geiſtige Entwicklung des Menſchen den mächtigſten und nachhaltigſten Einfluß ausgeübt. Als Schauplatz dieſer Einwirkungen kann nur unſer eigener, früher allerdings weiter nach Norden ſich erſtreckender Weltteil in Betracht kommen, denn in Nordamerika hat die Vereiſung, noch gewaltiger als diesſeits des Weltmeers, anſcheinend alles Leben vernichtet und die ſumpfigen, von tiefen Buchten durchſchnittenen Niederungen Nordaſiens waren, wie ſchon erwähnt, früher zum geringſten Teile bewohnbar. In Europa aber, wo auch während der kälteſten Zeit einige Gegenden eisfrei blieben, iſt der Menſch nicht im Kampf gegen die Naturgewalten erlegen, auch nicht, wie die großen Vierfüßler, ausgewandert, ſondern hat am Rande der Gletſcher ausgedauert und in harter Arbeit ein mühſeliges Daſein gefriſtet. Die ſchwere Not dieſer furchtbaren, an Umwälzungen aller Art reichen Zeit unterwarf ihn der ſchonungs-

loſeſten Ausleſe und ſtählte ſeine leiblichen und geiſtigen Kräfte, ſo daß am Ende derſelben in Weſteuropa eine Raſſe übrig geblieben war, nicht nur größer und ſtärker als die vorangegangenen, ſondern auch mit einem Schädel, der, ohne ſein Längenbreitenverhältnis zu ändern, doch in der Stirngegend mächtig ausgedehnt, einem bedeutend größeren und beſſer entwickelten Gehirn Raum bot. Das ſind die natürlichen Urſachen, warum dieſe alteuropäiſche Menſchenart, die zudem zuletzt aus dem Norden nachgerückt und dem Schöpfungsherd des Menſchen am nächſten geblieben war, an der Spitze der Menſchheit ſteht und vor allen andern einen nicht mehr einzuholenden Vorſprung hat.

Stein- und Knochenwerkzeuge aller Art, beſonders aber vielverſprechende Anfänge der bildenden Kunſt[1]) legen Zeugnis ab von dem geiſtigen Fortſchritt dieſer 1868 von Lartet bei Cro-Magnon, in einer Höhle an der Vezère entdeckten, ſeitdem durch die Knochenfunde von Bruniquel, La Madeleine, Solutré, Laugerie-Baſſe, Sargel, Mentone, Predmoſt, Lautſch, Stångenäs, Viſte u. a. beſtätigten Art (Homo europaeus var. fossilis), die durch ihre edle Leibesbildung wie durch die Erzeugniſſe ihrer Kunſtfertigkeit die Bewunderung der Altertumsforſcher erregt hat. Ich darf wohl ins Gedächtnis zurückrufen, wie Broca, einer der hervorragendſten Anthropologen, ſie kennzeichnet[2]): „Durch einige ihrer Merkmale die höchſte und edelſte Stufe menſchlicher Bildung erreichend . . . mußte ſie notwendig, um ihr Leben zu erhalten, mit erfinderiſchem Verſtand leibliche Kraft und die Gewohnheiten des Kriegers und Jägers vereinigen . . . Was iſt aus ihr geworden, die uns in grauеſter Vorzeit wie ein Lichtſtrahl inmitten des Dunkels erſcheint? . . . Nur noch einen Schritt, ſo zu ſagen, brauchten dieſe Höhlenmenſchen zu tun, um eine wirkliche Kultur zu begründen.“ Haben ſie dieſen Schritt nicht getan, ſind ſie wirklich, wie der franzöſiſche Forſcher meint, plötzlich „ohne Übergang“ verſchwunden, iſt mit ihnen „die Fackel der Kunſt“ mit einem Schlage wieder erloſchen? Das wäre bei ſo vielverheißenden Anfängen der Geſittung, bei einem ſo hochentwickelten Gehirn — der alte Mann von Cro-Magnon hat einen Schädelraum von 1590 ccm — höchſt auffallend, ja nach den Entwicklungsgeſetzen geradezu unbegreiflich.

Während des kälteſten Abſchnitts der Eiszeit waren Pflanzen, Tiere und Menſchen weit nach Süden gedrängt worden; ſelbſt in Südfrankreich herrſchte eine ſolche Kälte, daß nur noch hochnordiſche Geſchöpfe ihr Daſein friſten konnten. Große Rentierherden, ob wild oder

[1]) S. meinen Aufſatz: „Die bildneriſche Kunſt der Ureuropäer“, Globus LXVI I, 1894. — Eine große Anzahl von Abbildungen ſolcher Erzeugniſſe der älteſten Kunſt iſt zuſammengeſtellt in Forrer's inhaltreichem Werk „Urgeſchichte des Europäers“, Stuttgart 1908.

[2]) Bulletin de la Soc. d'Anthrop. de Paris, 2. sér. III, 1868.

halbwild, darüber läßt sich streiten[3]), weideten die Flechten am Rande der Eisfelder ab und lieferten den damaligen menschlichen Bewohnern alles Unentbehrliche, Nahrung, Kleidung, Waffen und Werkzeuge. Als infolge der allmäligen Erwärmung die nordischen Länder zumteil wieder eisfrei und bewohnbar wurden, erfolgte — denn die Natur duldet nichts Leeres — eine langsame Rückwanderung. Das Rentier zog sich mit den ihm als Nahrung dienenden Moosen nach dem Hochgebirge, besonders aber nach Norden zurück und ihm, als seiner Hauptnahrungsquelle, folgte der Mensch auf dem Fuße nach. Die Rentierjäger von Cro-Magnon, sagt de Quatrefages[4]), hatten „in ihren Gesichtszügen nichts Unangenehmes, sondern verraten eine wirkliche Schönheit. Diese herrliche Rasse vereinigte hohen Wuchs mit kräftigen Muskeln und athletischem Bau. Sie scheint in jeder Hinsicht geschaffen, gegen alle Schwierigkeiten und Gefahren eines wilden Lebens anzukämpfen. Sie mußte sich immer im Bereich des Rentiers halten, das ihr Nahrung, Waffen, Kleidung lieferte. . . . Da das Ren nicht klettern[5]) kann, mußte es in die Ebene auswandern und sich nach dem Norden zurückziehen. Seine Herden wurden immer seltener und verschwanden endlich ganz aus unsern Gegenden, wo es auch als Haustier nicht lange mehr hätte ausdauern können. Die menschliche Gesellschaft, die seit Jahrhunderten ohne Zweifel von diesem Tier lebte und alles Notwendige bezog, mußte von Grund aus erschüttert werden. Mit dem Rentier verlor sie, so zu sagen, ihre Daseinsberechtigung. Was war die Folge? Auch der Mensch verschwand und wanderte mit dem ihm unentbehrlich gewordenen Tiere aus". Verschiedene Fundstätten aus der Rentierzeit gestatten uns, die Rückwanderung durch Frankreich, Belgien, Nieder-Deutschland (Dümmersee) bis auf die kimbrische Halbinsel, wo in den untersten Schichten der Torfmoore (skovmoser) menschliche Spuren und Rentierknochen, auch Äxte aus Rentierhorn, vereinigt liegen, und über die dänischen Inseln nach Südschweden[6]) zu

[3]) Auf dem 10. Internat. Anthropologenkongreß in Paris 1889, Compte rendu 1891, hatte Piette, der im übrigen so verdienstvolle Erforscher der Rentierzeit, behauptet: „La semidomesticité de ces animaux est donc bien établie". Es wurde ihm jedoch von den meisten anwesenden Gelehrten widersprochen: eine Zähmung ohne Hund sei undenkbar, die Deutung einiger Striche auf den ältesten Rentierdarstellungen als Halfter sehr unsicher. Daß mit der Zähmung des Pferdes schon in jener frühen Zeit begonnen wurde, kann nach einer späteren Arbeit (Le chevêtre et la semidomestication des animaux aux temps pléistocènes, L'Anthropologie XVII 1, 1906) des verstorbenen Forschers kaum noch bezweifelt werden.

[4]) L'espèce humaine, 10. édition, Paris 1890.

[5]) Ist nicht ganz zutreffend. In Lappland lebt das Rentier auch auf den Bergen.

[6]) Nach der Ansicht der Paläontologen ist das Ren der dänischen und schwedischen Moore eins und dasselbe mit dem in Westeuropa fossil gefundenen, dagegen verschieden von dem heute in Lappland lebenden, später von Osten her eingewanderten. — Deecke, Säugetiere aus dem Diluvium und Alluvium der Provinz

verfolgen. In dem durch den Golfstrom erwärmten, milden Klima dieser Gegenden starb das Rentier bald aus, der Mensch aber fand am Gestade des allzeit offenen Meeres so reichliche Nahrung, daß er desselben nicht mehr bedurfte.

Wie die am Ufer aufgetürmten Abfallhaufen, die sog. Kjökkenmöddinger, zeigen, lebten die Menschen der damaligen Zeit hauptsächlich von den „Früchten des Meeres", Muscheln und Fischen; aber auch Wasser- und Strandvögel, Gänse, Enten, Schwäne, Alken, und Landtiere, Hirsch, Reh, Auerochs, wurden ihre Beute. Eine Hunderart scheint gezähmt[7]) und das einzige Haustier gewesen zu sein; Spuren des Rentiers finden sich nicht mehr. Die schon aus südlicheren Gegenden mitgebrachte Fertigkeit in der Bearbeitung von Stein, Bein, Horn, Holz, Ton bildete sich immer mehr aus, und gerade hier, in den Muschelhaufen der dänischen und besonders der südschwedischen Küste, gibt sich einer der größten Fortschritte der Menschheit, der Übergang von der alten (Paläolithicum) zur neuen Steinzeit (Neolithicum) zu erkennen.

„Mehrere Umstände," schreibt Engelhardt[8]), der frühere Konservator des altnordischen Museums in Kopenhagen, „scheinen für einen stufenweisen Übergang vom ältesten bis zum jüngsten Abschnitt der Steinzeit zu sprechen. Auch ist man noch nicht so weit gekommen, bei jedem Gegenstand mit Bestimmtheit sagen zu können, ob er dem einen oder dem andern angehört. Aber das ist schon ein wesentlicher Fortschritt, daß man als Hauptrichtung des Entwicklungsganges sicher nachgewiesen hat, daß hier aus rohen und unentwickelten Anfangszuständen eine Kultur erwachsen ist, die in den Riesenstuben so großartige Denkmäler hinterlassen hat." Einige Jahre später, auf dem 7. Internat. Anthropologenkongreß[9]) in Stockholm, hat er diesen Gedanken durch einige weitere Mitteilungen ergänzt: „Wir sind auf dem besten Wege," sagte er, „den Übergang von den Muschelhaufen zu den Steingräbern feststellen zu können . . . Auf einem Inselchen von Laaland, das nur viermal größer als dieser Saal ist, hat man durch sachgemäße Ausgrabungen tausende von Steinwerkzeugen gefunden, Kerne, Schaber, Messer, dreieckige Beile, und außerdem mehr als 1200 Pfeilspitzen mit breiter Schneide, die, so häufig in den Höhlen an der Marne und in

---

Pommern. Greifswald 1904. Struckmann, Eine Ansiedelung aus der norddeutschen Rentierzeit am Dümmersee in Hannover, Korr.-Blatt d. deutsch. Anthr. Ges. 1887. — Außer dem Museum von Kopenhagen besitzt auch das von Lund einige von Menschenhand bearbeitete Rentierstangen. Vgl. m. Aufs. „Nordische Reiseeindrücke", Pol.-anthr. Revue IV 2, 1905.

[7]) Steenstrup, Menneskeslaegtens tidligste optraeden i Europa. Kjöbenhavn 1865.

[8]) Aarböger for Nordisk Oldkyndighed og Historie. Kjöbenhavn 1868.

[9]) 1874. Compte rendu I, Stockholm 1876.

Schonen, auch in unsern dänischen Dolmen nicht selten sind und, in einem Stück wenigstens, in den Kjökkenmöddingern sich gefunden haben. Ferner hat man dort Werkzeuge aus Bein und Horn in großer Zahl gefunden und Dutzende von Hirschgeweihen mit Spuren der Bearbeitung. Die dort gesammelten Tierknochen sind zwar noch nicht genau bestimmt, scheinen aber wilden Arten anzugehören. Nach der Gestalt der Feuersteinsachen, die teils denen der Abfallhaufen, teils denen der Steingräber entsprechen, scheint diese Fundstätte einer zwischen beiden Kulturen liegenden Mittelzeit anzugehören." Ähnlich hat sich bei der gleichen Gelegenheit auch der dänische Altertumsforscher Worsaae geäußert: „Sicherlich haben die Menschen in Westeuropa früher gelebt als im Norden. Sie sind in dieses Land mit den wohlbekannten Feuersteingeräten gekommen; aber, da ihnen hier eine Fülle des besten Feuersteins zu Gebote stand, haben sie die Kunst der Herstellung verbessert und vervollkommnet und zuletzt, am Schlusse der Steinzeit, die Vollendung der schwedischen und dänischen Gruppe von Steinsachen erreicht." Und an anderer Stelle: „Ich glaube daher, wenn ich die Funde vergleiche, sagen zu können, daß die ersten Bewohner des Nordens aus dem Westen gekommen sind, daß sie von der kimbrischen Halbinsel, nachdem deren Küsten besetzt waren, über Fünen, Seeland und die kleineren Inseln schließlich nach Schonen gekommen sind ... mit Recht hat man daher in den ältesten Altsachen von Schonen den Übergang von der Zeit des geschlagenen zu der des geschliffenen Steins gesehen." Auch die schwedischen Archäologen stimmen damit überein: „Die südlichen Küsten von Schweden, besonders die von Schonen, müssen schon während der fraglichen (Übergangs-) Zeit bewohnt gewesen sein, denn man hat hier mehrere roh behauene Feuersteinwerkzeuge gefunden, deren Formen durchaus denen der Kjökkenmöddinger entsprachen," sagt Montelius[10]), aber „die Spuren dieser älteren Zeit sind", wie Baron Kurck[11]) ausführte, „nicht so deutlich in Schonen wie in Dänemark. Man findet bei uns alle, oder doch die Mehrzahl jener Formen, aber unter etwas anderen Bedingungen. Die Schmalheit des Sundes macht es auch wahrscheinlich, daß diese jetzige Grenze der beiden Länder frühzeitig überschritten wurde, so daß man annehmen darf, beide Ufer seien von derselben Urbevölkerung besetzt gewesen. Diese hat dem gleichen Stamme angehört, kenntlich an der gleichmäßigen Geschicklichkeit in der Bearbeitung des Feuersteins. Man beobachtet niemals Ausnahmen dieser erstaunlichen Kunstfertigkeit, die keinerlei Unterschiede in der Herstellungsweise erkennen läßt. Diese ist so einheitlich und vollendet, daß man nicht an bestimmte Arbeiter denken darf, sondern an jeden Einzelnen dieser Bevölkerung,

[10]) Compte rendu I p. 152.
[11]) ibid. p. 136 u. 137.

die ohne Zweifel während sehr langer Zeit und in aller Ruhe ihre ererbten Fähigkeiten weiter ausbilden konnte" ... darum hat hier die Steinbearbeitung „eine solche Stufe der Vollendung erreicht wie in keinem andern Teile von Europa".

Mit Recht konnte daher Torell seinen Bericht über „die ältesten Spuren des Menschen in Schweden" in folgende Worte[12]) zusammenfassen: „Aus all dem Gesagten scheint mir zu folgen, daß die eigentliche alte Steinzeit (Paläolithicum) bis zum heutigen Tage in Skandinavien nicht festgestellt ist, daß aber viele Gründe für Herrn Worsaaes Ansicht sprechen, die Kjökkenmöddinger seien älter als die Ganggräber. Wir hätten demnach im Norden die Spuren einer Kulturentwicklung, die sich zwischen die Rentierzeit und diejenige des geschliffenen Steines einschiebt. Ohne Zweifel wird der Tag kommen, an dem man in der großen Steinzeit eine neue Unterabteilung, die mesolithische, zu unterscheiden vermag."

Aus all diesen Äußerungen hervorragender nordischer Altertumsforscher und neueren Funden[13]) geht unzweifelhaft hervor, daß die skandinavische Halbinsel gegen Ende der alten Steinzeit von Westen[14]) her besiedelt, daß aber erst auf ihrem Boden jener ungeheure Fortschritt gemacht worden ist, den wir als die Grundlage aller späteren europäischen Gesittung betrachten dürfen. Aber, wird vielleicht Mancher einwenden, läßt sich denn dieser Übergang, dieser Fortschritt nicht auch an andern Orten unsres oder benachbarter Weltteile nachweisen? Um diese Frage in zufriedenstellender Weise beantworten zu können, müssen wir uns mit der „Kluft", dem „Hiatus" der Franzosen, beschäftigen, die nach der Ansicht vieler Forscher eine schroffe Scheidung der alten und der neuen Steinzeit bedeutet.

[12]) ibid. p. 876.

[13]) Sarauw, En stenalders boplads i Maglemose ved Mullerup. Aarb. f. nord. oldk. og hist. 1903, H. 3/4. Derselbe, Vorkommen, Untersuchung und Gliederung des Frühneolithikums. Paläethnologische Konferenz in Tübingen 1911. Beiheft zum Korr.-Blatt d. D. Ges. f. Anthropol. usw., Braunschweig, Fr. Vieweg, 1912. — Kjellmark, Öfversigt af Sveriges stenålders boplatser, Ymer 1904, H. 2. — Madsen, Müller u. A., Affaldsdynger fra stenalderen, Paris, Kopenhagen, Leipzig 1900. — Montelius, Kulturgeschichte Schwedens, Leipzig 1906 (von mir in d. Pol.-anthr. Revue V 9, 1907, besprochen.)

[14]) Classen, Die Völker Europas zur jüngeren Steinzeit (Stud. u. Forsch. z. Mensch.- u. Völkerkunde 10. Stuttgart, Strecker u. Schröder, 1912), läßt die Besiedelung Skandinaviens nach der Eiszeit von der Ostsee ausgehen. Die inhaltreiche Abhandlung muß aber in der Hauptsache als verfehlt bezeichnet werden, wenn auch Verf. meint, das von ihm entworfene Bild „des neolithischen Europas" sei „in den Hauptzügen richtig getroffen". Er sucht die geschichtliche Bedeutung der Völker nicht in der Reinheit, sondern in einer „glücklichen Mischung" des Blutes. Dem gegenüber muß ich wiederholen, daß die Mischungsergebnisse aus guten und minderwertigen Bestandteilen unmöglich die ersteren übertreffen können; eine Legierung aus Gold und Kupfer, obwohl für manche Zwecke geeignet, ist lange nicht so wertvoll wie reines Gold.

Einer der Ersten, dem diese Unterbrechung des Zusammenhangs auffiel und der sie demgemäß auch bei der Anordnung der Steinwerkzeuge auf der Pariser Weltausstellung von 1867 zum Ausdruck brachte, war Lartet, der Entdecker des Cro-Magnon-Menschen. Bald darauf, 1869 auf dem Anthropologenkongreß in Kopenhagen, verlieh Roujou[15]) dieser Auffassung auch Worte: „In Wahrheit ist der Hiatus (wohl hier zum erstenmal in dieser Bedeutung gebrauchter Ausdruck) zwischen der Zeit des gehauenen und der des geschliffenen Steins ein ungeheurer, und um das Auftreten einer so grundverschiedenen Kultur zu erklären, muß man die Einwanderung einer neuen, geistig höher entwickelten Rasse voraussetzen". Ihm schlossen sich andere Urgeschichtsforscher an, Forel, G. de Mortillet, Dupont, Cartailhac; „man braucht nur," sagte dieser[16]), „einen Blick auf eine Sammlung zu werfen, um zu erkennen, daß die neue nicht nur keine Folge der vorhergehenden Kunstübung ist, sondern mit ihr nicht den geringsten Berührungspunkt hat, keine Spur von Nachahmung erkennen läßt." In dieser Schärfe war die Lehre auf die Spitze getrieben, und es fiel daher Cazalis de Fondouce nicht schwer, 1874 auf dem Internationalen Kongreß in Stockholm, mancherlei zu ihrer Entkräftung vorzubringen. „Wir behaupten daher," schloß er seinen Vortrag[17]), „nicht mit den Verteidigern des Hiatus, daß sich eine Lücke, eine Unterbrechung, ein Abgrund zwischen dem Zeitalter des gehauenen und des geschliffenen Steins feststellen läßt, daß die Höhlen wie das Land überhaupt eine Zeitlang ganz ohne Einwohner gewesen zu sein scheine. Wir ziehen vielmehr die Schlußfolgerung, daß der Wechsel ein langsamer war, daß er sich ohne Unterbrechung von den Anfängen der alten Steinzeit bis zu unsern Tagen vollzogen hat; daß während dieser Zeiträume verschiedene Menschenrassen, bei denen sich zumteil die neolithische Kultur ausbilden konnte, neben einander gelebt haben können; daß der in unsern Breiten immer milder werdende Himmel nach und nach neue Rassen angezogen hat, die für Kunst und Handwerk neue Vorbilder, mächtige, umgestaltende Anregungen mitgebracht haben, daß endlich solche neue Rassen fast unmerklich an die Stelle der alten getreten sind, sie auffaugend, nicht vernichtend, wie es uns die Rückschläge auf einzelne ältere Merkmale inmitten der neuen Volksmischungen erkennen lassen." Was das Fortleben alter Rassen betrifft, so konnte er zu seinen Gunsten die Aussprüche der bedeutendsten französischen Anthropologen anführen: „Es scheint mir schlechterdings unmöglich," hatte Quatrefages in Brüssel[18]) gesagt, „den Menschen, die zugleich mit dem Mammut, dem Rentier, dem Nashorn ge-

[15]) Compte rendu p. 63.
[16]) Matériaux pour l'histoire primitive et naturelle de l'homme VII, 1872.
[17]) Compte rendu I p. 132.
[18]) Congres préhistorique de Bruxelles 1872, p. 582.

lebt haben, ihren Anteil an der Zusammensetzung der jetzigen Bevölkerungen abzustreiten. Je weiter ich komme, je mehr ich sehe und vergleiche, desto fester wird meine Überzeugung, daß dieser Anteil ein sehr großer ist, daß die große Menge unsrer Zeitgenossen aus Nachkommen der fossilen Menschen besteht, mit denen wir uns gerade beschäftigen." Ähnlich Broca auf der französischen Versammlung[19]) in Lyon: „Wenn die Schädelgestalt vielleicht mit der Lebensweise wechselt, wenn die Gesittung bis zu einem gewissen Maße[20]) den menschlichen Kopf umgestaltet, findet man doch unveränderliche Rassenmerkmale in andern Teilen des Knochengerüstes, in den langen Knochen zum Beispiel, in der Durchbohrung der Ellbogengrube. Die Schenkelbeine der lebenden Rassen sind kaum dicker als breit, und die Längsleiste, die man die rauhe Linie (linea aspera) nennt, ist leicht gebogen; die Oberschenkel der alten Steinzeit dagegen zeigen diese Merkmale sehr ausgeprägt, sie sind dicker als breit, und die Leiste ist ein richtiger Knochenvorsprung, dick, stark hervortretend und gekrümmt, was sie scharf von den flachen, breiten und leistenlosen Knochen der Großaffen unterscheidet. Nun, diese Merkmale finden sich zumteil auch bei den menschlichen Überbleibseln der neueren Steinzeit; in der Höhle von L'hommemort, die dieser angehört, haben wir festgestellt, daß ein Drittel der gefundenen Schenkelbeine die gleiche Gestalt hatte wie solche aus dem Zeitalter des geschlagenen Steins. Ein zweites paläolithisches Rassenmerkmal ist die Abflachung des Schienbeins, die Platyknemie; man hat solche Schienbeine ebensowohl in Chamant und Gibraltar, neolithischen Fundstätten, wie in Enzies und auf Montmartre, in durchaus quartären Ablagerungen, gefunden. Ein drittes Merkmal endlich läßt sich in der Gestalt des Wadenbeins der alten Steinzeitmenschen erkennen. Dieses ist bei den jetzigen Rassen dreikantig, während es bei den Menschen von Cro-Magnon, Solutré, La Madeleine, zumteil von L'homme-mort, zwei deutliche Rinnen zeigt. Folglich müssen wir annehmen, daß unter den Rassen der Quartärzeit eine wenigstens, durch bestimmte Merkmale des Knochengerüstes gekennzeichnet, bis zur neueren Steinzeit, ja bis in unsre Tage fortgelebt hat."

In der Tat liegt die Wahrheit in der Mitte, und es macht einen großen Unterschied, welche bestimmte Gegend, was für besondere Verhältnisse man im Auge hat. An einzelnen Fundstätten ist eine langdauernde Unterbrechung der Kulturentwicklung außer jedem Zweifel:

[19]) Revue scientifique, 2. sér. III, p. 262.

[20]) Wie wir jetzt wissen, und trotz allen Einwendungen neuerer Zeit ist die Schädelgestalt das wichtigste Rassenmerkmal. Mit der Entwicklung der Geisteskräfte und dem Wachstum des Gehirns vergrößert sich selbstverständlich auch der Hohlraum des Schädels, ohne jedoch das Längenbreitenverhältnis wesentlich zu beeinflussen. Vgl. m. Abhdlg. „Geschichte und Bedeutung der Schädelmessung". Verhdl. des Naturhistor.-med. Vereins in Heidelberg, N. F. VI 5, 1901.

so waren nach der Beschreibung Eckers[21]) bei Munzingen am Tuniberg die paläolithischen von den neolithischen Fundstücken durch eine 1,8 m dicke Schicht von vollständig leerem Löß getrennt; so lag auch am Schweizersbild über den Geräten aus roh behauenem Stein die fast keine Spuren menschlicher Tätigkeit enthaltende „obere Breccienschicht". An andern Orten dagegen läßt sich kaum eine Unterbrechung der fortschreitenden Entwicklung erkennen, scheint auch die Rasse der früheren Bewohner nicht ausgestorben oder ausgerottet, sondern mit den neuen Ankömmlingen verschmolzen zu sein.

Auf dem Internationalen Anthropologenkongreß von 1900 in Paris hatte ich Gelegenheit, wieder einmal eine gründliche Erörterung über den Hiatus, die Kluft zwischen der alten und neuen Steinzeit, mit anzuhören. Daß an einigen Fundstätten, wie z. B. in den Höhlen von Mas-d'Azil, Sorde, L'homme-mort, eine Art von Übergang bemerkbar ist, gebe ich zu und erkläre mir, wie gesagt, die Tatsache so, daß bei der Eisschmelze das Rentier auch nach dem Hochgebirge zurückwich und einen Teil der Höhlenmenschen nach sich zog. So hat hat Lartet bei Sorde in den Pyrenäen, der ältere Fraas[22]) in schwäbischen Höhlen, Hohlefels und Schelmengrab, Rentierknochen zusammen mit geschliffenen Steinwerkzeugen gefunden; es besteht also kein Zweifel, daß dies Tier hier länger ausgehalten hat als sogar in Dänemark und Südschweden. Ebenso wenig kann bestritten werden, daß Caesar (B. G. VI 26) mit seinem „Rind von Hirschgestalt" (bos cervi figura) nur das Rentier gemeint[23]) haben kann, denn er fügt hinzu „eadem est feminae marisque natura, eadem forma magnitudoque cornuum"; aber gesehen hat er es nicht, sondern nur nach Hörensagen beschrieben, und zwar das heute lebende Ren der Lappen (Tarandus rangifer), nicht das fossile. Jedenfalls ist aber die große Mehrzahl der Rentierherden nordwärts gewandert, und ihnen mußten die meisten der damals noch ziemlich spärlichen Menschenhorden folgen. Die in Schweden gefundenen Spuren einer der westeuropäischen Rentierzeit entsprechenden Kultur beginnen sich in neuerer Zeit zu mehren. So haben Retzius und Wallengren in der Zeitschrift Ymer[24]) die Ergebnisse ihrer Untersuchungen der Höhlen am Kullaberg, einer felsigen Landzunge in Schonen, veröffentlicht, aus denen hervorgeht, daß

21) Archiv f. Anthropologie VIII, 1875.

22) Archiv f. Anthropologie V.

23) Vgl. meinen Aufsatz über den „grimmen Schelch", Naturwiss. Wochenschr. XIII 26, 1808. — Die Wörter „Ren" (Tarandus = Tar-randus) und „Rind" können sehr wohl stammverwandt sein; das beweist aber nichts für das Fortleben des Tieres bis in geschichtliche Zeiten. Vgl. meinen Aufsatz „Der arkynische Wald" in St. Hubertus XXVIII 27, 1910.

24) Arkeologiska undersökningar i grottor å Kullaberg i Skåne, Ymer, H. 2, 1903.

mehrere dieser Grotten bewohnt waren, aber wahrscheinlich nur während einiger Sommerwochen, des Fischfangs wegen. Unter den gefundenen Werkzeugen befand sich kein einziges geschliffenes, dagegen eine anscheinend zum Flicken der Netze gebrauchte Knochennadel, wie solche auch in den französischen Höhlen der alten Steinzeit vorkommen. Menschenknochen wurden nicht gefunden, dagegen massenhafte Fischgräten, Muschelschalen und, was für das Zeitalter ohne geschliffenen Stein sehr bemerkenswert ist, außer Überbleibseln von Wasservögeln und Waltieren fast nur Knochen von Haustieren, Rind, Schwein, Schaf und Ziege. Einen ähnlichen, wenn auch wissenschaftlich nicht so zuverlässigen Bericht hat die Beilage zur Allgemeinen Zeitung[25]) unter der Überschrift „Altnordische Bildschnitzerei" gebracht. Bei Åloppe in Upland wurden, angeblich auf einer alten Opferstätte, zahlreiche Steinwaffen, Pfeile und Lanzenspitzen, flache Steinbeile, Messer u. dgl. ausgegraben, die der Berichterstatter Hdt sogar „paläolithisch" nennt, dabei aber gebrannte Topfscherben, und, als merkwürdigster Gegenstand, ein mit großer Naturtreue aus einem noch unbekannten Stoff geschnitztes Elchhaupt, also ein Gegenstück zu den französischen und mährischen Bildwerken aus der alten Steinzeit. Die Tierknochen gehörten dem Bären, Elch, Wildschwein, Seehund, Fuchs, Marder, Seeadler und Raben an; besonders zahlreich waren solche eines wolfsartigen, vielleicht gezähmten Hundes, während sonstige Haustiere vollständig fehlten.

Da während der Eiszeit die skandinavische Halbinsel, wie jetzt Grönland, mit einem dicken Panzer von Inlandeis bedeckt war, mußte sie selbstverständlich nach dem Abschmelzen der großen Gletscher durch Einwanderung von Pflanzen, Tieren und Menschen allmälig wieder bevölkert werden. Dafür gab es zwei Wege, von Südwesten über die dänischen Inseln und den Sund oder früher, solange die Ostsee noch ein süßwasserhaltiger Binnensee war, bestehende Landbrücken und von Nordosten über Lappmarken und Norrland. Welcher von beiden zuerst gangbar war, kann nicht zweifelhaft sein, denn die von dem warmen Golfstrom bespülten Küstenländer[26]) mußten viel früher eisfrei und bewohnbar werden als die nördlichen Gegenden, wo Eis und Moränenschutt — die finnischen Seen sind die letzten Überbleibsel — noch lange undurchdringliche Wüsteneien bildeten. Im Anfang konnten

[25]) Nr. 237, 19. Oktober 1903. Vgl. meine Berichte im Globus LXXXIV 19 und 22. — Ich habe seitdem die sicher dem ältesten Abschnitt der schwedischen Steinzeit angehörenden Funde von Åloppe im Stockholmer Museum selbst wiederholt besichtigt. Ein Gegenstück zu dem Elchkopf bildet ein auf Gotland gefundener Beinkamm, dessen Ecken in einen Menschen- und einen Pferdekopf auslaufen. — Hansson, En stenålders boplats på Gotland. Svensk. fornm. tidskr. XI, 1897.

[26]) Vgl. meinen Aufsatz „Hafva folkinvandringar ägt rum i Skandinavien?" (Haben in Skandinavien Einwanderungen stattgefunden?) Ymer 1902, H. 4.

nur an die Kälte angepaßte Pflanzen und Tiere, Flechten, Mooſe, das Rentier, vorrücken; deſſen Spuren folgte, wie ſchon erwähnt, der Menſch. So iſt es nicht zu verwundern, daß die Raſſe die gleiche geblieben war. Die von Holmberg unter einer Muſchelbank der Landſchaft Bohuslän gefundenen, von Nilsſon 1844 auf der 4. ſkandinaviſchen Naturforſcherverſammlung in Chriſtiania[27]) beſprochenen Schädel von Stångenaes haben das gleiche Längenbreitenverhältnis wie die von Cro-Magnon, Laugerie-Baſſe u. a., ſind aber eher noch geräumiger (Länge 200 und 196, Breite beide Male 147 mm). Die dicken Schenkelbeine ſetzen große Leibeskraft voraus und laſſen auf einen ſtattlichen Wuchs, ungefähr 180 cm, ſchließen. Unter den mit vollendeter Naturtreue abgebildeten Steinzeitſchädeln der Crania Suecica antiqua[28]) zeigen manche große Ähnlichkeit mit ſolchen der weſteuropäiſchen Rentierzeit; ſo hat z. B. der Schädel Nr. 2 von Synnerål Lockegården faſt genau die gleichen Umriſſe und Verhältniſſe wie der von Sargel. Selbſt neuzeitliche Schwedenſchädel verraten noch nahe Verwandtſchaft mit der alten Cro-Magnon-Raſſe (Homo europaeus var. fossilis). „Schweden," meinte Hamy[29]) auf dem Stockholmer Kongreß, „enthält eine Bevölkerung, die nach Wuchs, Geſichtsbildung und Schädelbau noch Verwandtſchaft mit unſrer großen, langköpfigen Steinzeit-

[27]) Forhandlinger, Kristiania 1844. — Die Knochen befanden ſich in der anatomiſchen Sammlung von Lund und verdienten genauere Unterſuchung und Vergleichung. — Frédéric in Straßburg hat das jetzt noch vorhandene Schädelbruchſtück unterſucht und einen Index von ungefähr 72 feſtgeſtellt (Zeitſchr. f. Morphol. u. Anat. XI 2, 1908). Der gleichen Raſſe gehört das (leider pathologiſche) Skelet von Viſte auf Jäderen an mit Schädelindex von 67. Vgl. Fürſt's Abhandl. in Vidensk. Selsk. Skr. Math. naturw. Kl. I, Chriſtiania 1909, von mir im Zentralblatt f. Anthr. XIV 5, beſprochen.

[28]) G. Retzius, Crania suecica antiqua, Stockholm 1899, deutſche Ausgabe 1900. Von mir in der Naturwiſſ. Wochenſchr. N. F. I 10 und in meinem Vortag „Die Raſſe des ſchwediſchen Volkes", Vrhdlg. des Naturw. Vereins in Karlsruhe XVI 1903 beſprochen. — Wichtige Ergänzungen zu dieſem Prachtwerk bilden: Fürſt, „Ein Steinzeitſkelet von Hvellinge" uſw., Fornvännen 1910, von mir im Zentralbl. f. Anthr. XVI beſprochen, und „Zur Kraniologie der ſchwediſchen Steinzeit", (K. Svensk. Vet. Ak. Handl. XL 1, 1912) in der Pol. anthr. Revue, XII 1, und im Karlsruher Naturw. Verein (ſ. Verh.) von mir beſprochen, ferner Nielſen, „Beiträge zu Dänemarks vorgeſchichtlicher Anthropologie" u. „Weitere Beiträge" uſw. (Aarb. f. nord. oldk. og hist. 1906 u. 11.), von mir Zentralbl. f. Anthr., XVII 6, beſprochen. — Vgl. auch die bedeutungsvolle Huxley-Vorleſung von Retzius, „The so-called north european race of mankind" (Journ. of. R. Anthr. Inst. 1909), von mir im Zentralbl. f. Anthr., XV 5, gewürdigt. — Sehr zu beachten iſt auch das gegenwärtig (1912/13) bei der Schweizerbart'ſchen Verlagsbuchhandlung erſcheinende Prachtwerk von R. R. Schmidt, „Die diluviale Vorzeit Deutſchlands", ferner der Vortrag von Sernander „Über die geologiſche Entwicklung des Nordens nach der Eiszeit" auf dem 1. Baltiſchen Archäologenkongreß in Stockholm, Auguſt 1912, (Mannus IV 4).

[29]) Compte rendu I p. 312.

rasse von Südfrankreich erkennen läßt, ich meine die Dalekarlier, deren Schädel — durch Gaimard in die Pariser Sammlung gekommen — ich schon längst untersucht habe. Sie vereinigen einen geräumigen Langkopf (Index 74) mit einem breiten Gesicht, dessen weite und niedrige Augenhöhlen, dessen mächtige, breit aufsteigende Kieeräste mit spitzem Kinn mich an unsere Höhlenwohner von der Vezère oder Seine erinnern."

Bei reichlicher Nahrung, unter einem rauhen, aber nicht allzu kargen Himmel vermehrte sich die kräftige und abgehärtete Rasse rasch und erfüllte bald die ganze Landschaft Schonen. Immer kunstreicher wurden die Waffen und Werkzeuge, immer höher stieg die Gesittung, unterstützt durch eine Fülle trefflichen Feuersteins. Bald finden wir auch die Spuren fester Wohnungen, sorgfältig angelegter Gräber, mehrerer Haustiere, wie Rind, Pferd, Schwein, Schaf, Ziege, Hund u. a., sowie eines beginnenden Ackerbaus. Die Frage nach dem Ursprung der nordeuropäischen Halmfrüchte ist viel umstritten; neuere Forscher betrachten die in den Donauländern wildwachsenden Gräser verschiedener Arten von Triticum als die Stammformen von Einkorn, Emmer, Spelz und Weizen. In seiner gehaltvollen Untersuchung [30]) über den „Dinkel und die Alemannen" sagt Gradmann u. a.: „Der Dinkel könnte recht wohl auch auf mitteleuropäischem Boden unmittelbar aus einem wildwachsenden Steppengras gezüchtet worden sein." Wir dürfen, wie ich glaube, annehmen, daß derartige Gräser, aus deren Züchtung und Veredelung zweifellos die für die Seßhaftmachung und Gesittung des Menschen so bedeutungsvollen Halmfrüchte entstanden sind, ursprünglich viel weiter nach Norden in unsrem Weltteil gediehen und auch durch die Eiszeit nicht völlig vernichtet wurden, sondern da und dort, besonders an den durch den Golfstrom erwärmten Meeresküsten ausdauerten. Die südfranzösischen Höhlenfunde lehren, daß in der älteren Steinzeit dort schon verschiedene Getreidearten, Weizen und Gerste, bekannt waren. Auch in Bezug auf die Herkunft der ältesten Haustiere befestigt sich immer mehr die Überzeugung, daß sie

[30]) Gradmann, Der Dinkel und die Alemannen. Eine geographische Untersuchung. Württemb. Jahrbücher für Statistik und Landeskunde 1901. Von mir in den Mitteilungen zur Gesch. d. Med. u. Naturwiss. II 1, 1903, besprochen. — In steinzeitlichen Scherben aus Südschweden hat Sarauw verschiedene Getreidearten, Weizen, Gerste und Hirse, gefunden, 15. Skandinav. Naturforscherversammlug, Förhandlingar, Stockholm 1896. In seinen „Etudes d'ethnographie préhistorique II", L'Anthropologie VII 1, 1896, sagt Piette: „Ainsi, dès l'époque de transition qui sépara les temps quaternaires des temps modernes, longtemps avant l'époque des haches en pierre polie, le blé était cultivé dans le midi de la France." Dazu bemerkt Reinach (Revue critique d'histoire etc. 1896, p. 142: „On voit qu'il ne reste rien des idées courantes sur l'origine asiatique des céréales, dont la connaissance n'aurait été portée en Europe que par l'invasion de tribus néolithiques. Le mirage oriental doit renoncer désormais à emprunter des arguments à la botanique."

nicht aus fernen Landen eingeführt, sondern allmälig aus heimischen Wildrassen herangezüchtet sind[31]).

Ackerbauende Völker wachsen, wenn sonst gesund und vermehrungsfähig, rasch über die heimische Scholle hinaus und sind gezwungen, für den Geburtenüberschuß neues Ackerland zu suchen. In kürzeren oder längeren Zwischenräumen, je nach dem Ausfall der Ernten, müssen sie, um eine zu große Bevölkerungsspannung zu vermeiden, einen Teil des Nachwuchses als „heiligen Frühling" zur Eroberung und Besiedelung neuer Wohnsitze aussenden. Das hat in Südschweden schon im Steinalter stattgefunden, und so sind die „arischen" Wanderungen entstanden, die in grauester Vorzeit, vor tausenden von Jahren begonnen und im vollen Licht der Geschichte mit der germanischen „Völkerwanderung" geendet haben. Ein „Urvolk", wie es sich die Sprachforscher" vorstellen, das sich zu einer bestimmten Zeit in gleichwertige Brudervölker gespalten, hat es nie gegeben, sondern nur eine vermehrungsfähige und ausdehnungsbedürftige Stammrasse, die auf jeder Entwicklungsstufe den Bevölkerungsüberschuß auf die Wanderschaft geschickt hat. Wir haben gesehen, welch bedeutende Gehirnentwicklung — der Schädelhohlraum des Alten von Cro-Magnon steht hoch über dem Durchschnitt der heutigen Europäer — die Rasse in das nordische Land, das ihre dauernde Heimat und ihr Ausstrahlungsgebiet werden sollte, mitgebracht hat. Eine solche Entwicklung kann nicht mehr stillstehen, der schöpferische Geist nicht ruhen, und in der Tat ist die nordeuropäische Rasse rastlos und unaufhaltsam von Erfindung zu Erfindung bis zur wunderbaren Nutzbarmachung der Naturkräfte in der Neuzeit fortgeschritten. Auch ihre leibliche Kraft, Ausdauer und Abhärtung, schon in Westeuropa in den Nöten und Gefahren der Eiszeit, im angestrengtesten Ringen um Erhaltung des Daseins erworben, wurde im Norden durch den Kampf mit Wetter und Wogen, durch Jagd und Krieg noch mehr gesteigert. Ich teile die Ansicht verschiedener französischer Anthropologen, wie Cartailhac und Topinard[32]), daß die Farbenbleichung — naturwissenschaftlich nichts

[31]) Neuere Funde und Forschungen bestätigen diese Auffassung durchaus. Vgl. Hoops, Waldbäume und Kulturpflanzen im germanischen Altertum, Straßburg 1905, von mir in d. Pol. anthr. Revue (V 2) und den Zeitfragen (II 3) besprochen, Much, Vorgeschichtliche Nähr- und Nutzpflanzen Europas (Mitt. d. Anthr. Ges. in Wien XXXVIII 4, 1908), von mir in den Mitt. z. Gesch. d. Med. u. d. Naturw. VIII 3, und Gradmann, Der Getreidebau im deutschen und römischen Altertum, Jena 1909, von mir in d. Deutschen Welt, XI 52, beurteilt unter der Überschrift „Germanischer Ackerbau". Wenn der Verfasser meint, habe ich dort geschrieben, „man dürfe noch einen Schritt weitergehen als Hoops, so gilt das Gleiche für ihn selbst". — Hierher gehören: Gentner, Zur Geschichte unsrer Kulturpflanzen (Ber. d. Bayr. Bot. Ges. XIII), und Baumgart, Die Urheimat der Landwirtschaft aller indogermanischen Völker, Heidelberg, C. Winter, 1913.

[32]) Dieser nennt die Rasse von Cro-Magnon „civilisée, relativement de

anderes als ein unvollständiger Albinismus — sich gleichfalls schon während der Eiszeit vorbereitet hat, sicherlich ist sie aber durch den Wolkenhimmel und die langen Winternächte des Nordens befördert und, wie die übrigen leiblichen Merkmale und hervorragenden geistigen Eigenschaften der Rasse, durch räumliche Sonderung und Fernhaltung fremder Bestandteile, teils infolge natürlicher Schranken, teils infolge der stetigen Auswanderung, rein gezüchtet und erblich mehr und mehr befestigt worden.

Während sich im übrigen Europa aus den Überbleibseln der Urbewohner und den nach dem letzten Vorstoß des Eises von Osten herandrängenden Horden rundköpfiger Menschen überall Bastardrassen in den buntesten Mischungsverhältnissen gebildet hatten, kamen von Norden immer wieder Nachschübe reinen und edlen Blutes. Vor bald 200 Jahren schon[33]) hat Linné diese Rasse, die schönste Blüte, die reifste Frucht am Stamme der Menschheit, kurzweg die „europäische" (Homo europaeus) genannt und nach ihrer leiblichen wie geistigen Seite treffend mit folgenden Worten gekennzeichnet: „Albus, sanguineus, torosus, pilis flavescentibus prolixis, oculis caeruleis; levis, argutus, inventor; tegitur vestimentis arctis, regitur ritibus, d. h. weißhäutig, vollblütig, fleischig, mit langen hellen Haaren und blauen Augen; leichtbeweglich, scharfsinnig, erfinderisch; trägt anliegende Kleider; lebt nach Gesetzen." Fügen wir diesem anschaulichen Bilde noch einen einzigen Zug, den der Langköpfigkeit, von dem Linné noch nichts wußte, hinzu, so entspricht es in jeder Hinsicht der Menschenart, die seit der ersten Besiedelung des Landes, d. h. seit vielleicht 15000 Jahren in Schweden wohnt und sich dort, geschützt durch die Fluten der Nord- und Ostsee, bis auf den heutigen Tag am reinsten erhalten hat. Während dort, trotz dem ins Ungeheure gesteigerten Weltverkehr, nach den Ergebnissen der großen schwedischen Volksuntersuchung[34]) in einzelnen Landschaften noch ungefähr ein Fünftel der Bevölkerung sämtliche Merkmale der Homo europaeus vereinigt, findet man nach unsern ähnlichen badischen Erhebungen[35]) in Süddeutschland unter

haute taille, blonde peut-être", 10. Congrès Internat. d'Anthropologie à Paris 1889. Compte rendu 1891, p. 387. — Folgendem Ausspruch in Forrer's angeführtem Werke muß ich mit aller Entschiedenheit entgegentreten: „So sehe ich im Lappen den Urbewohner Skandinaviens und den Nachkommen unserer deutschen Rentierjäger". Wie das Ren der alteuropäischen Steinzeit von dem der Lappen anatomisch verschieden ist, so auch diese, ein kleinwüchsiges, rundköpfiges Volk, von den riesenhaften, ausgesprochen langköpfigen Menschen von Cro-Magnon und La Madeleine.

[33]) Systema naturae, Leyden 1735.

[34]) Anthropologia suecica. Von Gustav Retzius und Carl M. Fürst, Stockholm, schwedisch und deutsch, 1902. Von mir in dem angeführten Vortrag über „Die Rasse des schwedischen Volkes" und im Globus LXXXIII 6 behandelt.

[35]) Ammon, Zur Anthropologie der Badener, Jena 1899.

200 Menschen kaum noch einen, der den gleichen Anforderungen entspricht.

Das Sinken des Schädelindex beim Eintritt jeder neuen Kultur, sei es Stein, Bronze oder Eisen, lehrt uns, daß sie getragen war von einem neuen Strom von Einwanderern reinen Blutes. Welle auf Welle, wie aus einem unerschöpflichen Born, ist so über unsern Weltteil hingebraust, oft verwüstend und zerstörend, immer aber befruchtend und die gealterten Völker durch Zufuhr frischen, lebenswarmen Blutes verjüngend; die letzte bestand aus unsern Vorfahren, den Germanen[36]). Wie bekannt, staunten Römer und Griechen nicht blos über die Kraft und Schönheit, sondern auch über die Gleichartigkeit der nordischen „Barbaren". Darin stimmen alle Augenzeugen überein, mit besonders nachdrücklichen und unzweideutigen Worten Tacitus, der große Sittenschilderer unsres Volkes: „habitus quoque corporum," schreibt er, „quamquam in tanto hominum numero, idem, omnibus truces et caerulei oculi, rutilae comae, magna corpora, d. h. die Leibesbeschaffenheit ist, bei einer so großen Menschenmenge, durchweg die gleiche, alle haben trutzige blaue Augen, helle Haare und einen hohen Wuchs." Je mehr die Fackel der Wissenschaft das vorgeschichtliche Dunkel erhellt, desto klarer tritt es zutage, wie treffend und zuverlässig die Berichterstattung dieses hervorragenden Geschichtschreibers ist; auch dieses Urteil ist 1800 Jahre später durch die naturwissenschaftliche Forschung, die Schädelmessung aufs glänzendste bestätigt worden. Alle den „Reihengräbern" der Wanderzeit entnommenen Germanenschädel zeigen die nämlichen Rasseneigentümlichkeiten, denselben Langbau und gleichen sich wie ein Ei dem andern. Obwohl stolz auf die Reinheit ihres edlen Blutes, konnten die Germanen dieselbe im Lauf der Geschichte doch nicht bewahren, und die von Jahrhundert zu Jahrhundert zunehmende Vermischung läßt sich an den Schädeln aus Grüften, Beinhäusern, Friedhöfen mit mathematischer Sicherheit[37]) feststellen. Dazu stimmen die vielfach dunklen Farben, die wir bei der lebenden Bevölkerung, besonders im Süden unsres Vater-

[36]) Vgl. meinen Vortrag „Die Bedeutung der Germanen in der Weltgeschichte", Polit.-anthropol. Revue II 8, 1903. — In dem durch seinen Bilderschmuck wertvollen, von mir in den Mitt. d. Ges. f. Gesch. d. Med. u. Naturw. (XI 4) besprochenen „Leitfaden der Völkerkunde" (Leipzig u. Wien, Bibl. Institut, 1912) von Weule kommt entschieden unser eigener Weltteil mit der weißen Menschenart zu kurz.

[37]) Ranke, Frühmittelalterliche Schädel und Gebeine aus Lindau (Beitr. z. Anthr. u. Urg. Bayerns XII 3/4, 1898), Berkhan, Alte braunschweigische Schädel, Festschrift zur 29. Anthropologen-Versammlung, Braunschweig 1898, Amtmann, Mittelalterliche und moderne Schädel aus Pfünz bei Eichstätt (ebenda XVII 1/2, 1903), Niederle, Beitr. z. Anthr. Böhmens, Prag 1891, Matiegka, Crania Bohemica, Prag 1891, Tappeiner, Abstammung der Tiroler und Räter, Wien 1894.

landes, beobachten. Daß beim Eintritt in die Geschichte, vor zwei Jahrtausenden, unsre Vorfahren noch ein ganz anderes, völlig einheitliches Bild boten, erklärt sich nur daraus, daß sie erst kurz vorher die durch die erwähnten Schranken vor der Vermischung mit fremden und minderwertigen Bestandteilen geschützte Stammesheimat verlassen hatten. Genau ebenso wie die Germanen war es früher den sprachverwandten Völkern gleichen Stammes ergangen; auch sie waren ursprünglich von reiner, später aber mehr und mehr gemischter Rasse. Bei den zuletzt vom gemeinsamen Grundstamm abgezweigten Slaven und Kelten läßt sich, besonders bei den nördlichsten Stämmen, diese Rassenreinheit auch naturwissenschaftlich noch nachweisen: es gibt weder einen slavischen noch einen keltischen Rassenschädel, sondern der Knochenbau dieser Völker ist, wo noch keine Kreuzung eingetreten, wie bei den Germanen der des Homo europaeus.

In seinem geistvollen und inhaltreichen, aber etwas einseitigen und nicht durchaus gelungenen Buch „L'Aryen“[38]) hat G. de Lapouge die „Wiege der Arier, le berceau des Aryens“, in eine Gegend verlegt, die er „la région de Latham“ nennt. „Dieser Forscher,“ schreibt er, „ist gestorben, ohne von den Geologen das frühere Bestehen einer anglo-skandinavischen, jetzt unter den Fluten verschwundenen Ebene bestätigt gesehen zu haben. Ich glaube sogar, daß diese niemals schriftlich ausgedrückte Ansicht Lathams nicht über den Kreis seiner Freunde hinaus bekannt geworden ist. Ich habe von ihr nur durch Dr. Beddoe Kenntnis erhalten. Es verdient darum nicht weniger Anerkennung, daß Latham vor uns die notwendige Lage der Wiege der Arier vorausgeahnt hat, und deshalb gebe ich dieser anglo-skandinavischen Ebene, die noch keinen Namen in der Paläogeographie hat, den seinigen.“ Das ist eine Verwechselung der Zeiten; auch ich glaube, daß die heute von der Nordsee überfluteten, durch die „forest beds“ bekannten Gegenden eine große Rolle in der Entwicklung und Verbreitung der Stammrasse der späteren arischen Völker gespielt haben, wohlgemerkt aber der älteren (Homo europaeus fossilis), nicht der geschichtlichen (Homo europaeus Linné), die erst nach der Eiszeit, als die Verhältnisse von Wasser und Land im Norden schon so ziemlich die heutigen waren, auf der meerumschlungenen Skandia ihre letzte, die kennzeichnenden leiblichen und glänzenden geistigen Eigenschaften in Reinzucht befestigende Ausbildung erfahren hat. Lapouge glaubt auch, obwohl er die Hypothesen von Brinton[39]) und Sergi[40]) von

[38]) Von mir im Globus, LXXVII 11, 1900, besprochen.

[39]) Races and peoples, Neuyork 1890.

[40]) Origine e diffusione della stirpe mediterranea, Roma 1895. Bedeutend vermehrte englische Ausgabe: The mediterranean race, London 1901. Der italienische Forscher hat seine Theorien zusammengefaßt in dem stattlichen,

einer afrikanischen Abstammung der Europäer nicht durchaus billigt, doch an eine Ausbreitung in süd-nördlicher Richtung, „qu'il y a eu poussée du sud au nord"; das ist aber, wie schon in den vorhergehenden Abschnitten auseinandergesetzt, im Widerspruch mit dem allgemeinen Zug des Lebens.

In einen ähnlichen Fehler verfällt auch Much[41]), der das Wort „Heimat" in schwankendem, bald engerem, bald weiterem Sinne gebraucht und sich die leichtere Aufgabe gestellt hat, nicht das „eigentliche Ursprungsland", sondern nur das Gebiet der „noch ungetrennt beisammen" wohnenden Indogermanen zu ermitteln. Trotzdem kann die Fülle des von ihm mit großem Fleiß zusammengetragenen, hauptsächlich archäologischen, aber auch naturwissenschaftlichen Beweisstoffes der Lehre von der nordeuropäischen Herkunft der Kulturvölker nur zur Stütze dienen und wird sicherlich mithelfen, den Vorstellungen von einem asiatischen oder doch östlichen Ursprung derselben vollends den Garaus zu machen.

Die bisher entwickelten Gedanken hatte ich im Jahre 1900, auf dem 12. Internationalen Anthropologenkongreß in Paris, in einem Vortrag[42]) über „Migrations préhistoriques" zum Ausdruck zu bringen gesucht. Ich stieß auf Widerspruch von Seiten des bekannten vielseitigen, naturwissenschaftlich aber nicht ausgebildeten Archäologen S. Reinach: „es habe," meinte er, „keinen Zweck, so alte Sachen vorzubringen, die polare Abstammung des Menschen sei schon von Quatrefages gelehrt worden, der übrige Inhalt decke sich vollständig mit den 1883 zuerst von Penka ausgesprochenen Gedanken." In einer fremden Sprache auf einen Redekampf sich einzulassen, ist bedenklich, ich habe daher die erste mir in Deutschland sich bietende Gelegenheit[43]) benutzt, um die Unrichtigkeit dieser Einwände festzu-

---

auch illustrierten Werk „Europa. L'origine dei popoli europei e loro relazioni coi popoli d'Africa, d'Asia e d'Oceania", Milano, Torino, Roma 1908, von mir in der Monatsschrift für Soziologie, I 1, 1909, beurteilt.

41) Die Heimat der Indogermanen im Lichte der urgeschichtlichen Forschung, Berlin 1902. Von mir in der Naturwiss. Wochenschr. N. F. I 48 und in den Mitteilungen der Wiener Anthropol. Gesellschaft XXXII 5/6 (Gehört Dänemark mit zur Urheimat der Arier?) beurteilt. — 2. Aufl. 1904.

42) Kurzer Auszug in L'Anthropologie XII, 1901, p. 346.

43) Vortrag über „Die nordeuropäische Rasse" beim 60. Stiftungsfest der Gesellschaft Pollichia, am 23. Dezember 1900 in Dürkheim. S. Verhdlg. — Ein anderer französischer Kritiker, Papillault, sagt in einem Kongreßbericht (Revue de l'école d'Anthropologie de Paris X 12), der Inhalt meines Vortrags sei mit unbestreitbarer Logik aus einer Voraussetzung „a priori" abgeleitet. Für mich gibt es aber keinerlei unbewiesene oder unbeweisbare Voraussetzungen. — Vgl. auch meinen Aufsatz „Die Nordlandsrasse in der Zusammensetzung der europäischen Völker", Pol.-anthr. Revue XI 11, Febr. 1913.

stellen. Die Anschauungen Herrn de Quatrefages', der noch von unsrer asiatischen Herkunft überzeugt war und die Wiege des Menschengeschlechts zwischen Himalaya und Altai[44]) suchte, weichen von den meinigen sehr erheblich ab. Ganz gelegentlich streift der französische Forscher die Möglichkeit, daß der Mensch, mit seinen Jagdtieren vor der Kälte zurückweichend, südwärts gewandert und das Ursprungsland daher vielleicht noch weiter nördlich, in Sibirien oder unter den Fluten des Eismeers, zu suchen sein könne. Nur darin stimmt er mit mir überein, daß er die „arische Rasse", ich sage die „nordeuropäische (Homo europaeus Linné)", als letzte, „la dernière venue", vom gemeinsamen Verbreitungszentrum der Menschheit ausgehen läßt. Penka gegenüber, der erst zwei Jahre nach mir seine Lehre veröffentlicht und weder nach oben noch nach unten in der Weise wie ich ausgebaut hat, war ich genötigt, durch einen Aufsatz im Globus[45]) mein unbestreitbares Vorrecht und meine Sonderstellung zu wahren.

In den vierziger Jahren zuerst haben einige deutsche Forscher, wie Klemm und Carus[46]), „aktive" und „passive" Rassen, „Tag- und Nachtvölker" unterschieden, bald darauf andere, wie Harvey[47]) und von Wietersheim[48]), erkannt, daß „der germanische Stamm sowohl durch Uranlage als durch geschichtliche Erziehung zur Weltherrschaft vorausbestimmt" ist. Auf die Ungleichheit der Menschenrassen eine ganze Weltanschauung gründend, hat sodann Gobineau[49]) diesen Gedanken weiter ausgeführt und in hinreißender Sprache mit dem Feuer der Begeisterung verfochten. Aber die Zeit war noch nicht gekommen; sein geistvolles Werk hat zwar Aufsehen gemacht, einen durchschlagenden Erfolg aber nicht zu erringen vermocht. Durch eine weit verbreitete Übersetzung ist, wie bekannt, der fast vergessene Name des französischen Grafen bei uns wieder zu Ehren gekommen, doch

---

[44]) L'espèce humaine, 10. édition, Paris 1890. — Quoi qu'il en soit, aucune des faits recueillis jusqu'à ce jour n'autorise à placer ailleurs qu'en Asie le berceau de l'espèce humaine .... A en juger ce qui existe aujourd'hui, ce grand massif central pourrait être regardé comme ayant renfermé le berceau de l'espèce humaine .... Le refroidissement força les animaux à émigrer vers le sud; l'homme dut les suivre etc.

[45]) LXXVIII 9, 1900. — Vgl. auch den Aufsatz „Das Verbreitungszentrum der nordeuropäischen Rasse", Globus LXXXIII 21, 1903.

[46]) Die Verbreitung der aktiven Menschenrasse über den Erdball, Leipzig 1845. Über ungleiche Befähigung der verschiedenen Menschheitsstämme für höhere geistige Entwicklung. Leipzig 1849.

[47]) Monthly journal of med. science, Edinburg 1850.

[48]) Zur Vorgeschichte deutscher Nation, Leipzig 1852.

[49]) Essai sur l'inigalité des races humaines, Paris 1853. — „Gobineaus Rassenwerk" von Schemann (Stuttgart, Fr. Frommann, 1910) habe ich gebührend gewürdigt in der Pol.-anthr. Revue, IX 4, und im Zentralblatt für Anthropologie, XVI 1, 1911.

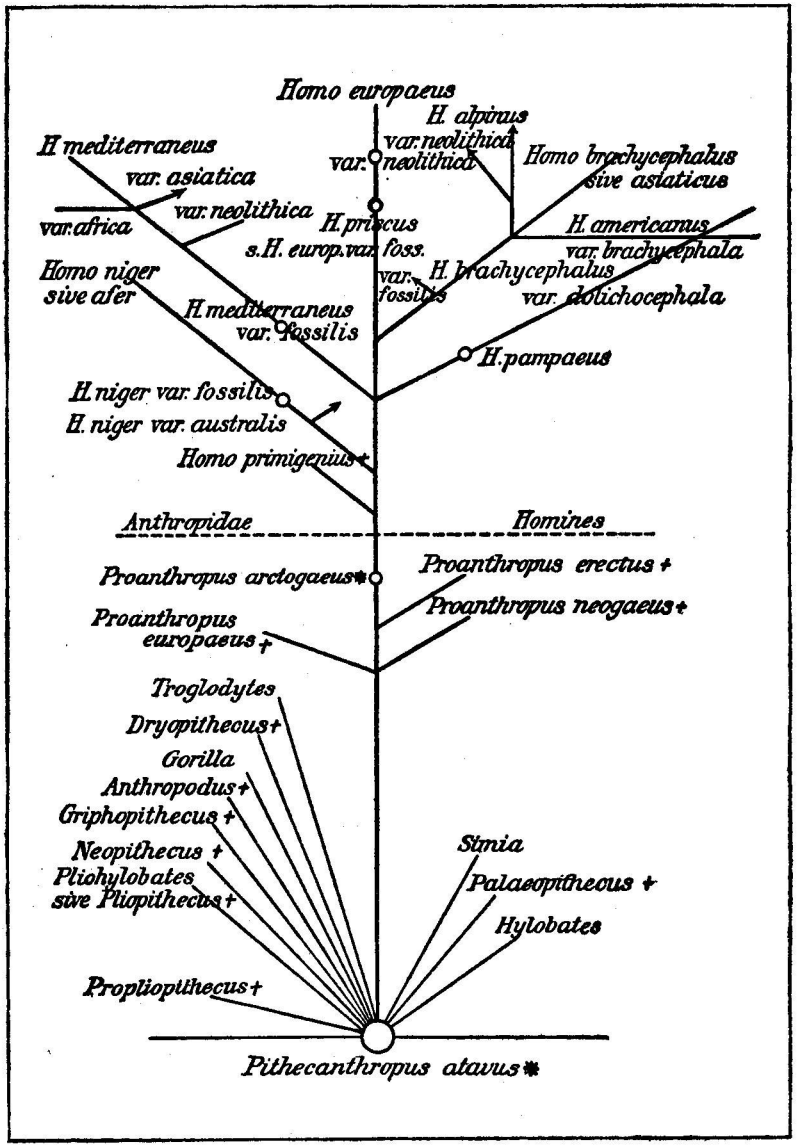
scheint mir in der „Gobineau-Vereinigung" mehr urteilslose Verherrlichung als wissenschaftliche Sachlichkeit zu herrschen. Ich selbst habe, ohne für seine Irrtümer und Einseitigkeiten blind zu sein, als einer der Ersten die Bedeutung dieses eigenartigen Denkers anerkannt und die Macht des Vorurteils zu sehr am eigenen Leibe verspürt, um ihm einen allzuschweren Vorwurf daraus zu machen, daß er auf halbem Wege stehen blieb, die letzten Schlüsse nicht zu ziehen wagte und daher zur vollen Wahrheit nicht durchzudringen vermochte. „Meine Überzeugung von ehedem ist die von heute . . . . keine der Wahrheiten, die ich ausgesprochen, ist erschüttert worden," diese stolzen Worte hat Gobineau der zweiten, 1884, erst zwei Jahre nach seinem Tode erschienenen Auflage vorausgeschickt. Was in seinem Buche Wahres enthalten war, ist allerdings bestätigt worden, unsre Herkunft aus Asien aber, an der er selbst unentwegt festhielt, hat sich als Hauptirrtum erwiesen, und die von ihm verworfene und verspottete Entwicklungslehre ist zum Grundstein und Eckpfeiler jeder wahrhaft wissenschaftlichen Weltanschauung[50]) geworden. Bei seiner Verachtung und Unkenntnis der Naturwissenschaft schwebt die Rassenlehre des französischen Diplomaten, wie die so mancher seiner Nachtreter, völlig in der Luft, und er mutet seinen Lesern zu, an die Überlegenheit der Germanen wie an ein unerklärliches Wunder zu glauben.

Wenn daher in den vorstehenden Blättern versucht worden ist, eine naturwissenschaftliche Grundlage[51]) für das Verständnis der Geschichte zu schaffen, so muß dies zeitgemäß erscheinen in unsern Tagen, da der Mensch zwar Sieg auf Sieg über die ungebändigten Naturkräfte feiert, aber doch von so Manchem, der sich für einen der Klügsten hält, noch das Wort des Fabeldichters gilt: „Er kennt das Weltall, doch sich selber nicht."

Besser als alle Worte kann der dem Buche „Leben und Heimat des Urmenschen" entlehnte Stammbaum des Menschengeschlechts meine Forschungsergebnisse veranschaulichen. Wie aus niedrigem Gesträuch

[50]) S. meinen Aufsatz „Gobineau und seine Rassenlehre", Polit.-anthr. Revue I 8, 1900. — Vgl. auch Seillière, Le comte de Gobineau et l'aryanisme historique, Paris 1903, von mir in der gleichen Zeitschrift (II 12, 1904 besprochen.

[51]) Wenn ein mit so viel Fleiß und Sachkenntnis geschriebenes Werk wie „Der diluviale Mensch in Europa" von Hoernes (Braunschweig 1903) zu keinem andern Endergebnis gelangt als zu einem Ignoramus-Bekenntnis, „vielleicht wird es nie gelingen (Herkunft und Verbleib der Rassen und ihrer Kultur zu ermitteln)", so ist dies bedauerlich, aber erklärlich, denn das Wort, Nordafrika sei „der Orient des europäischen Diluviums", verrät, daß der Verfasser sich nicht nur vom „Trugbild des Ostens", sondern auch von dem des Südens blenden läßt.



Stammbaum des Menſchengeſchlechts.

erhebt sich der hochstrebende, zum Menschen führende Stamm, der in seinem oberen Teile mit den vielfach verzweigten Ästen einem wirklichen Baume gleicht. Zur Erläuterung diene, daß die rechte Seite von den asiatischen und amerikanischen, die linke von den europäischen und afrikanischen Arten und Abarten eingenommen wird. Erloschene Arten sind durch †, nur vorausgesetzte durch *, Namen, die nicht am Ende eines Zweiges stehen, durch o, der Übersichtlichkeit wegen abgebrochene, eigentlich auf die andere Seite hinüberführende Äste durch ↑ bezeichnet. Die drei lebenden Grundrassen der Menschheit sind durch ausgeschriebenes Homo kenntlich gemacht. Über dem punktierten Querstrich stehen die menschlichen, darunter die vormenschlichen Zweige. Das Bild bringt nur die Entwicklungshöhe, nicht das erdgeschichtliche Alter zum Ausdruck, da eine Vereinigung dieser beiden sehr verschiedenartigen Verhältnisse zeichnerisch unmöglich ist. Unten läßt sich dieser Stammbaum unmittelbar dem der Säugetiere anfügen, oben durch den der indogermanischen Völker verlängern; er bildet somit eine ununterbrochene Verbindung der niedersten mit den höchsten Lebensformen und stellt einen vollkommenen Zusammenhang her zwischen Natur- und Geisteswissenschaften[52]).

In seinem beachtenswerten, meiner Auffassung in manchen Stücken nahekommenden, von mir in der Pol.-anthr. Revue (XII 1) besprochenen Vortrag über „Homo neandertalensis“ auf dem XIV. Internat. Anthropologenkongreß in Genf (L'Anthropologie XXIII p. 598 u. ff.) vergleicht auch Boule den menschlichen Stammbaum mit einem „dichten Busch (buisson plus ou moins touffu)“, hebt aber m. E. den über die unteren Seitenäste hoch emporstrebenden menschlichen Stamm zu wenig hervor.

---

[52]) In dem schönen und gedankenreichen, von mir in der Pol.-anthr. Revue, IX 10, gewürdigten Buche von Ostwald „Die Forderung des Tages“ (Leipzig, Akad. Verlagsges., 1910) findet sich folgende beherzigenswerte Stelle: „Diese letzte Betrachtung (über den Wert der alten Sprachen im Jugendunterricht) führt uns unmittelbar auf einen wesentlichen Punkt für die bevorstehende Entwicklung der Wissenschaft. Man kann ihn dahin bezeichnen, daß die Gesamtwissenschaft immer mehr den Charakter der Naturwissenschaft annehmen wird. Gegenwärtig pflegt man hergebrachterweise die Geisteswissenschaften von den Naturwissenschaften zu unterscheiden; die geschichtliche Betrachtung der Grenzlinie zwischen beiden aber läßt erkennen, daß es sich nicht um den Gegensatz zweier konstanter Gebiete des Wissens, sondern um den Gegensatz zwischen alter und neuer Methode handelt“. — Alle übrigen, von verschiedenen Forschern, wie Haeckel, Schwalbe, Stratz, Arldt, Gorjanovic-Kramberger, Sergi, Ameghino, Bonarelli, Giuffrida-Ruggeri u. A. aufgestellten Stammbäume und Einteilungen sind teils unvollständig, teils nicht mit sämtlichen bekannten Tatsachen in Einklang zu bringen. Dem meinigen haben sich die seitdem gemachten, zumteil sehr überraschenden Funde in ungezwungener Weise einfügen lassen.

II.

Völkerkundlicher Teil.

A. Wurzel und Stamm.

1. Rassen und Völker.[1])

Das Tier hat eine Stimme, der Mensch allein die Sprache. Aristoteles.

Die erste Frage, so oft ein kühner Entdecker eine noch unbekannte Küste ansegelte, war stets: ist das Land von Menschen bewohnt, für Menschen bewohnbar? Ja bis zu den Gestirnen versteigt sich die Neugier, und Mancher zerbricht sich den Kopf über die müßige, weil nie zu beantwortende Streitfrage, ob auch sie menschenähnliche Wesen beherbergen. Von allem, was die Erde trägt, ist eben der Mensch für den Menschen das Wichtigste, von allen Zweigen der Erdkunde die Menschenkunde das Wissenswerteste.

Als Krone der Schöpfung, um das im ersten Teil Erörterte noch einmal kurz zusammenzufassen, als Endglied einer langen Entwicklungskette hat der Mensch den Boden unsres Erdballs betreten, aber nicht als völlig neues, nicht als fertiges und vollendetes Wesen, sondern ganz allmälig, jeden kleinsten Fortschritt bewahrend und vererbend und durch ein gütiges Geschick vor einseitigen Anpassungen bewahrt, hat er sich aus niedrigen, tierähnlichen Vorstufen, von denen

[1]) Nach den Vorträgen „Rassen und Völker", Verhdlg. des 7. Internationalen Geographenkongresses, Berlin, London und Paris 1901, und „Rasse und Sprache", Naturwiss. Wochenschrift, N. F. I 12, 1901. Vgl. auch den Aufsatz „Rasse, Volk, Staat", Deutsche Zeitung 1896, Nr. 58, und „Rassen und Völker", Monatsschrift für Soziologie I 3, 1909. Unter der gleichen Überschrift hat von Luschan einen Beitrag für den I. Band der Ullstein'schen Weltgeschichte geliefert, der aber keinen entschiedenen Fortschritt darstellt. Vgl. meine Beurteilung in der Pol.-anthr. Revue IX 11, 1911, und mein neuestes Buch „Rassen und Völker", Leipzig, Th. Thomas, 1912.

wir uns nach den auf Java, in Argentinien und in England gefundenen Gebeinen des Vormenschen eine Vorstellung machen können, zu immer höherer und edlerer Bildung erhoben. Die Menschwerdung erstreckt sich über ungeheure Zeiträume, und wie heute noch unter den verschiedenen Himmelsstrichen Menschen von sehr ungleicher Entwicklungshöhe leben, so waren, als es in einem bestimmten Gebiete schon wirkliche, sprachbegabte Menschen gab, andere Erdteile noch von spärlichen Horden tierähnlicher Übergangsformen oder Bindeglieder bevölkert.

Wie man, auch wenn der berühmte Fund von Trinil mit seinem menschlichen Oberschenkel und affenähnlichen Schädel, der eine aufrechte Kopfhaltung anzeigende Halswirbel von Monte Hermoso und die Gebeine von Piltdown in Sussex nicht die Bestätigung gebracht hätten, aus allgemein entwicklungsgeschichtlichen Gründen voraussetzen müßte, hat die Erhebung des Vormenschen über das Tier mit der allmäligen Gewöhnung an den aufrechten Gang begonnen. Dadurch, daß die vorderen Gliedmaßen nicht mehr zur Stütze der Leibeslast und zur Fortbewegung gebraucht wurden, konnte sich ihr Endglied zu einem Greifwerkzeug von vollendeter Einrichtung gestalten, der menschlichen Hand, mit deren Bau die Natur ihr Meisterstück gemacht hat. Die Befestigung der Hand am oberen Teil des Rumpfes durch einen im Schultergelenk freibeweglichen Arm gab diesem wunderbaren Werkzeug eine unbeschränkte Gebrauchsfähigkeit und zugleich seinem Träger eine Überlegenheit in Angriff und Abwehr, die ihn über alle übrigen Geschöpfe erheben mußte. Vervielfältigung der Bewegung aber hatte notwendigerweise eine Zunahme des Gehirns zur Folge; daher hat bei seinem Wachstum, seiner feineren Ausbildung und reicheren Ausgestaltung der Gebrauch der Hände eine Hauptrolle gespielt. Von dem Augenblick an, da der Urmensch einen Stock oder Stein ergriff, um seine Beute zu erlegen oder sich zu verteidigen, waren alle Bedingungen für eine Weiterentwicklung des Verstandes reichlich gegeben. Beim Jagen, Fischen, Nahrungsammeln lernte er die Naturkräfte kennen, und mit der Erweiterung der Kenntnisse wuchs auch seine Urteilskraft, sein Erfindungsgeist. Durch Vorbereitung und Zerkleinerung der Nahrung mit den Händen war eine Entlastung und folglich auch Rückbildung der Kiefer und Kaumuskel möglich, die dem Gehirn zugute kam. Beim Zusammenleben entstand das Bedürfnis nach Mitteilung, und dieses rief die ersten Anfänge der Sprache hervor. Ich glaube kaum, daß unter Männern, die durch eine naturwissenschaftliche Schule gegangen sind, noch die Ansicht vertreten ist, die Sprache sei ohne Zutun des Menschen entstanden und ihm von außen oder von oben, wie man will, als fertiges Geschenk zugekommen; weitaus die größte Mehrzahl wird von der Überzeugung durchdrungen sein, daß auch sie nach allgemein giltigen Naturgesetzen aus den allereinfachsten An-

fängen, aus wenigen der Umgebung abgelauschten und zur Bezeichnung des Nächstliegenden und Notwendigsten dienenden Lauten ganz allmälig, im innigsten Zusammenhang und in Wechselwirkung mit der Zunahme der geistigen Fähigkeiten sich entwickelt hat. Wie es Menschen gibt, die auf einer niederen Entwicklungsstufe stehen geblieben sind, so auch Sprachen, und die Annahme, hohe Gesittung könne mit unausgebildeter Sprache verbunden sein oder umgekehrt, muß jedem Vernünftigen widersinnig erscheinen. Überall ist sprachlicher und sonstiger Fortschritt gemeinsam, und im Schoße derjenigen Menschenart, aus der die führenden, bahnbrechenden und weltbeherrschenden Völker hervorgegangen sind, muß auch, das ist, sollte man denken, einfach und einleuchtend genug, die höchstentwickelte Sprache erwachsen sein[2]).

Lange, lange vor der Entstehung der Sprache aber hat es schon Arten und Spielarten gegeben, die man allerdings, wenn man die Sprache für einen unerläßlichen Bestandteil des Begriffs „Mensch" hält, „Menschenrassen" noch nicht nennen kann. Die Artenbildung beginnt mit den ersten Anfängen des Menschengeschlechts und seiner Verbreitung über größere Gebiete der Erdoberfläche und ist, wie bei Tieren und Pflanzen, bedingt durch äußere Verhältnisse und Einflüsse, Lebensweise, Nahrung, Sonderentwicklung und räumliche Trennung. Ob eine Rasse hell oder dunkel gefärbt, kräftig oder schwächlich ist, ob sie geistig hoch oder tief steht, all das ist nicht zufällig, sondern die notwendige Folge von Art und Dauer des Entwicklungsgangs. Nach dem Naturgesetz ist es ganz unmöglich, daß eine hellhäutige, farbstoffarme Rasse aus einem heißen und sonnigen, eine dunkle, farbstoffreiche aus einem kalten und lichtarmen Lande stammt. Wechsel der Wohnsitze, klimatischen Verhältnisse und Lebensbedingungen hat selbstverständlich, selbst wenn Blutmischung und Auslese durch Krankheiten beschleunigend wirken, keine sofortige Umgestaltung der Rasse zur Folge, sondern es dauert lange, oft recht lange Zeit, bis die neuen Einflüsse eine deutliche Wirkung erkennen lassen, bis sie über die erhaltende Macht der Vererbung den Sieg davontragen.

Ähnlich verhalten sich die geistigen und sittlichen Eigenschaften. In heißen Ländern ist die Entstehung geistig hochstehender Rassen ganz unmöglich: erschlaffende Hitze und Überfluß an Nahrungsmitteln sind nicht geeignet, geistigen Fortschritt anzuregen, und die Not ist von je die beste Lehrmeisterin des Menschen gewesen. Hand in Hand mit dem geistigen geht aber auch der sittliche Fortschritt; jedes sittlich hochstehende Volk mit veredelten, nicht rein selbstsüchtigen Trieben und Regungen muß daher eine lange Kulturentwicklung hinter sich und auch sein Blut vor Vermischung mit unedlen Bestandteilen möglichst

[2]) Vgl. m. Vortrag über „Hirn, Hand, Mund" auf der Naturforscherversammlung in Münster, Verh. II 1, S. 274.

rein bewahrt haben, denn Kreuzungen mit tiefer stehenden Rassen haben, besonders auch auf sittlichem Gebiet, häufig unheilvolle Rückschläge im Gefolge.

Die Bande des Blutes waren die ersten, die im Kampfe Aller gegen Alle mehrere Menschen zu gemeinsamer Arbeit und Abwehr, zu vereintem Tragen von Freud' und Leid zusammenhielten. Durch natürliches Wachstum, durch die bei gesunden, lebenskräftigen Arten und ausreichender Nahrung unaufhaltsame Vermehrung erweiterten sich die Geschlechter zu Sippen, diese zu Gemeinden, zu Hundertschaften, Gauen, Stämmen, Völkern. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit wurzelte allein in der Erinnerung an gemeinsame Abstammung. Blutsverwandtschaft war im Anfang der Geschichte aller Völker das festeste und heiligste Band, maßgebend für alle gesellschaftlichen Beziehungen und, wie von unsern Vorfahren berichtet wird, die Grundlage für Wehr- und Gemeindeverfassung, für Gottesdienst und Schlachtordnung.

Durch die Sprache erst war der Vormensch zum Menschen geworden. Nach den Banden des Blutes sind darum die der Sprache die dauerhaftesten, und Sprachgemeinschaft konnte das Gefühl verwandtschaftlichen Zusammenhangs so lange lebendig erhalten, als sie allen Stammesgenossen die Verständigung unter einander ermöglichte. Da aber die Sprache viel leichter und schneller als leibliche Eigenschaften sich ändert, so wird sich bei Vermehrung und Ausbreitung der Völker die Sonderentwicklung am frühesten auf sprachlichem Gebiet bemerklich machen. Es entstehen zunächst Mundarten, dann Schwestersprachen, schließlich verwandte Sprachen, die sich immer unähnlicher werden, je weiter zurück ihr gemeinsamer Ursprung liegt. Ist die Sprache eines Volkes seinen Nachbarn nicht mehr verständlich, hat der „redende" Beweis der Zusammengehörigkeit seine Kraft verloren[3]), so erlischt auch das Verwandtschaftsgefühl, ja es tritt oft, gerade bei hochbegabten und ähnlich veranlagten Völkern, an dessen Stelle Eifersucht und schärfster Wettbewerb.

Wenn eine erobernd vordringende Minderheit den Unterjochten mit der Herrschaft zugleich ihre Sprache aufzwingt, wenn unter gewissen Umständen auch der Sieger Sitte und Rede der Besiegten annimmt, so kann es kommen, daß Völker verschiedener Abunft und Beschaffenheit gleiche oder nahverwandte, solche von gleicher Abstammung dagegen verschiedene Sprachen reden. Dafür aber, daß ein Volk nordeuropäischer Rasse eine nicht arische[4]) Sprache angenommen, gibt es

[3]) „Die Kraft der Sprache bildet Völker und hält sie zusammen", sagte Grimm schon vor mehr als 60 Jahren. (Der Ursprung der Sprache. Abh. d. K. Preuß. Akad. d. Wiss., 1851.)

[4]) Alle Bezeichnungen der stammverwandten Sprachen und Völker sind willkürlich und nebensächlich. Ich gebrauche gewöhnlich die auch bei den Franzosen, Engländern, Italienern übliche, die zudem nach Max Müller („Arisch als tech-

kein geschichtliches Beispiel. So mächtig ist das Band gemeinschaftlicher Muttersprache, daß es sogar Verwandtschaft vortäuschen kann, daß sich gleichredende Menschen trotz verschiedenartigem Wesen und Aussehen für Brüder und Stammesgenossen zu halten geneigt sind. Werden verschiedene Völker zu einem Reich oder „Staat" zusammengeschweißt, so bildet eine herrschende, allen Staatsbürgern oder Untertanen verständliche Sprache den festesten Kitt. Merkwürdig, daß es Staatsmänner gibt, die das nicht einsehen. Welche Dienste hat die griechische Sprache dem Reiche Alexanders des Großen, die lateinische der römischen Weltherrschaft, die deutsche den Hohenzollern, die englische den Vereinigten Staaten geleistet!

In geschichtlicher Reihenfolge haben sich zuerst Arten und Spielarten, dann die Völker, zuletzt die Staaten gebildet, und eine Klarstellung dieser sich durchaus nicht deckenden, häufig aber verwechselten Bezeichnungen dürfte daher angezeigt sein. Fast täglich kann man von „lateinischer" oder „slavischer Rasse", von „Schweizervolk" oder dergleichen hören und lesen: das ist eine Begriffsverwirrung oder doch zum mindesten eine Ungenauigkeit. Rasse ist ein rein naturwissenschaftlicher, Volk ein sprachlich-geschichtlicher, Staat endlich ein rechtlich-politischer Begriff. Eine Rasse kann sich über verschiedene Völker und Staaten, ja Weltteile erstrecken, ein Volk besteht selten aus nur einer Rasse, ein Staat umfaßt häufig mehrere Völker. So enthält beispielsweise die schweizerische Eidgenossenschaft als Staat drei Völker, Deutsche, Franzosen und Italiener (Ladiner und Romanen diesen zugerechnet), und zwei Rassen, eine langköpfige und eine rundköpfige. Derselben Rasse Angehörende haben gleiche Leibesbeschaffenheit und geistige Anlagen, Volksgenossen gleiche Sprache und Sitten, Staatsbürger eines politischen Gemeinwesens gleiche Gesetze, Verfassung und Obrigkeit. Statt „Schweizervolk" müßte man daher, streng genommen, sagen „Bevölkerung der Schweiz", statt „lateinische Rasse" wäre zu setzen „Völker mit einer vom Lateinischen stammenden (romanischen) Sprache". Ich teile durchaus nicht alle Ansichten des französischen Anthropologen Topinard; ein Wort von ihm ist mir jedoch aus der Seele gesprochen. „Lassen Sie mich," sagte er 1889 auf dem 10. Internationalen Anthropologenkongreß[5]) in Paris, „Ihnen eine der sichersten Tatsachen der allgemeinen Anthropologie, die man nicht oft genug wiederholen kann, ins Gedächtnis zurückrufen. Das ist, daß der Begriff Rasse mit dem des Volkstums nicht das mindeste zu tun hat; daß alle Völker Europas ungefähr aus denselben Rassenbestandteilen, nur in verschiedenen Mischungsverhältnissen, zusammen-

nischer Ausdruck", Essays II 15) „den Vorzug der Kürze" hat. Jedermann weiß ja, was gemeint ist. Andere Ausdrücke sind „Indoeuropäer, Indogermanen, Indokelten, Teutarier, Japhetiden" u. dgl.

[5]) Compte rendu, Paris 1891, p. 391.

gesetzt sind; daß, wenn man die Dinge von einer höheren Warte betrachtet, es eigentlich nur drei große Rassen in unserm Weltteil gibt, eine, die im Norden vorherrscht, hochgewachsen, hellfarbig und langköpfig, eine andere, hauptsächlich im Süden, im Umkreis des Mittelmeers, auf den Inseln und Halbinseln vertreten, schwarzhaarig, klein, aber ebenfalls langköpfig, die dritte, zwischen beiden und rundköpfig, vom Grundstock in Frankreich, oder vielleicht in Keltiberien, sich durch Süddeutschland, die Alpenländer, Böhmen und die Karpathen bis nach Rußland erstreckend. Die europäischen Völker sind nichts als Mischungen dieser drei Rassen, erzeugt durch die geschichtlichen Wanderungen, und im Grunde nur politische Verbände, Gesellschaften auf Gegenseitigkeit." An diesem Ausspruch habe ich blos auszusetzen, daß der Grundstock, das Verbreitungszentrum der Rundköpfe nicht im Westen, wo es allerdings auch größere Ansammlungen gibt, sondern im Osten zu suchen ist.

Manche, besonders ausländische, Gelehrte sind sogar — vielleicht nicht ohne politische Hintergedanken — so weit gegangen, zu sagen, die „Nation" [6]) umfasse ohne jede Rücksicht auf die Sprache alle, die zu ihr gehören wollen. Faßt man das Wort im staatsrechtlichen Sinne auf, so ist nichts dagegen einzuwenden, und den verschiedenen Völkern der Eidgenossenschaft bestreitet, um ein Beispiel anzuführen, Niemand das Recht, in einem gemeinschaftlichen Staatswesen zusammenzuleben. Läßt man aber die ursprüngliche Bedeutung „Gemeinschaft von Stammverwandten" gelten, so fällt jede Freiwilligkeit weg und es entscheidet über die Zugehörigkeit nur die Abkunft. Die Erinnerung an diese ist aber im Volksbewußtsein meist geschwunden; für den großen Haufen macht die Sprache allein das Volkstum aus, der Völkerstreit wird zum Sprachenkampf. In dem durch solchen berüchtigten Land der Wenzelskrone ist die Blutmischung eine so vollkommene, daß Deutsche und Tschechen äußerlich kaum zu unterscheiden sind. Trotzdem befehden sich beide Völker der Sprache wegen aufs heftigste, und man beobachtet die sonderbare Tatsache, daß die Führer der Deutschen oft slavische, die der Tschechen dagegen deutsche Namen tragen.

Da sich, wie wir gesehen haben, Sippschaften zu Völkern, Mundarten zu Sprachen auswachsen, so müssen die Völker sich leiblich und sprachlich umso ähnlicher sein, je näher sie zeitlich und örtlich dem gemeinsamen Ursprung stehen. Den Römern fiel es schwer, die letzten Wellen der keltischen Völkerflut von den ersten der germanischen zu unterscheiden, und auch unsre östlichen Nachbarn werden von alten

[6]) Wenn mit diesem Fremdwort ein etwas anderer Begriff verbunden wird als mit Volk, so ist es meist der staatlicher Einigung. Meiner Anschauung sehr nahe kommt Hasse in seiner „Deutschen Politik" (München, J. E. Lehmann, 1905/6), wenn er u. a. schreibt, „daß der einzig erbliche Adel der Adel der Rasse ist".

Schriftstellern als lichthaarig und blauäugig geschildert und sind es, besonders im Norden, zumteil noch heute. Daß die Hauptrassen unsres Weltteils, die langköpfigen, nicht fremden Ursprungs sind, mußte dem Naturforscher bald klar werden, und der Grundirrtum, die Urbevölkerung Europas sei finnischen, d. h. rundköpfigen Stammes gewesen, vermochte der naturwissenschaftlichen Behandlung der Völkerkunde nicht standzuhalten, ist längst durch die Tatsachen widerlegt. In Bezug auf die Sprache aber behauptete das Vorurteil lange seine Macht, so daß sogar ein so hervorragender Forscher wie Broca, der das Verhältnis der Sprachforschung zur Naturwissenschaft ebenso treffend wie gerecht[7]) beurteilt hatte, doch zu dem widerspruchsvollen Wort[8]) gedrängt wurde: „Woher stammen die europäischen Rassen? Aus Europa. Woher stammen die europäischen Sprachen? Aus Asien."

Endlich, nach langer, mühevoller Arbeit ist auch dieses Vorurteil gestürzt, oder doch schwer erschüttert, aber es fehlt aus naheliegenden Gründen noch immer nicht an Versuchen, die Ergebnisse der Rassenforschung als belanglos für die Völkerkunde, insbesondere deren wichtigste Aufgabe, die Lösung der indogermanischen Frage, hinzustellen. „Ich weigere mich," schreibt u. a. Reinach[9]), „mir über die Herkunft der Arier Gedanken zu machen, denn das hieße ja zugeben, daß es Arier gegeben hat, was mich nichts anzunehmen nötigt. Eine Sprache hat sich von Volk zu Volk verbreitet, das ist alles." Ebenso erklärt es Schrader[10]) für unmöglich, aus der „körperlichen Beschaffenheit der indogermanischen Völker auch das Rätsel ihrer Herkunft zu lösen"; denn, meint er, „alle Versuche, aus angeblichen Rasseneigenschaften den Ausgangspunkt der indogermanischen Völker zu bestimmen, scheitern an der einfachen Tatsache, daß die Indogermanen keine Rasse in anthropologischem Sinne sind, oder in uns erreichbarer oder erschließbarer Zeit waren." Unter der Überschrift: „Was wissen

[7]) Bull. de la Soc. d'Anthrop. de Paris III, 1862: „La linguistique ne fournit donc pas à l'anthropologie des caractères de premier ordre. Là où il y a contradiction entre son témoignage et celui de l'anatomie, nous n'avons pas à hésiter. . . Nous sommes donc les tributaires de la linguistique, et des tributaires reconnaissants; mais nous ne devons pas, nous ne pouvons pas être ses esclaves. Ce que nous lui demandons, ce sont des renseignements et non des arrêts . . . . elle doit entrevenir dans nos débats, non à titre de juge, mais à titre de témoin".

[8]) Bull. de la Soc. d'Anthrop. de Paris V, 1864.

[9]) L'Anthropologie XI, 1900, p. 483. — In „L'origine des Aryens", Paris 1892, hatte Reinach geschrieben: „Les ancêtres des Aryens, gens pleins de courage ou peu frileux, demeurèrent dans l'Europe occidentale: c'est là qu'ils passèrent les longs siècles de la crise glaciaire. Bien leur en prit, car le climat rigoureux où ils vivaient produisit sur leur complexion physique une influence très heureuse: ils devinrent blonds" . . . . Es hat also doch Arier gegeben!

[10]) Reallexikon des indogermanischen Altertums. Straßburg 1901.

wir von den Indogermanen?" hat dann Winternitz (Prag) in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung[11]) eine längere Reihe von Aufsätzen veröffentlicht, die im Grunde nicht viel mehr sind als ein Auszug aus Schraders Lexikon. Indem ich mit Genugtuung feststelle, daß dieser Vertreter der Sprachwissenschaft zugibt, „Rasse ist ein rein naturwissenschaftlicher Begriff", muß ich auf der andern Seite mit aller Schärfe die unüberlegte Behauptung zurückweisen, „daß die Sprache mit der Rasse nichts zu tun hat". Wer soll denn die Sprache geschaffen haben, wenn nicht der Mensch? Die Menschheit aber zerfällt in verschiedene Arten und Abarten von sehr ungleicher Entwicklungshöhe und mit sehr verschiedenen geistigen Anlagen. Ist es denn denkbar, im Schoße der niedersten Rasse seien die höchstentwickelten Sprachen entstanden und umgekehrt? „Kein Anthropologe," schreibt Winternitz, „wird jemals beweisen können, daß dieser oder jener Schädel der vorgeschichtlichen Zeit indogermanisch gesprochen haben müsse." Dem sei entgegengehalten, was ich vor zwölf Jahren in meinem Vortrag[12]) über die „Geschichte und Bedeutung der Schädelmessung" gesagt habe: „Man hat nach einer Äußerung von Virchow der Schädelmessung mit Unrecht vorgeworfen, daß sie noch nicht einmal Kelten, Slaven und Germanen zu unterscheiden vermöge. Gleiches von Gleichem zu trennen, vermag sie allerdings ebensowenig als jede andere wissenschaftliche Untersuchungsweise; es ist im Gegenteil ihr großes Verdienst, den unumstößlichen Nachweis erbracht zu haben, daß all diese Völker aus einer und derselben Rasse hervorgegangen sind. Welche Sprache die Zunge geredet, die einst zwischen den Kiefern sich regte, das kann die Naturwissenschaft nicht ermitteln; hierbei muß der kundige Altertumsforscher, der keltische, germanische und slavische Waffen und Schmucksachen wohl zu scheiden weiß, helfend eintreten." Wird daher irgendwo in Norddeutschland ein Grab aufgedeckt, das neben einem großen Skelet mit Langschädel, also von reiner nordeuropäischer Rasse (Homo europaeus Linné), unter den Beigaben auch „Schläfenringe" enthält, so kann man mit Sicherheit behaupten, daß der Bestattete bei Lebzeiten eine altslavische Sprache[13]) geredet hat. Von einer „arischen Rasse" zu sprechen, ist allerdings nicht richtig, man müßte dafür die naturwissenschaftliche Bezeichnung gebrauchen, es ist aber insofern entschuldbar, als es eine Rasse gibt, aus der alle „arischen" oder, um Worte streite ich nicht, „indogermanischen" Völker hervorgegangen sind und deren Verbreitungszentrum, wo sie sich bis auf den heutigen Tag am reinsten erhalten hat, durch die naturwissenschaftliche Forschung in durchaus einwandfreier Weise

[11]) Nr. 238/9, 246, 252/3, 258/9, 269, 1903.

[12]) Verhdlg. des Naturhistorisch-medizinischen Vereins zu Heidelberg, N. F. VI 5, 1901.

[13]) S. meinen Aufsatz „Die Schläfenringe der Slaven", Globus LXVII 1, 1895.

festgestellt ist. Demnach hat „die Anthropologie in der Frage nach der Urheimat" doch „mitzusprechen", sie hat sogar, da die Sprachforscher, auf ganz falsche Fährten geraten, „schwere Irrtümer" auf dem Gewissen haben, das entscheidende Wort. „Wenn wir nun aber," fährt der Prager Professor fort, „von dem indogermanischen Rassencharakter nichts wissen, wenn wir über die eigentliche Urheimat der Indogermanen so gut wie gar keine Auskunft geben können, wenn wir die Rassenzusammengehörigkeit und damit die Blutsverwandtschaft der indogermanischen Völker leugnen — was wissen wir denn eigentlich dann von den Indogermanen?" Antwort: Nicht allzu viel; andere Leute wissen aber mehr und können bessere „Auskunft" geben.

Überlieferung wie Knochenfunde lehren, daß im Altertum, besonders unmittelbar nach den großen Völkerwanderungen, von denen die keltische und germanische in geschichtliche Zeit fallen, die nordische Rasse viel weiter nach Süden verbreitet war, daß es damals noch manche Völker von fast reinem Blute gab. Angehörige der europäischen Kulturvölker sind zwar heutzutage über den ganzen Erdball verbreitet, und man trifft blonde Engländer, Deutsche, Holländer, Skandinavier, Russen an den entlegensten Meeresküsten, aber in unserm eigenen Weltteil trägt die Bevölkerung fast überall die unverkennbaren Zeichen langdauernder Blutmischung zur Schau. Wir müssen daraus schließen, daß sich zu verschiedenen Zeiten mächtige Ströme der lichthaarigen, blauäugigen und langköpfigen Rasse über unsern Weltteil und sogar darüber hinaus ergossen haben. Daß durch diese Wanderungen auch Sprache und Gesittung verbreitet wurde, wird schwerlich jemand leugnen wollen, und welcher Art diese waren, wird dadurch jedem Zweifel entrückt, daß gerade diejenigen Völker, in denen diese Menschenart am reinsten erhalten und am meisten vertreten ist, nicht nur Indogermanen, sondern auch bahnbrechende Kulturträger sind.

Nach der Winternitz'schen Logik dürften sich auch die Sprachforscher beileibe nicht um Völker bekümmern, denn diese bestehen ja aus Menschen von Fleisch und Blut, sondern lediglich mit Sprachen beschäftigen; aber, wenn wir auch mit Reinach die arische Frage auf die Sprache beschränken, so schaffen wir sie damit doch nicht aus der Welt. Irgendwo, das muß auch Winternitz[14]) zugeben, muß sich doch die Sprache, deren Tochtersprachen unter allen bestehenden den höchsten Rang einnehmen, doch entwickelt haben, und zwar in einem beschränkten Gebiet, sonst hätte sie gleich von vornherein, infolge der räumlichen Trennung bei dem erschwerten Verkehr der Urzeit, in zahlreiche Mundarten zerfallen müssen und nicht nach Jahr-

[14]) Nr. 238 S. 131: „Wenn aber auch jener kleine Volksstamm, von dem die eigentliche indogermanische Grundsprache gesprochen wurde" . . . . .

tausenden noch in all ihren Zweigen so ausgeprägte Züge von Verwandtschaft bewahren können.

Verhielte sich die Sprache wie die leiblichen Merkmale, so wäre die Sache höchst einfach: wir brauchten innerhalb des weitverzweigten indogermanischen Sprachstamms nur das Gebiet zu ermitteln, wo die Sprache ihrer ursprünglichen Gestalt am ähnlichsten geblieben ist, d. h. das altertümlichste Gepräge erkennen läßt, und seine Wurzel, das langgesuchte Ursprungsland, wäre gefunden. Leider aber ist dieser so eben scheinende Weg, den auch deshalb verschiedene Sprachforscher zu wandeln versucht haben, in Wirklichkeit nicht gangbar. Die Sprache verändert sich in ganz anderer Weise und viel schneller als die Eigenschaften unsres Leibes. Ist Blutmischung ausgeschlossen und der Wechsel in den äußeren Verhältnissen unmerkbar, so kann das Bild einer Rasse durch viele Jahrtausende unverändert bleiben. Ganz anders die Sprache, an der der schöpferische Geist immer weiterarbeitet und die sich, kraft des ihr innewohnenden Bildungstriebes, fortwährend umgestaltet, vervollkommnet und schließlich wieder vereinfacht. Früher vom Grundstamm abgezweigte Äste, bei denen gerade infolge der Loslösung und Sonderentwicklung dieser Vorgang sich verlangsamt oder ins Stocken kommt, werden daher im allgemeinen neben allerlei Entartungserscheinungen mehr altertümliche Züge und Formen aufweisen als ersterer. Nicht wo die altertümlichsten, sondern im Gegenteil, wo die fortgeschrittensten Sprachen zuhause sind, hat man also deren Ursprungs- und Ausstrahlungsgebiet zu suchen. Gesetzt den Fall, dies fiele mit dem einer Rasse zusammen, so müßte dort das Volk zwar deren Urbild am treuesten bewahrt, in seiner sprachlichen Entwicklung aber die früheren Auswanderer weit überholt haben. Halten wir Umschau in dem ausgedehnten Verbreitungsgebiet der stammverwandten Sprachen, so zeigt es sich, daß nach Lautstand, Formenlehre und Satzbildung die germanischen unstreitig an der Spitze fortschrittlicher Entwicklung stehen, unter diesen aber wiederum die skandinavischen, die beispielsweise das Geschlechtswörtchen hintangehängt, das weibliche ganz aufgegeben, ein neues Passiv gebildet, die Endungen wesentlich vereinfacht haben u. dgl. m. Da das Naturgesetz, daß die Entwicklung da am weitesten vorgeschritten ist, wo sie begonnen hat, auch für die Sprache gilt, so hätten wir demnach auf rein sprachlichem Wege den Bildungsherd, den Verbreitungsmittelpunkt der arischen Sprachen gefunden, der sich bemerkenswerter Weise mit dem auf naturwissenschaftlichem Wege ermittelten der lichthaarigen Rasse deckt und somit obige Forderung erfüllt. „Ohne selbst Sprachforscher zu sein," sagt de Quatrefages[15]), „kann sich der Anthropologe sehr wohl die Ergebnisse der Sprachwissenschaft zu eigen machen und sie mit den

[15]) L'espèce humaine, 10 éd., Paris 1890, p. 320.

durch die Untersuchung der leiblichen Merkmale erhaltenen vergleichen. Wenn man auf zwei so verschiedenen Wegen zum gleichen Ziel gelangt, hat man offenbar die größte Gewähr, daß dies der Wahrheit entspricht."

Agassiz, einer der Hauptverteidiger der Unveränderlichkeit der Arten, hatte behauptet, wie die Gattungen im Tierreich, so seien auch die Menschen nach Völkern erschaffen worden, jedes mit seinen besonderen leiblichen Merkmalen, seiner eigentümlichen Sprache. Gegen diese uns heute etwas vorsintflutlich anmutende Anschauung wendet sich de Quatrefages mit folgenden Worten: „Niemals hat eine Tierart ihre Stimme mit der einer benachbarten vertauscht. Das von einer Stute gesäugte und im Pferdestall aufgewachsene Eselfüllen lernt deshalb doch nicht wiehern, sondern schreit eben so lieblich wie seine Vorfahren. Im Gegenteil weiß Jedermann, daß ein Weißer vom reinsten Blute, in frühester Jugend unter Chinesen oder Australier versetzt, nur deren Sprache reden wird und umgekehrt. Denn die Tierstimme ist ein zum Wesen des Tieres gehörendes Merkmal, das zwar leichter Veränderungen fähig ist, aber niemals ganz verschwinden oder sich von Grund aus umwandeln kann; sie ist ein Artmerkmal. Ganz anders verhält sich die menschliche Sprache. Sie ist an sich veränderlich und wandelt sich von Geschlecht zu Geschlecht; sie gestaltet sich um, sie entlehnt und verliert; sie kann durch eine andere ersetzt werden und ist offenbar abhängig vom Verstand und von der Umgebung. Man darf in ihr daher nur ein untergeordnetes, ein Rassenmerkmal erblicken." Ich kann nicht einmal soviel zugeben; da sie nicht vererbt, sondern nach Quatrefages' eigenen Worten erlernt wird, kann sie auch nicht als Unterscheidungsmerkmal der Rassen in naturwissenschaftlichem Sinne gelten. Trotzdem ist aber ein gewisser Zusammenhang, eine Abhängigkeit der Sprache von der Rasse unerkennbar. „Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet," fährt der französische Forscher fort, „haben auch die Sprachen sich nach und nach vervollkommnet, und die Frage liegt nahe, ob die Entwicklungsstufe der Rassen im allgemeinen der der Sprachen entspricht. Wenn man die Ergebnisse der Sprach- und der Naturforschung neben einander hält, erkennt man bald, daß es nicht so ist. Die einsilbige Sprache, insbesondere das Chinesische, wird hauptsächlich von einem Volke mit sehr alter Kultur gesprochen, dessen Grundstock von der gelben Rasse gebildet wird. Die niedersten Völker dagegen, der dunklen Rasse angehörend, reden anhängende (agglutinierende) Sprachen, die auf der zweiten Entwicklungsstufe stehen." Diese anscheinende Ausnahme stößt aber das Gesetz, daß die geistig meistbegabten Völker auch die höchstentwickelten Sprachen haben, nicht um. Es ist doch sehr die Frage, ob die Sprache der Buschmänner höher steht als das Chinesische mit seinem uralten und reichen Schrifttum. Herr von Quatrefages selbst muß zugeben, daß „einsilbige

Sprachen nur in Asien vorkommen und ein sehr beschränktes Gebiet einnehmen", also mit dem Verbreitungszentrum der gelben Rasse (Homo brachycephalus) zusammenfallen. „Immerhin ist zu beachten, daß die Mehrzahl der Weißen Sprachen reden, die die höchste Entwicklungsstufe erreicht haben, die der Abwandelung (Flexion). Die unechten Weißen allein[16]) sind auf der Stufe des Anhängens (der Agglutination) stehen geblieben."

Man hätte also, wie die angeführten Beispiele zeigen, auch auf rein sprachlichem Wege zum Ziel gelangen können, aber die Voreingenommenheit war zu groß, der ganze Gedankengang der Sprachgelehrten durch den verhängnisvollen Grundirrtum in falsche Bahnen gedrängt. Wie man die Sache auch drehen und wenden, von welcher Seite man sie betrachten mag, immer springt der Zusammenhang der nordischen Rasse mit dem indogermanischen Sprachstamm in die Augen. Es wäre ja auch höchst auffallend, ja geradezu ein Wunder, wenn diese tatkräftige und erfindungsreiche Rasse sich nicht eine eigene, ihren Fähigkeiten entsprechende Sprache geschaffen hätte. Die nächstliegende Annahme ist und bleibt die, daß im Bereich der rundköpfigen Menschenart die mongolischen und Turksprachen, in dem der Mittelmeerrasse die semitischen und iberischen, in dem der nordischen dagegen die arischen sich entwickelt haben. Andere Rassen sind an der Zusammensetzung der europäischen Völker nicht beteiligt, andere können daher für die europäischen Sprachen nicht in Betracht kommen. Daß durch Völkerwanderungen mit der Kunstübung und Gesittung besonders auch die Sprachen verbreitet werden, lehren uns als geschichtliche Beispiele die kleinasiatischen Kelten und die Goten im Altertum, die Engländer und Holländer in der Neuzeit.

Wäre, wie manchmal angenommen wird, die indogermanische Sprache auf dem Boden der Rassenkreuzung entstanden, so müßten ihre Verbreiter stets als Mischlinge aufgetreten sein, was nicht der Fall ist, hätte sie kraft ihrer Überlegenheit allein, ohne jede Völkerbewegung von einem unbekannten Ursprungsgebiet aus ihr ungeheures Verbreitungsgebiet erobert, so wären wir zu der Annahme gezwungen, daß beispielsweise die als rassereines Volk in die Geschichte tretenden Germanen vorher schon ihre ursprüngliche Sprache mit einer fremden vertauscht hätten, eine, wie Jeder zugeben wird, höchst unwahrscheinliche Voraussetzung.

[16]) Dies sind eben Mischvölker, aus Kreuzungen von Homo europaeus mit Homo brachycephalus entstanden. — Übrigens zeigt das Chinesische Spuren eines früheren, höher entwickelten Zustandes. — „Die Sprachen", sagt schon Gobineau, „einander nicht gleich, entsprechen durchaus dem verhältnismäßigen Wert der Rassen". — Vgl. auch meinen Vortrag über „Herkunft und Rasse der amerikanischen Eingeborenen" (Natur IV 5, 1912) und den schönen Aufsatz von Ammon, „Rassen und Völker Europas" (Gartenlaube 51, 1912).

Die drei letzten Jahrzehnte, ungemein reich an ernster Forscherarbeit, fleißigen Einzeluntersuchungen und überraschenden Entdeckungen, haben nichts zutage gefördert, was mit der Einheit der Verbreitungszentren der hellfarbigen Menschenart und der indogermanischen Sprache im Widerspruch stünde oder unvereinbar wäre. Alle Versuche, auf anderer Grundlage einen Stammbaum der verwandten Völker und Sprachen zu entwerfen, sind gescheitert; aus der nordischen Wurzel aber wächst er, wie im folgenden Abschnitt im einzelnen gezeigt werden soll, mit all seinen Ästen und Zweigen wie von selbst heraus.

So hat sich die ursprünglich rein naturwissenschaftliche Rassenforschung ungemein fruchtbar erwiesen für das Verständnis geschichtlicher und sprachlicher[17]) Entwicklung. Mächtige Reiche sind gefallen,

[17]) Selbstverständlich hat es an heftigem Widerspruch nicht gefehlt. Meine in verschiedenen Zeitschriften und Tagesblättern zerstreuten Zurückweisungen solcher sachlich unbegründeter Einwände sind zusammengefaßt in folgenden Worten eines in der Frankfurter Anthropologischen Gesellschaft gehaltenen Vortrags über „Rassentheorien" (Stuttgart 1908): „Die Gegner der neuen, nicht bloß auf Berichten irrender oder befangener Menschen und lückenhaften Überlieferungen, sondern auf den ewigen und unwandelbaren Naturgesetzen beruhenden Geschichtsauffassung lassen sich in drei Hauptgruppen einteilen: erstens zünftige Historiker und Sprachforscher, die unter den alten Vorurteilen groß geworden sind, sich mit den neuen Gedanken nicht befreunden können und von denselben eine Schmälerung ihres Ansehens befürchten, zweitens Gelehrte aus den mit den Deutschen um die Weltherrschaft ringenden Nachbarvölkern, denen hauptsächlich aus politischen Gründen eine dem Germanentum günstige Weltanschauung ein Dorn im Auge ist, drittens endlich solche Schriftsteller, die zwar vollberechtigte Staatsbürger eines der europäischen Reiche sind, aber einer fremden Rasse angehören oder entstammen. Gerade unter diesen — ich nenne nur Stein, Hertz und Oppenheimer aus deutschem Sprachgebiet, Finot und Houzé aus dem Ausland — finden sich die leidenschaftlichsten, wenn auch nicht sachverständigsten Bekämpfer des Rassegedankens, der von ihnen geradezu als Schwindel bezeichnet oder als überlebtes Vorurteil verdammt wird." — In diesem Zusammenhang habe ich mich auch über Chamberlain geäußert, dessen weitverbreitetes Werk „Die Grundlagen des XIX. Jahrhunderts" wohl „den größten, nach meiner Auffassung einen über Verdienst großen, äußeren Erfolg gehabt hat". Sogleich nach seinem Erscheinen habe ich es eingehend besprochen und beurteilt (Deutsche Welt II 19, 1900), und was ich damals geschrieben, „vermag ich heute weder einzuschränken noch zu erweitern". Der Verfasser, „ein in Deutschland erzogener Engländer, hat einen eigenartigen, etwas ungeordneten, aber die Naturwissenschaft nicht vernachlässigenden Bildungsgang durchgemacht". Trotzdem kann er als Sachverständiger in Rassefragen nicht gelten, denn wenn er feststellen soll: an welchen „Merkmalen erkennt man die Germanen?" gerät er in die größte Verlegenheit. Was in seinem umfangreichen Werke gut und richtig ist, war auch zur Zeit des Erscheinens nicht neu, was daran neu, wie z. B. die Ausdehnung des Germanennamens auf die westlichen und östlichen Nachbarn, ist zweifellos verfehlt. Doch hat seine begeisterte und begeisternde Darstellung „ohne Frage das Gute gehabt, das deutsche Volksbewußtsein zu stärken und Anhänger zu werben für die Weltanschauung, daß das Germanentum eine der größten Mächte, vielleicht die allergrößte in der Geschichte war und ist." — Über meine Beurteilung des fruchtbaren Schriftstellers gibt auch die kurze Bemerkung

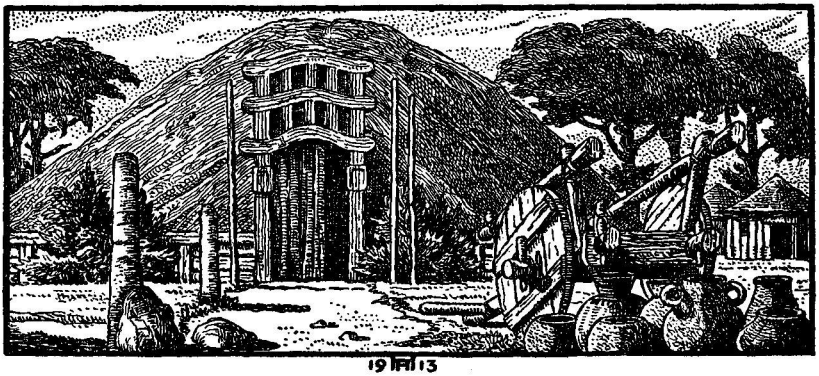
hochberühmte Völkernamen leben nur noch auf den Blättern der Geschichtsbücher, einstige Weltsprachen sind zu „toten", nur noch dem Gelehrten verständlichen geworden, die leiblichen und geistigen Eigenschaften der Rassen aber erben sich, unter gleichbleibenden äußeren Verhältnissen, fast unverändert durch Jahrtausende fort. Völker vergehen, Rassen bestehen!

„Chamberlain und die Wissenschaft" (Pol.-anthr. Revue I 11, 1903) Aufschluß. — Bieder (Beil. 23 d. Hamb. Nachr. 1908) schreibt: „Der Norden Europas ist als Urquell der weißen Rasse mit dem Germanentum als dem Zentralvolk anzusehen; von der Heimat des Germanentums aus haben, untrennbar mit der Rasse verbunden, europäische Kultur und Gesittung ihren Ausgang genommen." Überrascht war ich, in Schokkes „Die Rose von Disentis" folgende Stelle zu finden: „Der nördliche Himmel ist's, der die Völker, durch Mühen und Entbehrungen, zur Kraftentwicklung des Leibes und Geistes zwingt und im häuslichen Leben durch engeres Beisammenwohnen zu reicherem Gedankenaustausch. Darum sind die Nationen des Nordens in Kunst und Wissenschaft die ersten der heutigen Welt geworden, darum zivilisierter, darum erfindungsreicher und kühner." Daß man aber auch in nichtgermanischen Völkern anfängt, die Überlegenheit der lichthaarigen nordischen Rasse anzuerkennen, zeigt z. B. der Spanier del Villar, der in einem Aufsatz über die Berber (Nuevo Mondo 816) sich kürzlich folgendermaßen ausgesprochen hat: „Alle diese Vorgänge, die ich hier nur flüchtig aufzeichnen kann, haben mich zu der Überzeugung der unverkennbaren Überlegenheit der blonden Rasse in ganz Europa geführt. Ihr Eindringen in andere Völker bedingt deren Blütezeit". — In diesem Zusammenhang muß auch „Das Rassenproblem" von Zollschan (Wien und Leipzig, W. Braumüller, 1910) erwähnt werden. Ich habe dasselbe in der Pol.-anthr. Revue (IX, 8) einer eingehenden Besprechung unterzogen.

In gleichem Sinne ist ungefähr ein Gedicht gehalten, das ich nach der Schlacht von Mukden in der Berliner Wochenschrift „Europa" gelesen habe und von dem ich folgende Probe gebe:

Besiegt sind Stolz und Übermut,
Der freche Stolz auf Rasse und Blut — —
Und Siegerin ist die neue Zeit,
Die über Rassenhaß und Neid
Die Völker hinweg zum Ziele weist,
Zum großen Ziel, das Menschheit heißt . . .
Im Osten erglänzt es wie Morgenschein,
Menschheitfrühling brichst du herein?

Mir nahe steht dagegen Kuhlenbeck mit seinem „Evangelium der Rasse", Prenzlau, R. Miecke, 1905, ebenso Bartels mit seiner trefflichen, wenn auch nicht vom Standpunkt des Naturforschers geschriebenen „Rasse" (Hamburg, Hans. Verlags-Anstalt, 1909). Wie ich verurteilt auch er Wirths Ansichten („Volkstum und Weltmacht in der Geschichte") als „sehr falsch und sehr bedenklich" und sieht das Wesen der Rasse in der „Reinheit des Blutes", auf dessen Adel wir Deutschen stolz sein dürfen. Es ist aber „dringend nötig, daß wir unser Rassebewußtsein und unsere Rasse selbst stärken".



2. Die Indogermanen oder Arier.[1])

Wer etwas Allen vorgedacht,
Wird jahrelang erst ausgelacht;
Begreift man die Entdeckung endlich,
So nennt sie Jeder — selbstverständlich.
Jensen.

Es bleibt ein unbestrittenes Verdienst der vergleichenden Sprachforschung, den verwandtschaftlichen Zusammenhang der Sprachen jener großen Völkersippe festgestellt zu haben, die man „Indogermanen, Indoeuropäer" oder besser „Arier" nennt, da dieser Name nicht nur den „Vorzug der Kürze", sondern auch die größte Verbreitung und eine passende Bedeutung[2]) hat. Was sie aber sonst auf sprachlichem Wege glaubte ermitteln zu können oder erschlossen zu haben, Urheimat, Urvolk, Ursprache, älteste gemeinsame Gesittung, das hat sich nach dem Eingeständnis der Sprachforscher selbst als Täuschung erwiesen. Man solle doch endlich aufhören, „aus bloßen Wortvergleichungen Kulturgeschichte herausdestilieren zu wollen", mahnt der eine (Kretschmer), das „ganze Gebäude der linguistischen Paläontologie stürzt zusammen", klagt ein anderer (Hirt), den „Schiffbruch, welchen die Urgeschichte unter linguistischer Führung erlitten", muß ein dritter (Hoernes) zugestehen[3]). Insbesondere die Ansichten über die Urheimat haben,

[1]) Nach der Abhandlung „Stammbaum der arischen Völker" (mit Karte), Naturw. Wochenschr. XIII 31, 1898. — Vgl. auch „Herkunft und Urgeschichte der Arier", Heidelberg 1899, und „Stammbaum der indogermanischen Völker und Sprachen", Jena 1907.

[2]) Von der Wurzel ar in ἄριστος und in erster, da diese Völker an der Spitze der Menschheit stehen.

[3]) Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache, Göttingen 1896. — Nekrolog für P. v. Bradke, Beil. z. Allgem. Zeitung 76, 1897. — Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa, Wien 1898. (Verf. ist nicht Sprach-, sondern Urgeschichtsforscher.)

obwohl ja der Sprachstoff als Grundlage immer der gleiche blieb, seit Adelung, Grimm, Bopp, Pott, den beiden Schlegel, die noch die asiatische Herkunft für etwas Selbstverständliches, Unbestreitbares, für eine „unumstößliche Tatsache" hielten[4]), die größten Wandlungen durchgemacht. Die Sprachforscher sind, allerdings nur „der Not gehorchend, nicht dem eignen Trieb", mit ihrer Urheimat von Indien über das innere Hochasien und Südrußland bis an die Küsten der Ostsee, ja noch darüber hinaus, vorgerückt. „Täuscht nicht alles," schreibt Streitberg[5]), „so ist der Tag nicht fern, wo die Wiege des indogermanischen Urvolks von keinem Forscher mehr in irgend einem geheimnisvollen Winkel Asiens gesucht wird, wo die Vertreter der Archäologie und der Sprachwissenschaft darin einig sind, die indogermanische Urheimat im Nordosten Europas zu suchen", und nach Hirt[6]) „ist in der Tat nur eine Diskussion darüber möglich, welches europäische Land die Indogermanen hervorgebracht hat", Skandinavien aber das wahrscheinlichste. Ich habe gewiß keinen Anlaß, die Sprachforscher in Schutz zu nehmen und ihre Irrtümer zu beschönigen, das aber möchte auch ich ihnen nicht vorwerfen, sie hätten sich mit ihren Ansichten immer mehr von der Wahrheit entfernt; wenn nicht, so haben sie sich ihr genähert, und ihr staffelweises Vorrücken bedeutet einen Fortschritt in diesem Sinne.

So lange man die Urheimat unsres Volkes und seiner Stammverwandten im fernen Osten suchte, war eine Anlehnung an die Gestaltung unsres Weltteils mit seinen Gebirgszügen, Flußtälern, Meeresbuchten, Landengen und Halbinseln, die für die Richtung der Wanderzüge ja mitbestimmend sein mußten, ganz ausgeschlossen. Die Durchwanderung so ungeheurer Strecken würde jeden nachbarlichen Zu-

[4]) „Alle Völker Europas", sagt Grimm in seiner Geschichte der deutschen Sprache 1848, „sind in ferner Zeit aus Asien eingewandert, von Osten nach dem Westen setzte sie ein unhemmbarer Trieb in Bewegung. Je weiter gegen Abend wir ein Volk vorgedrungen finden, desto früher hat es seinen Auslauf begonnen, desto tiefere Spuren kann es unterwegs hinterlassen haben". Adelung (Mithridates II) hält Europa nur für die westliche Fortsetzung von Asien ... „Es hat daher auch seine Einwohner diesem Weltteil zu verdanken, und zwar zunächst dem hohen Mittelasien, dieser alten und großen Pflanzschule des menschlichen Geschlechts". — Auch Pott schreibt: „Ex oriente lux ... An Asias Brüsten haben einst alle Völker Europas gelegen und sie, die Mutter, als Kinder umspielt ... Dort oder nirgends ist der Spielplatz, dort das Gymnasium der ersten leiblichen und geistigen Kräfte der Menschheit zu suchen".

[5]) Beil. z. Allgem. Ztg. 2, 1897.

[6]) Geogr. Zeitschrift I, 1895. — Nach seinem Werke „Die Indogermanen, ihre Urheimat und ihre Kultur", Straßburg 1905, ist die Urheimat in der „nordostdeutschen Tiefebene zu suchen". Schrader, Verf. von „Sprachvergleichung und Urgeschichte" und für die Länder nördlich vom Schwarzen Meer eintretend, nennt Hirts Buch „eine durchaus unmethodische, oberflächliche und unselbständige Arbeit". Ich habe beide Werke unparteiisch beurteilt (Pol.-anthr. Revue VI 10, 1908).

sammenhang gelöst, jedes Verwandtschaftsband gesprengt haben. Wirr und wahllos durcheinander gewürfelt, abgeschliffen und vermischt wie das Gerölle eines von seinem Urquell im Gebirge weit entfernten Stromes müßten die einzelnen arischen Wanderscharen in ihren jetzigen Wohnsitzen eingetroffen sein. Jeder Versuch, eine Verbindung zwischen Ursprungsland und neuer Heimat herzustellen, erschien aussichtslos, denn allzu groß waren die trennenden Zeiträume und Entfernungen, und das Land selbst, das unser Stammvolk hervorgebracht, ihm den Stempel seiner Eigenart aufgedrückt haben sollte, zeigte eine völlig verschiedene, an Leib und Seele, Sprache und Sitte anders geartete Bevölkerung.

Ein Baum ohne Wurzel ist ein Unding. Daher mußten auch alle früheren Versuche, einen Stammbaum der arischen Völker zu entwerfen, daran scheitern, daß man die Verzweigungen und Veräs-telungen des Sprach- und Volksstammes nicht auf eine bekannte Wurzel, die Wanderungen nicht auf ein bestimmtes, räumlich beschränktes Gebiet zurückführen konnte, daß man von der unbewiesenen und unbeweisbaren Voraussetzung ausging, die Wurzel müsse „irgendwo" im inneren Asien, wo ja nach alten biblischen Anschauungen das Paradies, die „Wiege der Menschheit" lag, gesucht werden. Ganz folgerichtige Schlüsse aus solchen Voraussetzungen aber waren die von Schleicher[7]) aufgestellten Sätze:

1. Je westlicher eine Sprache (oder Volk) ihren Sitz hat, desto früher riß sie sich von der Ursprache (dem Urvolke) los.

2. Je östlicher ein indogermanisches Volk wohnt, desto mehr Altes hat sich in seiner Sprache erhalten, je westlicher, desto weniger Altes und desto mehr Neubildungen enthält sie.

Nicht minder logisch war die Forderung Pictet's[8]), daß man bei Sprachvergleichungen immer vom Sanskrit ausgehen müsse (partir toujours du mot sanscrit), denn diese Sprache hatte nicht nur die ältesten schriftlichen Denkmäler, sondern war auch die östlichste unter ihren indogermanischen Schwestern. Da aber die Tatsachen mit dieser Schlußfolgerung nirgends übereinstimmen, so muß — tertium non datur — die Voraussetzung falsch sein.

Versucht man dagegen, von der auf anderem, aber durchaus einwandfreiem Wege gefundenen nordischen Wurzel aus den arischen Stammbaum aufzustellen, so ist man überrascht, wie alle Schwierigkeiten, die frühere Anstrengungen nicht zu überwinden vermochten, mit einem Schlage schwinden, wie sich der Zusammenhang fast von selbst

[7]) Die ersten Spaltungen des indogermanischen Urvolkes. Kieler Allgem. Monatsschrift für Wissenschaft und Literatur 1853.

[8]) Les origines Indo-européennes ou les Arya primitifs, essai de paléontologie linguistique (hier zum erstenmal in dieser Bedeutung gebraucht). Paris 1859—63.

ergibt, wie naturwissenschaftliche, geschichtliche, sprachliche, archäologische Tatsachen in schönstem Einklang und ohne jeden Widerspruch zusammenstimmen. Mit vielem freilich, was bisher von zahlreichen Lehrstühlen als hohe Weisheit verkündet wurde, steht die Lehre von unsrer nordischen Herkunft in schroffem Gegensatz und hat daher als unbequeme „Ketzerei" die heftigsten Angriffe auszuhalten gehabt. Trotzdem ist in dem langen Zeitraum von über 30 Jahren, seit ich sie zuerst[9]) öffentlich ausgesprochen und begründet habe, kein einziger stichhaltiger Gegengrund vorgebracht und, trotz mancher überraschenden Entdeckung, keine damit unvereinbare Tatsache zutage gefördert worden.

An Vorgängern, wie Schulz 1826, Clement 1836 u. 1840, Henne 1840, Bulwer 1842, Wilhelm und Ludwig Lindenschmit 1842/6, Omalius d'Halloy 1848, Latham 1851, Ecker 1865, Benfey 1868, Geiger 1870, Cuno 1871, Fr. Müller 1872, Peschel 1874, Poesche 1878, Clémence Royer 1879, die, ohne viel Beachtung zu finden, unsres Volkes, der Indogermanen oder der weißen Rasse Urheimat[10])

[9]) Zuerst in einem Vortrag über „die Keltenfrage", Karlsruher Altertumsverein 29. Dez. 1881, dann auf der Anthropologenversammlung in Frankfurt 1882. — Von dem seitdem erfolgten Meinungswechsel legt u. a. ein von Verdeyen auf dem 1. fläm. Sprach- u. Geschichtskongreß 1911 (Antwerpen, de Vos u. Van den Groen) gehaltenen Vortrag über „die indogermanische Frage" Zeugnis ab. Wenn ihm auch das bisher Erreichte noch nicht völlig sicher scheint, leuchten ihm doch meine Ansichten am meisten ein, und er hofft von der gemeinsamen Arbeit so vieler Forscher, besonders der naturwissenschaftlichen Behandlung, eine baldige Lösung der großen Aufgabe, der „so manche ausgezeichnete Gelehrte ihre besten Kräfte geweiht haben".

[10]) Es ist vielleicht nicht ohne Wert, einiges von ihren Ansichten im Wortlaut anzuführen. „Alle Traditionen wie alle historisch bekannten Umstände", schrieb Schulz (Zur Urgeschichte des deutschen Volksstammes), „scheinen zu fordern, die Verwandtschaft europäischer mit östlichen Völkern, statt von einer orientalischen Einwanderung nach Europa, umgekehrt von einer Einwanderung europäischer Volksstämme nach Asien herzuleiten". Clement, der schon 1836 „Über den Ursprung der Theudisker" ähnliche Ansichten geäußert hatte, schrieb 1840 (Die nordgermanische Welt und unsere geschichtlichen Anfänge, Kopenhagen): „Nur auf der nordgermanischen Urebene war das Volk ein helles; alle anderen Völker auf dem ganzen Erdboden sind dunkel; aus diesen dunklen häßlichen Völkern allerwelts kann am allerwenigsten ein ganzes Volk von schöner Form und hellen Farben, wie das indogermanische war, hervorgegangen sein ... Dies ist zum Beweis genug, daß die Nordgermanen nicht aus Asien kamen". In seiner „Schweizerchronik" wagte J. A. Henne den Versuch, „unser nordwestliches Vaterland als eine viel ältere Wiege der Menschheit und ihrer Kultur, als die eigentliche Heimat fast aller Gottheiten darzustellen". Den Gebrüdern Lindenschmit (Vereinsschrift der Hennebergischen Gesellschaft zu Meiningen und „die Rätsel der Vorwelt") ließen ihre künstlerischen und archäologischen Studien „die asiatische Abstammung unseres Volkes als unerwiesen, ja als unmöglich erscheinen". Im Jahre 1848 suchte Omalius d'Halloy die herrschende Ansicht von der asiatischen Abstammung der Europäer durch eine Denkschrift zu erschüttern, die er der Académie de Belgique (Bull. XV p. 549) vorlegte und die zeigen sollte, „qu'elle est contraire à la grande loi de la création, d'après laquelle les phénomènes sociaux, aussi bien que les phénomènes

in Europa suchten, hat es nicht gefehlt; alle aber haben teils nicht scharf genug zwischen Rasse und Volk unterschieden, teils die Verbreitung der Rassen und ihre Verteilung auf die Völker nicht gekannt oder berücksichtigt, so daß sie zur Hauptsache, worauf es ankam, dem Ausstrahlungsgebiet des Homo europaeus in Schweden, das zugleich das der indogermanischen Sprachen ist, nicht gelangen konnten.

naturels, ont du se passer de tous les temps selon des règles analogues". Auch in den Bull. de la Société d'Anthropologie de Paris (1865, II p. 257) ist eine von ihm herrührende „Lecture sur la prétendue origine asiatique des Européens" enthalten. In seinen „Races humaines ou éléments d'ethnographie" (zuerst 1839 geschrieben, später erweitert, 5. Aufl. Brüssel und Paris 1869) sagt der geistvolle belgische Forscher u. a. folgendes: „C'est aux peuples du rameau européén que s'applique plus particulièrement ce que nous venons de dire sur la civilisation et la puissance de la race blanche .... en plaçant le rameau le plus blanc à le tête de la race blanche, de même que l'on place celle-ci avant les races colorées, on obtient, pour les qualités intellectuelles, comme pour les caractères extérieurs, une série décroissante .... les langues aryennes ont pris naissance dans le type blond". Durch Vergleichung süddeutscher Reihengräberschädel mit schwedischen alter und neuer Zeit war vor bald 50 Jahren schon Ecker (Crania Germaniae mer. occid., Freiburg 1865) der Wahrheit sehr nahe gekommen: „Die Franken", sagte er, „sind ein Bestandteil des großen, von Norden kommenden Völkerstammes, der mit gewaltigem Stoß das mächtige römische Reich zertrümmerte .... und damit stimmt auch überein, daß die alten Wohnsitze der Alemannen ebenfalls an der Nord- und Ostsee lagen und daß sie sich erst im Laufe der Zeit gegen Süden und Westen bewegten .... daß ihre Schädelform die noch heute im skandinavischen Zweig des deutschen Stammes (der in seinen alten Wohnsitzen und daher unvermischt geblieben) erhaltene dolichocephale ist". Auch Lazarus Geiger brauchte nur noch einen Schritt zu tun, um zum Ziel zu gelangen. In einer in den Jahren 1869/70 geschriebenen Abhandlung „Über den Ursitz der Indogermanen" (Zur Entwicklungsgeschichte der Menschheit, 2. Aufl. 1878) findet sich der bemerkenswerte Satz: „Die Urheimat der Indogermanen ist, wie ich glaube, in Deutschland, vielleicht insbesondere im mittleren und westlichen zu suchen". Sehr richtig sind die Bemerkungen, daß es kein Volk gibt, von dem „die nördlichen Indogermanen die lichte Farbe hätten annehmen können", und daß wir berechtigt sind, gerade diese „für den unvermischten indogermanischen Typus zu halten. Schon dies spricht dafür, daß die Indogermanen da am unvermischtesten geblieben sind, wo sich der blonde Typus am reinsten zeigt". Hätte Geiger die Fortschritte der Anthropologie erlebt, so würde er gelernt haben, daß dieser Rassentypus mit all seinen Merkmalen nicht in Deutschland, sondern in Schweden sich am reinsten erhalten hat. Daß Latham nicht „der Erste" war, der „der allgemein geltenden, aber nie durch Beweise unterstützten Annahme von der Herkunft der indogermanischen Europäer aus Asien widersprach", geht aus den vor dem seinigen angeführten Namen hervor. In einer der den Fragen nach der Urheimat und Stammrasse der Arier gewidmeten Sitzungen der Pariser Anthropologischen Gesellschaft (Bull. 3 sér. II p. 1901) sprach Clémence Royer, eine ebenso geistvolle wie kenntnisreiche Frau, die folgenden Worte: „C'est contraire à toute probabilité, à toute analogie, à toute logique, qu'on voudrait chercher son (des Aryens) berceau dans la haute Asie, en plein indigénat mongolique, parmi des populations d'un génie linguistique tout différent, qui parlent toutes des langues agglutinantes quant à leurs formes grammaticales et dont le lexique est absolument différent ....

Seitdem dies durch die anthropologischen Forschungen, in abschließender Weise durch die große, 45000 Mann umfassende schwedische Volksuntersuchung festgestellt worden, ist der Streit gegenstandslos, die Frage endgiltig beantwortet.

Wie wir jetzt die Entstehung dieser edelsten aller Menschenrassen und ihrer leiblichen und geistigen Merkmale und Vorzüge auf natürliche, ihrer Abstammung und ihrem durch „schwer übersteigliche Schranken" geschützten Ursprungsland entsprechende Ursachen zurückführen können, so fällt auch auf die Art ihrer Vermehrung und Ausbreitung, seit wir die „Werkstatt der Völker" wieder an richtiger Stelle suchen, ein ganz neues Licht. Nicht ein rätselhaft „unhemmbarer Trieb", wie die Sprachforscher in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts glaubten, hat die Völker in Bewegung gesetzt, sondern die gleichen Ursachen, die auch heute noch zur Auswanderung und zur Besiedelung fremder Länder zwingen, starke Vermehrung und Nahrungsmangel, haben von jeher die Rassen zur Ausdehnung gedrängt, wobei die Stärkeren im Kampf ums Dasein selbstverständlich Sieger blieben, die Schwächeren vertrieben oder unterjocht wurden. Das Urvolk, die Stammrasse[11])

Il faut partir d'un principe évident; c'est qu'une langue comme une race, ne se forme que dans une aire géographique distincte, parfaitement délimitée par des frontières infranchissables". In verschiedenen Zeitschriften hat diese Schriftstellerin veröffentlicht: Origine des races humaines et de la race aryenne en particulier, Origine des Aryas, La race blonde primitive u. a. — Woltmann, Die anthropologische Geschichts- und Gesellschaftstheorie (Vorläufer Gobineaus, Pol.-anthr. Revue II 1 u. ff., III 1), und Bieder (Vorläufer Gobineaus, Beiträge zur Geschichte der Rasseforschung und der Theorie der Germanenheimat, Pol.-anthr. Revue VI 10, VIII 4, 6 u. 7) haben dies Verzeichnis in dankenswerter Weise ergänzt und erweitert. Alle diese Vorgänger aber waren ohne jeden Einfluß auf Weltanschauung und Geschichtsauffassung geblieben.

[11]) Die Ansichten von G. de Mortillet, Topinard, Ripley, Sergi u. A., die Rundköpfe hätten aus Asien geschliffene Steinwaffen, Haustiere, Getreide, kurz die ganze Gesittung und die Sprache der Indogermanen mitgebracht, ist nur eine besondere Abart vom „Trugbild des Ostens" und „die letzte Zuflucht" der Verteidiger asiatischer Hypothesen. In etwas veränderter Gestalt hat in neuester Zeit de Michelis (L'origine degli Indo-Europei, Torino 1903), der im übrigen auch der Ansicht ist, daß es für Asien, das „viel mehr das Grab als die Wiege der Arier" gewesen, „nicht den Schatten eines Beweises" gibt, diese Lehren zu halten und mit denen vom europäischen Ursprung der arischen Völker zu vereinigen gesucht. Nach seiner Ansicht, der er selbst aber nur „einen relativen Wert" beimißt, hätten sich arische Sprache und Gesittung nicht im Schoße einer reinen Rasse, sondern in einem Mischvolk entwickelt, das während der neueren Steinzeit in den Donauländern aus einer Kreuzung asiatischer Rundköpfe mit den europäischen Menschenarten entstanden sei. Dieser Auffassung widersprechen aber sehr viele schwerwiegende Tatsachen. Vgl. meine Besprechungen im Internat. Zentralblatt für Anthropologie, VIII 5 1903, und in der Politisch-anthropologischen Revue (Indogermanische Probleme, III 1). — Wie in manchem Anderen, gehört Meyer auch in der Urheimatfrage zu den Rückständigen. „Manche Dilettanten" schreibt er (Gesch. d. Alt. I 2 S. 747) „behaupten in kecker Negierung aller geschichtlichen Tatsachen, daß alle wahre Kultur indogermanischen Ursprungs sei". Diese Verurteilung muß ich,

selbst, hat niemals aufgehört zu bestehen, ist in der alten Heimat seßhaft geblieben und langsam, aber stetig in der begonnenen Entwicklung fortgeschritten. Nur der jeweilige Überschuß der Bevölkerung ist ausgewandert und hat mit dem edlen Blut der Rasse die angestammte Sprache und Sitte in ferne Lande getragen. Es ist daher ein vergebliches Unterfangen, den Gesittungszustand oder die Sprache des „Urvolkes" ermitteln zu wollen. Diese sind in jedem Jahrhundert andere gewesen. Was sich annähernd erschließen läßt, das ist die Entwicklungsstufe, auf der sich die einzelnen Äste vom Grundstamm abgezweigt haben. Aber auch hierbei ist Vorsicht nötig, denn im Bett der Völkerströme sind oft hintereinander Wellen von ungleicher Entwicklungshöhe geflossen. Wenn man beispielsweise darüber streitet, wie die Kelten mit den Germanen verwandt seien, so ist vor allem klarzustellen, welche Welle man meint; denn die Abkömmlinge der keltischen Eroberer, die in vorgeschichtlicher Zeit Spanien, Südfrankreich und Italien besiedelt hatten, waren zu Caesars Zeit durch Blutmischung und Sonderentwicklung den Belgen, die, zuletzt vom gemeinsamen Stamm abgespalten, den Germanen noch zum Verwechseln glichen, allmälig recht unähnlich geworden.

Der Gedanke, die Spaltung der Völker und Sprachen in Gestalt „eines sich verästelnden Baumes" darzustellen, lag für die vergleichende Sprachforschung sehr nahe, und schon anfangs der fünfziger Jahre[12]) sind die ersten Versuche gemacht worden; der Ausdruck „Stammbaum" aber wurde erst ein Jahrzehnt später, offenbar unter dem Eindruck der inzwischen erschienenen „Entstehung der Arten", von Schleicher in seiner Schrift „Die Darwinsche Theorie und die Sprachwissenschaft" (1863) gebraucht. Schon die ersten Stammbäume zeigten aber, was bei der Unsicherheit der Grundlagen nicht zu verwundern ist, die Unvereinbarkeit der Tatsachen und der Voraussetzung. Während Schleicher in seinem Versuch vom Jahre 1853 die Kelten als erste indogermanische Einwanderer weit ab von den „Gräko-Italern" gestellt hatte, sah er sich 1861 durch die unleugbare nahe Verwandtschaft der Sprachen genötigt, dies vielumstrittene Volk in engste nachbarliche Berührung mit den Italern zu bringen. Kein besseres Schicksal hatten alle später von anderen Forschern, wie Lottner, Fick, Fr. Müller, Pictet, aufgestellten Stammbäume. Keiner stimmte mit dem andern, keiner völlig mit den Tatsachen überein, so daß schließlich J. Schmidt den nutzlosen Versuch, einen mit der geographischen Verbreitung wie mit der Bluts- und Sprachverwandtschaft der Völker sich genau deckenden Stammbaum zu entwerfen, ganz aufgab und dafür seine bekannte

obwohl von dem Vorwurf nicht getroffen, als ungerecht zurückweisen. Gerade die Tatsachen waren es, die das asiatische Vorurteil und den Glaubenssatz „ex oriente lux" zu Fall gebracht haben.

12) Schleicher, angeg. Orts und in dem Werke „Die deutsche Sprache", 1860/61.

„Wellentheorie" ersann, wonach in der Sprache des noch ungetrennten Urvolks sich da und dort kleine Unterschiede gebildet, „wellenförmig" nach verschiedenen Richtungen verbreitet und im Laufe der Zeit zu besonderen Sprachen ausgestaltet haben sollen, die ursprünglich, wie dieser deutsche Sprachforscher sich ausdrückt, durch „kontinuierliche Varietäten" zusammenhingen. Dabei sind aber die Wanderungen der Völker, die, wie viele geschichtliche Beispiele lehren, zur Ausbreitung einer Sprache sicherlich das meiste beitragen, gar nicht berücksichtigt. Wer kann es bei so vielen Widersprüchen Delbrück[13]) verübeln, wenn er den Historikern den, leider nicht genugsam beherzigten, guten Rat gibt, bis auf weiteres „von der Verwertung solcher Sprach- und Volksgruppen, wie die gräkoitalische[14]), die slavodeutsche usw. abzusehen".

Schon 1885 in meiner „Herkunft der Deutschen" habe ich auf der neugewonnenen Grundlage den verwandtschaftlichen Zusammenhang der einzelnen arischen Völker festzustellen, 1892 in der „Vererbung der geistigen Eigenschaften" zuerst die bildliche Darstellung[15]) eines Stammbaums zu geben versucht, der nirgends bekannten Tatsachen widerspricht und allen naturwissenschaftlichen, geographischen, geschichtlichen, sprachlichen und kulturgeschichtlichen Verhältnissen gerecht wird. Demnach hat sich die indogermanische oder arische Völkerflut bei ihrer strahlenförmigen Ausbreitung nach Süden in drei Hauptströme gespalten. Im ersten oder Weststrom haben sich die verschiedenen Wellen der Kelten oder Gallier über die westlichen und südwestlichen Teile von Europa ergossen; aus ihm sind auch die Italer lateinischer Zunge, Sabiner, Marser, Volsker, Latiner, Osker, Umbrer[16]), und durch Vermischung mit den Urbewohnern mittelländischen Stammes die Keltiberer und Keltoligyer hervorgegangen. Der ungeheure Landstrecken überflutende Oststrom teilt sich wieder in drei Arme, den litauisch-thrakisch-hellenischen, aus dem sich die kleinasiatischen wie auch die italienischen Tyrsener, Tusker oder Etrusker abgezweigt haben, ferner den wendisch-slavisch-indischen und endlich den skythisch-persisch-medischen. Der Mittelstrom, zugleich der jüngste, der im nächsten Abschnitt besonders behandelt werden soll, besteht aus den verschiedenen Stämmen der Germanen. Wie im Westen der Kimbernname auf die keltischen Belgen, so greift im Osten der vandilisch-gotische

[13]) Einleitung in das Sprachstudium, Leipzig 1880.

[14]) Noch kurz vor seinem Tode hatte der Münchener Sprachforscher v. Christ in der Akad. d. Wiss. (Januarsitzung 1906) eine Abhandlung „Über die sprachliche Verwandtschaft der Gräko-Italiker" verlesen lassen; diese sollen nebeneinander an der Raab und Leitha gewohnt haben! (K. B. Akad. d. Wiss., Philos.-philol. Kl. 1906, 2. H.).

[15]) Illenauer Festschrift. Heidelberg 1892. — Vgl. auch die Abhandlung „Anthropologie und Geschichte", Ausland LXIII 46/7, 1890.

[16]) Umbri, Ὄμβρικοι, dasselbe Wort wie Ambrones und ursprünglich „Mannen" bedeutend.

auf die slavischen Wenden, die litauischen Guten oder Goten und die thrakischen Geten[17]) oder Gauden über.

Aus dem Angeführten geht hervor, wie berechtigt Delbrück's Warnung war. Italer und Hellenen haben niemals eine besondere Volks- und Sprachgemeinschaft gebildet; um die Art ihrer Verwandtschaft zu verstehen, muß man bis zur Gabelung des Stammbaums zurückgehen. Trotz der langen seitdem verstrichenen Zeit bildet doch für manche lateinische und griechische Formen die germanische das erklärende Bindeglied, z. B. lat. sol, gr. ἥλιος (kret. (s) abelios, lit. saule), got. sauil, an. sol, lat. vir, gr. ἥρως, got. vair, lat. socer, gr. ἑκυρος, got. svaihra, lat. somnus, gr. ὕπνος, agf. svaefan u. dgl., enthält der germanische Wortschatz sowohl das lateinische als auch das griechische Wort, z. B. lat. caput, ahd. houpit, gr. κεφαλη, agf. hafela, lat. aqua, got. ahva, gr. ὕδωρ, af. watar, lat. luna, ahd. lune, gr. μην, ahd. mano, lat. homo, ahd. gomo, gr. ἥρως, got. vair usw.

Kann es eine glänzendere Bestätigung dafür, daß in dem zuerst von mir bezeichneten Land in Wahrheit der indogermanische Sprachstamm[18]) wurzelt, geben, als die durch so viel vergebliche Versuche[19])

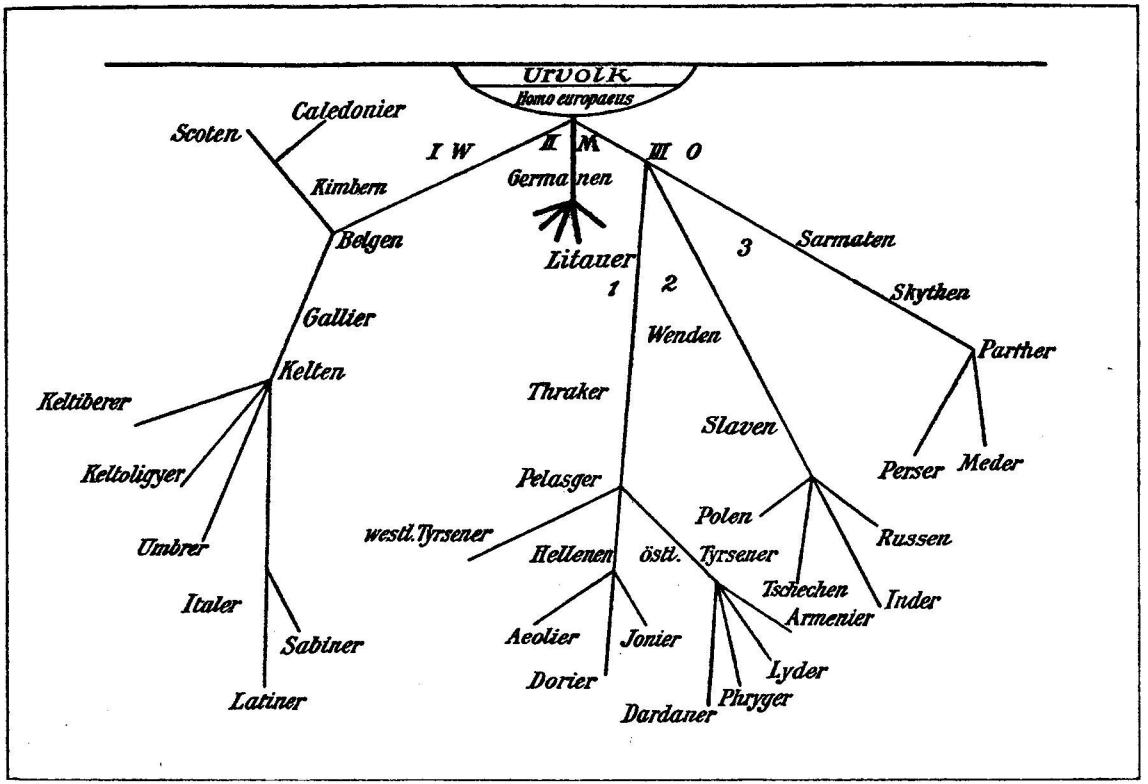
[17]) Geten und Goten sind nicht, wie Grimm (Geschichte der deutschen Sprache, 1848) gemeint hat, ein und dasselbe Volk, sondern nur verwandt.

[18]) In der „Deutschen Literaturzeitung", 1900 Nr. 1, hatte der erwähnte Sprachforscher Joh. Schmidt meine Schrift „Herkunft und Urgeschichte der Arier", Heidelberg 1899, einer absprechenden Kritik unterzogen. In meiner Verwahrung dagegen (Zeitschrift für wissenschaftliche Kritik und Antrikritik I, 3) finden sich folgende, auch heute noch geltende Sätze: „ich muß ihm dafür dankbar sein, weil er den Beweis erbracht hat, daß er, ebensowenig wie bisher irgend einer seiner Fachgenossen, imstande ist, meine Ansichten sachlich zu widerlegen . . . Meiner an alle Sprachforscher gerichteten Aufforderung, eine einzige sprachliche Tatsache — nicht Meinungen — anzuführen, die mit meiner Lehre unvereinbar ist, vermag auch er nicht zu entsprechen".

[19]) Seit der ersten Auflage sind einige neue „Lösungen" der Urheimatfrage erschienen, von denen ich folgende anführe: Erhardt (Die Einwanderung der Germanen und die Ursitze der Indogermanen, Hist. Vierteljahrsschr. VIII 4, 1904), der wieder auf Transkaukasien und das „Stromgebiet des Kur" zurückkommt, Fick (Besprechung von Much's 2. Aufl. in Bezzenbergers „Beiträgen" XIX 1, 1904), der die „uralte Heimat" der Germanen an der Nord- und Ostsee zwischen Rhein und Oder, die „Urheimat" der Slavoletten aber am Kaukasus sucht, Agahd (Die Heimat der Indogermanen, Ztschr. d. Hist. Vereins f. Niedersachsen 1906, H. 3/4), der sich für „die Länder um das westliche Becken der Ostsee", insbesondere „die Norddeutsche Tiefebene, im Westen etwa bis zur Weser, im Süden bis zum Mittelgebirge, im Osten wahrscheinlich bis zur Weichsel", entscheidet, Götz (Die Herkunft der nördlichen Indogermanen (Natur u. Kultur IV 12 u. ff., 1907), der „die fruchtbaren und doch reich bewaldeten Lande vom Harz" bis gegen den Balkan im Auge hat, Kossinna (Der Ursprung der Urfinnen und der Urindogermanen und ihre Ausbreitung nach dem Osten, Mannus I u. II), der „ein Urvolk mit einer indogermanischen Ursprache auf nicht zu großem Raume" annimmt und jetzt auch „Indogermanen" und „nordischen Typus" gleichsetzt, aber doch eine „Nordgruppe

bewiesene Unmöglichkeit, auf einem andern Boden seinen Stammbaum zu errichten? Am Schlusse meines angeführten, im Heidelberger

und eine Südgruppe der Indogermanen", die eine in Nordeuropa, die andere an der Donau, unterscheidet, ohne zu bedenken, daß alle diese Völker wegen ihrer leiblichen und sprachlichen Verwandtschaft einen gemeinschaftlichen Ursprung haben müssen, Wilke (Neolithische Keramik und Arierproblem, Arch. f. Anthr. VII, 1909), von dem Kossinna sagt, daß er sich mit ihm „in zahlreichen Einzelheiten", wenn auch „keineswegs in den ethnologischen Hauptsachen" berühre, der die „Wellentheorie" wieder aufleben lassen möchte, übrigens auch Nordeuropa etwa bis zum „mitteldeutschen Waldgebirge" als ältestes Wohngebiet der Indogermanen betrachtet und nur, wie auch Much, nicht scharf genug zwischen „Heimat" und „Urheimat" unterscheidet; Hirt und Schrader sind schon früher erwähnt. Alle diese Gelehrten, denen fast sämtlich ein wirkliches Verständnis der naturwissenschaftlichen Verhältnisse abgeht, sind so sehr im Widerspruch unter einander, daß in dem für sie günstigsten Fall nur einer von ihnen recht haben könnte; die Stammbaumprobe hat keiner von allen zu erbringen vermocht. Meinen eigenen Anschauungen am nächsten war Bezzenberger (Bespr. von Schraders 2. Aufl., Deutsche Literaturzeit., Nov. 1892) gekommen: „Von dieser Gegend (Norddeutschland) aus verbreiteten sich nach meiner Meinung die Indogermanen nach allen Seiten, nicht auf Grund einer zeitlich kurz zu begrenzenden Spaltung, sondern in der Weise der germanischen Völkerwanderung, während einer mindestens Jahrhunderte umfassenden Periode ... Nach Norden zu hielt ihre Verbreitung vermutlich mit der fortschreitenden Enteisung gleichen Schritt". Das ist eine Verwechselung mit einem sehr viel weiter, mindestens 15 Jahrtausende zurückliegenden Zeitraum. Damals wurden allerdings die eisfrei gewordenen skandinavischen Länder von dem den zurückweichenden Rentierherden folgenden Stammvater (H. europaeus var. fossilis) der späteren nordeuropäischen Rasse besiedelt. Seitdem hat, wie Menschenkunde, Altertumsforschung und Geschichte übereinstimmend lehren, keine größere Einwanderung mehr im Norden stattgefunden, wohl aber eine bis auf den heutigen Tag durch Besiedelung überseeischer Länder fortdauernde Auswanderung. In dem von mir in der Pol.-anthr. Revue, IX 11, beurteilten Büchlein „Germanische Kultur in der Urzeit" von Steinhausen (Leipzig, B. G. Teubner 1910) heißt es zwar ganz richtig: „Die ältesten Sitze der Germanen an der See, und zwar an der Ostsee zu suchen, dahin neigt heute die überwiegende Mehrzahl der Forscher, der Prähistoriker wie der Linguisten", wird aber die Frage nach der Urheimat der Indogermanen offen gelassen. Nach meiner eigenen Auffassung sind diese beiden Fragen nicht zu trennen, denn aus schwerwiegenden, auf zahlreichen Blättern dieses Buches erörterten Gründen muß die Heimat der Germanen, des letzten Kerns des Stammvolkes, auch als dessen Urheimat betrachtet werden. Obwohl der Verfasser im Vorwort betont, daß in der zweiten Auflage „eine noch höhere Einschätzung der germanischen Kultur" hervortrete, ist er darin doch noch weit hinter der Wahrheit zurückgeblieben; bezeichnet er doch die von Pytheas „entdeckten" Germanen als „Naturmenschen". — Wäre die neuerdings von den Sprachforschern beliebte, Zusammengehöriges auseinanderreißende Einteilung in „Kentum- und Satemvölker" richtig, dann müßten wir, da auch Friesen und Nordgermanen den K-Laut vor e, i, η, erweicht haben, sogar den germanischen Stamm spalten und die alten Römer auf die eine, die Romanen dagegen auf die andere Seite stellen. — Schraders neuestes Buch „Die Indogermanen" (Wissensch. u. Bild., Leipzig, Quelle u. Meyer, 1911), das mir in manchem näher gekommen ist und die Möglichkeit einer „zweiten Urheimat" (außer der von ihm am Schwarzen Meer gesuchten) zugibt, habe ich eingehend in der Pol.-anthr. Revue, X 6, besprochen. „Eine zweite Urheimat", habe



Stammbaum der Indogermanen.

I W Weststrom (Kelten),
II M Mittelstrom (jüngster, Germanen),
III O Oststrom: 1. Litauisch-thrakisch-hellenischer
2. Wendisch-slavisch-indischer
3. Sarmatisch-skythisch-persischer
} Arm.

historisch-philosophischen Verein gehaltenen, durch Ausführungen von Hoops hervorgerufenen Vortrags (Stammbaum der indog. Völker und Sprachen, Jena 1907) habe ich gesagt: „Wenn es aber einem Forscher gelingen sollte, einen Stammbaum aufzustellen, der besser als der meinige allen bekannten Tatsachen gerecht wird, dann, meine Herren, werde ich der erste sein, ihm in neidloser Bewunderung meinen Glückwunsch darzubringen und zu gestehen: Sie haben die langgesuchte Urheimat gefunden!"

Stammbaum der indogermanischen Völker.

Wie dem rein naturwissenschaftlichen gebe ich auch diesem Hauptteil zur Erläuterung des Gesagten einen Stammbaum bei; beide ergänzen sich gegenseitig und lassen sich ohne weiteres vereinigen. Da die Wurzel des indogermanischen Sprachstamms zusammenfällt mit dem Verbreitungsmittelpunkt der nordischen Rasse (Homo europaeus), mußten sich, wie bei den letzten Ausstrahlungen aus dieser „Werkstatt der Völker", Germanen, Kelten, zumteil auch Litauern und Slaven, noch geschichtlich nachzuweisen ist, ursprünglich bei allen Zweigen[20]) dieses Stammes die Begriffe „Rasse" und „Volk" decken. — Die drei Hauptströme der indogermanischen Völkerflut, von denen der mittlere der jüngste ist, sind durch I W, II M und III O (West-, Mittel- und Oststrom), die Arme des dreispältigen Oststroms durch 1 2 3 bezeichnet. Der Weststrom, dem das Weltmeer halt gebot, zeigt nur Abzweigungen, keine Hauptarme.

---

ich dort geschrieben, „ist selbstverständlich logisch ebenso undenkbar wie ein doppelter Mittelpunkt eines Kreises". — S. auch meinen Aufsatz „Alexander von Peez und die indogermanische Frage" (Deutsche Welt XIV 29, 1912). In einer Abhandlung „Europa aus der Vogelperspektive" (Beil. z. Allg. Ztg. 1889) hatte dieser vielseitige, vor kurzem gestorbene Schriftsteller manche, den meinigen nahekommende Anschauungen ausgesprochen. Eine wie große Rolle bei der Sprachenbildung der Zufall spielt, zeigen die Beispiele des Englischen und des Etruskischen: wer kann sagen, warum Kind zu child geworden, Wind aber unverändert geblieben, warum Theophilos etruskisch zu Tifile, Philoneikos dagegen zu Plunice entstellt ist?

[20]) Griechen und Römer waren ursprünglich, wie bemalte Bildwerke (s. m. kleinen Aufsatz „Die Rasse der alten Griechen", Pol.-anthr. Revue VI 3) und Überlieferung zeigen, ebenso blauäugig und hellhaarig wie die Germanen. Die vornehmen Römer, so die Kaiser aus den alten Adelsgeschlechtern der Julier, Claudier, Flavier, waren (nach Sueton, Herodian u. A.) meist hochgewachsen und von schöner Gesichtsbildung, mit blauen Augen und gelblichem Haar. Vgl. die Bildnisse römischer Männer und Frauen in dem auch wegen seiner eigenartigen Auffassung Beachtung verdienenden Buch „Die Frauen der Cäsaren" von Ferrero, Stuttgart, J. Hoffmann, 1912.

3. Stammesgliederung der Germanen.[1])

Quidam, ut in licentia vetustatis, plures deo ortos pluresque gentis appellationes, Marsos, Cambrivios, Suebos, Vandilios, affirmant, eaque vera et antiqua nomina. Einige nennen, was bei dem hohen Altertum verständlich, mehr Götterſöhne und mehr Stammesbezeichnungen, Marſen, Cambrivier, Sueben, Vandilier, und auch das ſind echte und alte Namen. Tacitus.

Der kühne Seefahrer Pytheas, der im 4. Jahrhundert vor unſrer Zeitrechnung von Maſſilia aus die nordiſchen Meere durchſegelte und den Strabo ſehr mit Unrecht[2]) einen „Erzlügner" ſchilt, brachte von ſeiner Entdeckungsreiſe die erſte Kunde germaniſcher Völker ſamt ihren Namen, Teutonen und Gutonen[3]) oder Guttonen, nach dem Süden. Damals wohnten die Kimbern auf der nach ihnen benannten Halbinſel, die Teutonen auf den däniſchen Inſeln und die Goten noch jenſeits des Kattegats und des Sundes (aestuarium Oceani iſt die wörtliche Überſetzung) in dem heute noch Götarike, d. h. Goten-

[1]) Nach meiner Schrift „Stammbaum und Ausbreitung der Germanen", Bonn 1895. — Vgl. u. a. auch „Herkunft und Volkstum der Deutſchen", Hammer VIII 109, und „Germanen und Deutſche", Rhein.-Weſtf. Ztg. 872, 1909. — In dem Bericht (Mannus IV 4) über den 1. Baltiſchen Archäologenkongreß, 1912) bezeichnet Koſſinna die Länder um die Oſtſee als „die Urgebiete germaniſcher Bevölkerung". Welch ein Fortſchritt gegen die Zeit vor 32 Jahren, als ich mit dieſer Anſchauung noch völlig allein ſtand!

[2]) Vgl. den Abſchnitt „Pytheas" im III. Hauptteil.

[3]) Von den beiden Namen wollen uns Zeuß (Die Deutſchen und die Nachbarſtämme, 1837) und Müllenhoff (Deutſche Altertumskunde I) je einen abſtreiten, der eine jenen, der andere dieſen. Das iſt unfruchtbare Überklugheit.

reich, genannten Lande. Die Elbe schied die Skythen von den Kelten, und die „Nordsäule" oder das „kimbrische Vorgebirge" (στηλη βορειος Cimbrorum promontorium, heute Skagens Horn), bildete nach Skymnos die äußerste, nördlichste Spitze[4]) des Keltenlandes, denn auch Kimbern, Teutonen, Ambronen wurden, ehe der Name „Germanen" aufgekommen war, zu diesem großen Volke gerechnet, und zwar mit Fug und Recht, da sie sich von ihren belgischen Nachbarn weder durch Leibesbeschaffenheit, Tracht und Bewaffnung noch durch Sprache[5]) und Sitte unterschieden. Ihre welterschütternde Heerfahrt kann ebensowohl als letzte Welle der keltischen wie als erste der germanischen Völkerwanderung aufgefaßt werden. Hier ist der Zusammenhang ununterbrochen und unverkennbar: die genannten Völker bilden den Übergang, das Bindeglied zwischen Kelten und Germanen und damit den besten Beweis für die gemeinsame nordische Wurzel beider Völkerstämme.

Soweit die geschichtliche Überlieferung zurückreicht, war die skandinavische Halbinsel, mit Ausnahme der unwirtlichen nördlichen und östlichen Gegenden, die schon seit vorgeschichtlicher Zeit eine lappisch-mongolische[6]) Bevölkerung haben, von Germanen bewohnt. Sind diese nicht Ureinwohner, so müssen sie eingewandert sein; ein drittes gibt es nicht. Seit der Steinzeit kann aber eine Einwanderung nicht mehr stattgefunden haben, denn weder hat sich der Volksschlag geändert, noch hat die Kulturentwicklung eine Unterbrechung erlitten. Darüber sind auf Grund reicher Erfahrungen die nordischen Altertumsforscher und Anthropologen[7]) einig. Wären nun, wie Montelius[8]) annimmt, die Vorfahren der heutigen Schweden in der Blütezeit des neueren Stein-

[4]) Brandes (Kelten und Germanen, 1857) bezieht in ebenso gekünstelter wie verkehrter Weise die „Nordsäule" auf die Südspitze Istriens, Punta di promontore.

[5]) Namen, Lautstand, Wortschatz sind, wie später noch eingehender gezeigt werden soll, sehr ähnlich, fast gleich.

[6]) Die geographischen Verhältnisse des Landes, sein breiter Zusammenhang mit Asien, dem Verbreitungszentrum der rundköpfigen Rasse, mußten Einwanderungen in die von den Germanen verschmähten Teile begünstigen.

[7]) Zinck, Broncefolkets gravhöje etc., Aarböger 1871. — Vedel und von Düben, Ausführungen auf dem 7. Internat. Anthropologenkongreß in Stockholm 1874, Compte rendu p. 587 u. 687. — Montelius, Sverige under hednatiden 1878. — Bille Gram, Undersögelser af archaeologisk materiale etc. Aarböger 1871. — Retzius, Crania suecica antiqua, Stockholm 1899. Om den germaniska ras-typen, Rede bei Niederlegung des Vorsitzes in d. Schwed. Wiss. Akad. 1901, von mir in d. Naturwiss. Wochenschr. N. F. I 29, 1902, besprochen. — Retzius u. Fürst, Anthropologia suecica, Stockholm, deutsche Ausg. 1902, von mir im Globus LXXXIII 6 u. in dem erwähnten Vortrag (Verh. des Naturw. Vereins in Karlsruhe XVI) eingehend besprochen und beurteilt.

[8]) Montelius, Om våra forfäders invandring till Norden. Nord. Tidskr. 1884.

alters, ungefähr um die Mitte des dritten vorchristlichen Jahrtausends, in ihre jetzigen Wohnsitze eingewandert, so könnte dies entweder nur ein Zweig des germanischen Stammvolkes gewesen sein oder unsre Vorväter müßten sämtlich die Ostsee überschritten haben, später aber zumteil wieder auf deren Südküste zurückgekehrt sein. Beides ist unmöglich, erstens weil die Sprachen der Skandinavier und der Deutschen sich noch so nahe stehen, daß eine Trennung und Sonderentwicklung von ungefähr 5000 Jahren ausgeschlossen ist, zweitens wegen des engen, in Leibesbeschaffenheit, Sprache und Sitten sich ausprägenden verwandtschaftlichen Zusammenhanges mit unsern westlichen und östlichen Nachbarn, besonders, wie gesagt, mit den Kelten. Es bleibt daher nur die eine Möglichkeit übrig, daß die Vorfahren der Germanen und folgerichtig auch der übrigen arischen Völker als Urbewohner der skandinavischen Halbinsel, d. h. seit deren erster Besiedelung nach dem Abschmelzen des Inlandeises, betrachtet werden müssen. Die nicht nur durch die übereinstimmende Schilderung der Augenzeugen, sondern auch durch die Knochenfunde aus zahllosen Gräbern der Völkerwanderungszeit bestätigte Reinblütigkeit der Germanen ist nur dadurch zu erklären, daß sie zuletzt von allen ihren Stammverwandten, unmittelbar vor ihrem Eintritt in die Geschichte die durch Meeresfluten, hohe Gebirge, ungeheure Wälder und unbewohnbare Einöden geschützte Stammesheimat verlassen hatten. Dadurch konnten sich die leiblichen und geistigen Eigenschaften der edelsten unter den Menschenrassen, gewissermaßen in Reinzucht, immer herrlicher entfalten. Kriegskundige Römer und kunstbegeisterte Hellenen bewunderten außer der Kraft und Größe besonders auch die Schönheit unsrer Vorfahren, deren hohe Gestalten von vollendetem Ebenmaß, mit den edlen Gesichtszügen und zarten Farben, den strahlenden blauen Augen und goldenen Locken, ihnen wie fleischgewordene, vom Olymp herabgestiegene Götter und Göttinnen[9]) erschienen. Dem Zauber der äußern Erscheinung entsprach aber ein ebensolcher Adel, eine Hoheit sittlicher Anschauungen, wie wir sie bei keinem andern Volke finden und der man keinen treffenderen Ausdruck geben konnte als mit den kurzen Worten: „Mehr vermögen dort gute Sitten als anderswo gute Gesetze." Auch wenn sie ihre Sprache schon vertauscht hatten, waren die Nachkommen der Germanen ihrer Herkunft sich noch wohl bewußt und stolz auf den Adel ihres Blutes. So erwiderte Liutprand, Kaiser Ottos Gesandter,

[9]) Die Schönheit der gotischen und wandalischen Weiber war so groß, „wie sie noch kein Mensch gesehen hat" (Prokop, Gotenkrieg III 2), die des jüngeren Maximin nennt Jul. Capitolinus „velut divinitus lapsam". — In der alten Heimat haben sich Kraft und Schönheit der nordischen Rasse am besten erhalten. Man betrachte nur Matthiesen's herrliches Bild „die Meeresreiter", von mir in d. Heidelb. Ztg. 128, 1907, und in der Pol.-anthr. Revue VI 5, besprochen.

dem Kaiser Nikephoros (Legat. 12): „Wir aber, wir Langobarden, Sachsen, Franken, Lothringer, Baiern, Schwaben und Burgunden, verachten diese so sehr, daß wir für unsere Feinde, wenn wir recht zornig sind, kein anderes Scheltwort haben als Römer." Damit stimmen die geschichtlichen Nachrichten aufs schönste überein. Durchforscht man ohne Voreingenommenheit die mit so vielen Mühen und Kosten gesammelten Monumenta Germaniae, so ist man überrascht, mit welcher Bestimmtheit und Einhelligkeit die ältesten Überlieferungen und Wandersagen aller germanischen Völker dorthin weisen. Einem grundlosen Vorurteil zuliebe hat man diese ehrwürdigen und bedeutungsvollen Zeugnisse früher für „Lügen der Sage" erklärt und mit offenbaren Märchen und absichtlichen Erfindungen, wie die trojanische Abkunft der Franken, die makedonische der Sachsen, die römische der Burgunden, in einen Topf geworfen. Nicht die von den Sprachforschern als „unumstößliche Wahrheit" verkündete Einwanderung aus dem fernen Osten, sondern die Auswanderung aller Germanenstämme aus der meerumschlungenen Skandia ist eine geschichtliche Tatsache.

In früheren Jahrhunderten wurde die geschichtliche Überlieferung viel mehr gewürdigt als im letztverflossenen, in dem das hohe Ansehen der vergleichenden Sprachforschung und die Zuversichtlichkeit ihrer Behauptungen den Historikern das Urteil verwirrte. Die schwedischen Geschichtschreiber des 15., 16. und 17. Jahrhunderts, Ericus Olai, Johannes und Olaus Magni, Rudbeck, Verelius[10]), auch der gelehrte Holländer Hugo Grotius[11]), hatten nicht den mindesten Zweifel, daß alle Germanen aus der skandinavischen Halbinsel hervorgegangen seien. Doch waren auch sie insofern nicht ganz ohne Vorurteil, als sie größtenteils am Stammbaum Noahs festhielten und die Nordbewohner als Nachkommen Japhets in grauer Vorzeit aus dem Morgenlande[12]) einwandern ließen. Auch die wenigen Forscher

[10]) In seiner Manuductio compendiosa ad Runographiam, Upsalae 1676, nennt der damalige schwedische Reichsantiquar die Goten an der Donau einfach „Scandianorum suboles", in der nach seinem Tode herausgegebenen „Schwedisch-gotischen Geschicht" (Hist. Svio-Gothic. etc., Holmiae 1730) verlangt er sogar, Jeder, der an deren skandinavischer Herkunft zu zweifeln wage, solle gerichtlich bestraft werden.

[11]) Historia Gotthorum, Vandalorum et Langobardorum, Amstelodami 1650. Prolog. p. 13: „A domestica antiquitate ac magnitudine antequam ad res externas me transferam, iterum ad certamen me vocat intrepidus ille (Cluverus) omnium quae ipsi collibita sunt asseverator et sub Antiquae Germaniae titulo novator maximus, ut qui Gotthos, Vandalos, Langobardos, contra manifestum consensum indigenarum externorumque, contra validiora etiam rerum quam hominum testimonia, neget in Scanzia fuisse".

[12]) Erik Olaffon sagt zwar in seiner Historia Suecorum Gothorumque, iterum edita Holmiae 1654, von den Goten: „Continue ergo dilatabatur et extendebatur eorum habitatio, sicut in numero populus augebatur, et tanquam ex alveario examina apum, in remota et distantia loca diffusi terras

des 19. Jahrhunderts, die wie Wackernagel[13]) für die Lehren der Geschichte nicht taub waren und die Auswanderung aller Germanen aus der skandinavischen Halbinsel gelten ließen, nahmen doch eine vorherige Einwanderung des germanischen Stammvolkes an.

Wie die Aufstellung eines Stammbaums der arischen Völker unmöglich war, solange man dessen Wurzel nicht kannte, so mußte auch die Stammesgliederung der Germanen, die Krone desselben, für Jeden unverständlich bleiben, der den Ausgang ihrer Wanderungen am verkehrten Orte suchte. Alle Fäden zwischen Tacitus und der „Völkerwanderung" schienen zerrissen, und unsre ersten Geschichtschreiber mußten an der Herstellung eines Zusammenhangs verzweifeln. „Es ist ein vergebliches Beginnen," gesteht Leopold von Ranke[14]), „die verschiedenen Völkerschaften, welche in der Geschichte auftreten, auf diese (von Tacitus genannten) Stämme zurückzuführen," und Arnold[15]) klagt: „Von welcher Seite wir eine weitere Einteilung auch versuchen mögen, immer erweist sich dieselbe als schwankend und unsicher, und zu irgendwie haltbaren und weiterführenden Ergebnissen gelangen wir nicht." Und doch sind es die neuen Stämme, die „neuen Gruppierungen", wie von Wietersheim[16]) mit Recht hervorhebt, die „dem Neubau Mittel- und Westeuropas zur Grundlage gedient haben", und die Art ihrer Entstehung ist daher zweifellos von „weltgeschichtlicher" Bedeutung. Die Sache ist also wichtig genug, um den Versuch, auf der neugewonnenen, sicheren Grundlage zum Ziel zu gelangen, vollauf zu rechtfertigen.

Vor allem ist die Auffassung der neuen Stämme als „politischer und staatlicher Verbände" oder als „Kampfgenossenschaften" unhaltbar und aufzugeben. „Überaus stark und fest," meint Arnold, „muß der Kitt gewesen sein, der sie verbunden hat, daß sie sich im wesentlichen unverändert durch allen politischen Wechsel seitdem bis auf die

circumpositas occupare coeperunt", aber auch: „Egressae vero de Scythia gentes quondam stirpis et posteritatis Japhet et hanc regionem ingressae" ...

13) Geschichte der deutschen Litteratur, Basel 1848—56. — „Daher kommen auch alle teutschen Völker, nämlich aus Skandinavien", schreibt auch der an manchen guten Gedanken reiche Mone, Gesch. d. Heidentums im nördl. Europa, Leipzig u. Darmstadt, 1822/3. Ähnlich Obermayr (Teuton oder die gemeinsame Abstammung der germanischen, gallischen und gotischen Völker aus dem Urstamme Skandinaviens, Passau 1853): „Die germanischen Völker sind aus Skandinavien gekommen ... Schweden selbst hieß Suevia", hielt aber doch noch fest an dem ursprünglichen „Auszuge der Kelten aus Asien, der Wiege des menschlichen Geschlechts".

14) Weltgeschichte III, S. 36.

15) Deutsche Urzeit, Gotha 1879.

16) Geschichte der Völkerwanderung, zweite von Dahn besorgte Auflage, Leipzig 1880. — Auch Uhland (Gesch. d. altd. Poesie, Werke) meint: „Die Geschichte der deutschen Sprache, ihre historische Grammatik, kann nur ethnographisch, nach den Volksstämmen und ihren Mundarten, zweckmäßig behandelt werden".

Gegenwart erhalten haben." Was konnte einen besseren und festeren Kitt bilden als die von den eigenwilligen, höchst ungern einer höheren Gewalt sich beugenden Germanen hoch und heilig gehaltene Blutsverwandtschaft, auf der ihre ganze Verfassung und Rechtsanschauung beruhte? Sonderbündelei, Stammeshader und Eifersucht ziehen sich als Hindernisse staatlicher Einigung durch die ganze deutsche Geschichte. An ihnen sind Armins und Marbods Versuche gescheitert, und erst der Tatkraft Karls des Großen gelang es, nach endlosen Kämpfen und Strömen von Blut sie vorübergehend zu unterdrücken. Die Annahme, die neuen Stämme seien Mischungen „zumteil sehr verschiedener Herkunft", ist weder durch die Überlieferung noch durch die heutigen, den alten Stammesmarken entsprechenden Mundarten berechtigt. Die einzige Stelle, die sich allenfalls zu Gunsten derselben anführen läßt, ist die auf einer falschen Namensauslegung nach Asinius Quadratus beruhende Angabe des Agathias[17]), die Alemannen seien „zusammengelaufenes und gemischtes Volk". Diese Ansicht ist leicht zu widerlegen, einmal durch die einheitliche und eigenartige Mundart, die schon zur Zeit des Königs Chnodomar, wie gerade aus der Schreibung dieses Namens hervorgeht, schon die gleichen Eigentümlichkeiten wie heute zeigte, und dann durch eine von Dexippos[18]) überlieferte Nachricht, die Zeugnis ablegt von dem Stolz der Alemannen auf ihr reines und edles Blut. Als im Jahre 270 die Juthunge, ein Teil der Alemannen (pars Alamannorum nach Ammian) an der Donau mit Kaiser Aurelian verhandelten, boten sie ihm als Hilfstruppen 40 000 Reiter an, und zwar nicht „schwächliches Mischvolk", sondern lauter „echte Juthunge".

Auch aus der Germania des Tacitus, der „Morgenröte" der deutschen Geschichte, dieser unvergleichlichen Urkunde, der kein anderes Volk etwas Ähnliches an die Seite zu stellen hat, geht mit Sicherheit hervor, daß die älteste Stammeseinteilung unsrer Vorfahren, die sie ja auf die Söhne des Mannus, die Enkel „des erdgeborenen Gottes Tuisko" zurückführten, auf Blutsverwandtschaft beruhte: „Celebrant carminibus antiquis, quod unum apud illos memoriae et annalium genus est, Tuisconem[19]) deum terrae editum et filium

---

[17]) Hist. I 6: *ξυγκλυδες εἰσιν ἀνθρωποι και μιγαδες.*

[18]) Excerpt. de legat. I: *οὐ μιγαδων οὐδε ἀσθενων, ἀλλα Ἰουθουγγων καθαρως.*

[19]) Die Buchstaben c und t werden in den Handschriften leicht verwechselt; im Hinblick auf die germanische Endung ist scheint obige Lesung vorzuziehen, dagegen Istaevones wegen der Übereinstimmung mit Plinius. C und G wurden ursprünglich in der lateinischen Schrift nicht unterschieden, daher ist wohl Cambrivii in Übereinstimmung mit Cimbri, dem Hauptvolk des Stammes, das richtige. Die von Müllenhoff beliebte Änderung in Ingvaeones, Istvaeones ist sprachlich und sachlich nicht begründet; die Namen sind genau so gebildet wie Frisiabones, Hilleviones u. ä. vom Stammwort und got. aba, Mann.

Mannum, originem gentis conditoresque. Manno tres filios assignant, e quorum nominibus proximi Oceano Ingaevones, medii Herminones, ceteri Istaevones vocentur. Quidam, ut in licentia vetustatis, plures deo ortos pluresque gentis appellationes, Marsos, Cambrivios, Suebos, Vandilios affirmant, eaque vera et antiqua nomina". Daneben sind die ebenfalls auf die Stammeseinteilung sich beziehenden Angaben der „Naturgeschichte" (N. H. IV 28) des Plinius zu stellen: Germanorum genera quinque: Vindili, quorum pars Burgundiones, Varini, Carini, Guttones. Alterum genus Ingaevones, quorum pars Cimbri, Teutones ac Chaucorum gentes. Proximi autem Rheno Istaevones, quorum pars Cimbri. Mediterranei Hermiones, quorum Suebi, Hermunduri, Chatti, Cherusci. Quinta pars Peucini, Basternae ... Vergleicht man diese beiden sich gegenseitig ergänzenden und teilweise berichtigenden Nachrichten mit einander, so geht daraus die Verteilung des germanischen Stammbaums mit Sicherheit hervor, denn der von Plinius hinzugefügte fünfte Stamm besteht gar nicht aus Germanen, sondern aus Donauvölkern thrakischen, skythischen und keltischen[20]) Stammes.

Da der westlichste der vier Hauptstämme mit dem Kimbernzug in ebenso großartiger wie tragischer Weise die deutsche Geschichte eröffnet hat, halten wir bei der Betrachtung derselben am besten die Richtung von West nach Ost ein. Gibt es ein Mittel, die Zugehörigkeit germanischer Völker zum ingävonischen Stamm zu erkennen? Gewiß, ein durchaus zuverlässiges, den Lautstand ihrer Namen und der wenigen aus der kimbrischen Sprache überlieferten Wörter. Er entspricht vollständig dem keltisch-lateinischen, was bei der vermittelnden Stellung der Kimbern, deren Name ja auch über belgische Völker sich erstreckt, nicht auffallend ist. Einzelne Namen, wie Boiorix, König der Kimbern und der oberitalischen Boier[21]), sind vollständig gleich, andere, wie Malorix, Cruptorix, Cesorix, könnten eben so gut keltisch sein oder enthalten einen auch in gallischen Namen vorkommenden Wort-

---

20) Die Bastarner sind nicht, wie oft behauptet wird, Germanen, sondern nach ihren Königsnamen Teutagenus, Cotus u. a. unzweifelhaft Gallier, wie sie auch von Plutarch (Paul. Aemil. 9) genannt werden. Nach Livius (XL 5) waren sie den unstreitig keltischen Skordiskern in Sprache und Sitten sehr ähnlich: facile Bastarnis Scordiscos iter daturos; nec enim aut lingua aut moribus aequales abhorrere ... Wenn Tacitus (Germ. 46) von ihnen sagt „sermone, cultu, sede ac domiciliis ut Germani agunt", so beweist dies nur aufs neue die große Ähnlichkeit der letzten keltischen und der ersten germanischen Volkswellen.

21) Auch ein Stein im Museum von Autun hat die Inschrift: Boiorix de sua pecvnia; Boie ist noch heute ein niederdeutscher und dänischer Name, sogar Vorname.

ſtamm, wie Teutobodus, Catuvolcus, Boiocalus[22]). Durchweg aber entſpricht in Namen und Wörtern dem ſchwäbiſchen und gotiſchen[23]) h, th, f ein c, t, p, z. B. Boiocalus und alem. Halo, Teutoburgiensis saltus = got. Thiudabaurgs, Uſipetes zu got. faths, Cartris zu ahd. hard u. dgl. Demnach gehören zu dieſem Stamm die Kimbern, Teutonen, Ambronen, Amſivarier, Friſen, Uſipeter, Tungrer und höchſtwahrſcheinlich auch die Brukterer und Tenkterer (fränkiſch müßte der Name Thanctovarii lauten), Ubier und Sigambern, die Nemeter und Triboker. Plinius, dem übrigens bei der Verteilung der einzelnen Völker auf die Hauptſtämme mancher Irrtum mit unterläuft und der mehr die Wohnſitze als die Abſtammung berückſichtigt, ſtellt ja auch die Kimbern teils zum ingävoniſchen, teils zum iſtävoniſchen Stamm. Die Dänen, ein Miſchvolk, beſtehen zum großen Teil[24]) aus Ingävonen; die Friſen allein, die aber ihre urſprüngliche Mundart meiſt mit dem ſächſiſchen Platt vertauſcht haben, gehören teilweiſe zu Deutſchland.

Ein ebenſo untrügliches ſprachliches Merkmal beſitzen wir für den zweiten, den iſtävoniſchen Stamm. Wenn es auch von vornherein wahrſcheinlich iſt, daß ſchon die von Tacitus genannten Stämme ihre mundartlichen Eigentümlichkeiten und Verſchiedenheiten gehabt haben, ſo wird es doch Manchem kaum möglich ſcheinen, daß ſich dieſe in den wenigen aus jener alten Zeit erhaltenen Namen bemerklich machen. Und doch iſt es ſo. Wer einen Blick in ältere fränkiſche Urkunden wirft, dem muß ſofort die Schreibung der Namen Chlothacharius, Chlothovechus, Chariberthus, Childericus, Childebrandus, Chamin-

[22]) Zu Boiocalus iſt das inſchriftliche Felocalus, Grabſtein von Ecully bei Lyon, zu ſtellen, ſicher ein keltiſcher, nicht, wie Wackernagel gemeint hat, burgundiſcher Name, ebenſo Ritukalos auf einer bei Cernusco gefundenen Urne. Der erſte Teil von Teutobodus kehrt in Teutomatus wieder.

[23]) Die von Grimm gelehrte und „als feſtes Merkmal deutſcher Sprache“ (Geſchichte der deutſchen Sprache, 1848) bezeichnete „Lautverſchiebung“, die eine „Urſprache“ vorausſetzt und den mundartlichen Verſchiedenheiten nicht genügend Rechnung trägt, kann in dieſer Weiſe nicht aufrecht erhalten werden; wäre z. B. f der urſprüngliche Laut, ſo hätten nicht nur die Germanen, ſondern auch die Makedonier (βερειν für φερειν), die Kelten (brathir für frater), die Slaven und Preußen (bratu, brati) „verſchoben“. Die „zweite Lautverſchiebung“ iſt eine durch die harte alemanniſche Ausſprache entſtandene, niemals ſtreng durchgeführte und bald bis auf wenige Spuren wieder verſchwundene Schreibſitte. Von der „zweiten Verſchiebung“ iſt im Neuhochdeutſchen eigentlich nur die Umwandlung des t-Lauts geblieben, got. thaurnus, dags, tiuhan = Dorn, Tag, ziehen, aber auch dieſe nicht durchgehends, got. taujan, trauan = tun, trauen u. dgl.

[24]) Die Dänen heißen angelſächſiſch auch Ingvine. Keine deutſche Mundart zeigt ſolche Übereinſtimmung mit den ſkandinaviſchen Sprachen wie die friſiſche, afr. blawelſa, blodelſa, jelna, tziaſa u. dgl. — Zum Volksnamen der Dänen vgl. die germaniſchen Mannsnamen Danus, Danila und Tanagis, die Ortsnamen Denewang, heute Dewangen in Württemberg, und Dänholm bei Stralſund.

gus, Bertechramnus, Nantichildis, Chrodieldis u. ä. auffallen. Diese durchgehende Wiedergabe des Hauchlauts durch ch zeugt nicht nur von einer den Franken eigentümlichen rauhen Aussprache desselben, sondern auch von dem allgemeinen Brauch, dies in der Schrift zum Ausdruck zu bringen. Das Gleiche finden wir aber schon bei Tacitus, und zwar bei einer Gruppe benachbarter Völker zwischen Elbe und Niederrhein, den Chauci, Chamavi, Chasuarii, Chatti, Cherusci, deren Namen zufällig alle mit dem Hauchlaut beginnen. Daß dies keine zufällige oder etwa blos altertümliche Erscheinung ist, geht daraus hervor, daß Tacitus diese Schreibung bei keinem der östlicheren Völker[25]) anwendet, Hermunduri, Harii, Helvaeones. Inmitten dieser Völkergruppe aber lag das marsische Stammesheiligtum (celeberrimum illis gentibus, Tac. Ann. I 51), und da solche Heiligtümer immer nur blutsverwandten Völkern (eiusdem sanguinis) gemeinsam war, da ferner die gleiche mundartliche Eigentümlichkeit bei den späteren Franken sich wiederholt, ist der Schluß, diese seien aus der Sippe der Marsen hervorgegangen, unabweisbar.

Der Name des dritten, herminonischen, Stammes kehrt in dem der schwäbischen Hermunduren wieder. Das große Volk der Schwaben, das im ersten Jahrhundert den größten Teil Germaniens einnahm, verdient eher die Bezeichnung „Stamm" und war in zahlreiche Einzelvölker und Völkchen, Semnonen, das „Haupt der Schwaben", Hermunduren, Markomannen, Quaden, Warisker, Langobarden, Angeln, Warnen, Avionen, Withonen, Reudinge, Eudosen, Suardonen, gespalten. „Quorum", sagt Tacitus (Germ. 38), „non una ut Chattorum Tencterorumque gens. Maiorem enim Germaniae partem obtinent, propriis adhuc nationibus nominibusque discreti, quanquam in commune Suebi vocentur." Die Begriffe „Herminonen" und „Schwaben" decken sich nahezu; nur die Lugier gehören noch, wie später gezeigt werden soll, ohne Schwaben zu sein, zum dritten Hauptstamm und bilden den Übergang, das Bindeglied zum vierten, vandilisch-gotischen.

Die Goten, deren Sprache in der zum Glück, wenigstens teilweise, erhaltenen Bibelübersetzung uns eine germanische Mundart auf älteste bekannter Entwicklungsstufe zeigt, unterschieden sich jedoch von den Lugiern durch das Königtum, „trans Lugios Gothones regnantur". Wie bei den Kimbern und Hermunduren, so hat sich auch bei dem

---

[25]) Ebenso schreibt Tacitus Chariovalda, weil dieser ein von den Chatten abstammender Bataver. Auch spätere Schriftsteller, Lateiner und Griechen, folgen seinem Beispiel, indem sie die Angehörigen des marsisch-fränkischen Stammes durch diese Schreibung auszeichnen. Erst im 8. Jahrhundert verliert sich allmälig diese zwar nicht unbemerkt gebliebene, nach ihrer vollen Bedeutung jedoch nicht gewürdigte Schreibweise, wie aus den Urkunden hervorgeht.

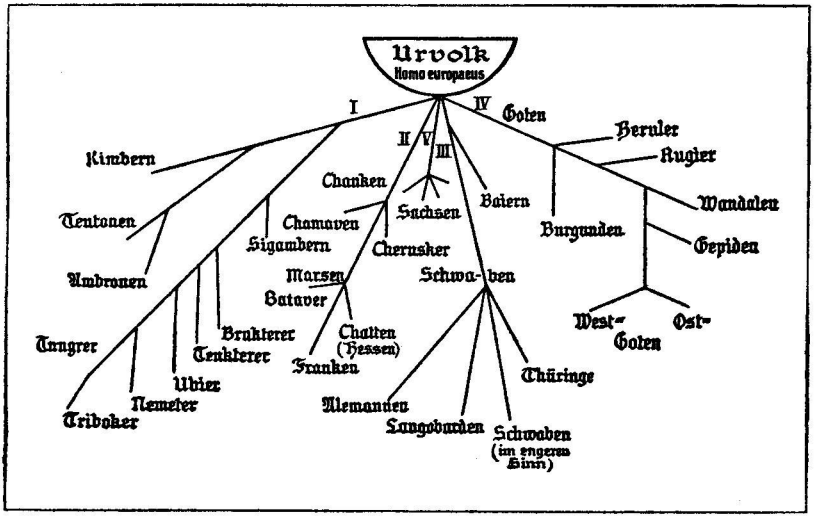
Einzelvolk der Wandalen der alte Stammesname erhalten. Außerdem gehören zum vierten Hauptstamme noch die Burgunden, Gepiden, Rugier, Skiren, Heruler, Taifalen, alle nach Prokop (Bell. Vand. I 1) „ursprünglich einem Volke angehörend und eine Sprache redend, nämlich die gotische".

Der germanische Stammbaum teilt sich demnach, um es noch einmal kurz zusammen zu fassen, in vier Hauptäste: I. den kimbrisch-ingävonisch-friesischen, II. den marsisch-istävonisch-fränkischen, III. den schwäbisch-herminonischen und IV. den vandilisch-gotischen. Das einzige Volk, dessen Einteilung einige Schwierigkeiten macht, sind die von Tacitus noch nicht genannten Sachsen; sie bilden eben den letzten Nachschub aus dem Norden und die Verbindung der Deutschen mit den Skandinaviern, stehen aber, wie wir noch sehen werden, den Herminonen am nächsten.

Im übrigen ist aber durch diese Stammeseinteilung[26]) der von Leopold von Ranke und anderen Historikern vermißte Zusammenhang vollständig hergestellt; kein Völkchen geht verloren, alle, soweit sie nicht in den Stürmen der Römerkriege oder der Völkerwanderung untergegangen, lassen sich, wenn auch manchmal unter anderen Namen,

[26]) Leider sind diese Grundlagen noch nicht als die einzig sicheren anerkannt, daher die meisten Arbeiten über germanische Stammeskunde verfehlt und sowohl untereinander als auch mit den Quellen und sprachlichen Verhältnissen im Widerspruch, so besonders Bremer (Ethnographie der germanischen Stämme, in die 2. Auflage des Grundrisses der germanischen Philologie, 1899, aufgenommen), dem, bezeichnend für Auffassung und Schreibweise, die Germania nichts ist als „ein kleiner feuilletonistischer Essay", aber auch Loewe (Die ethnische und sprachliche Gliederung der Germanen, 1899), R. Much (Deutsche Stammeskunde, 1900, 2. Aufl. 1905) u. A. Der Wahrheit am nächsten ist Stein (Germanische Volks- und Sprachzweige, 1900) gekommen, der wenigstens die Vierzahl der Stämme richtig erkannt hat, wenn ihm auch bei der Verteilung der Einzelvölker mancherlei Mißgriffe begegnen. — Mit vollem Recht sagt Grimm (Gesch. d. deutschen Sprache): „je höher man zurücksteigt, desto ähnlicher werden sich Goten, Hochdeutsche, Niederdeutsche, Skandinaven, und alle sind gleichen Ursprungs". Ein solches Ursprungsland ist aber außerhalb der skandischen Halbinsel nicht zu finden, und ursprünglich sind alle Festlandgermanen „Niederdeutsche" gewesen. — Zu den Gelehrten, die mir trotz anfänglicher Befehdung immer näher gekommen sind, gehört auch Kossinna. Seine „Herkunft der Germanen" (Mannusbibliothek 6, Würzburg, C. Kabitzsch, 1911), von mir in der Heidelb. Ztg., 16. IX. 11, und den Zeitfragen, 16. X. 11, beurteilt, weicht von mir hauptsächlich darin ab, daß er die Germanen das heutige Deutschland schon sehr früh, um 1800 v. Chr. betreten läßt, ich dagegen erst in den 3—4 Jahrhunderten um den Beginn unsrer Zeitrechnung. Der Name „Germanen" ist kurz vor Cäsar aufgekommen und darf darum folgerichtig nicht für frühere Zeiten angewendet werden. Böhmen kann darum nicht die Urheimat der Kelten gewesen sein, weil diese ja mit der germanischen zusammenfallen muß. — Dem schönen, von Begeisterung getragenen Vortrag „Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft" (Mannus-Bibl. 9, 1912) habe ich zu meiner Freude und Genugtuung fast in jeder Hinsicht beistimmen können (Heidelb. Ztg. 18. VII. 12., Karlsr. Ztg. 25. VII. 12.)

in der neueren Geschichte als Teile der deutschen Stämme oder als Staatengründer wieder auffinden. Die Sprachen der vier Hauptstämme und der als fünfter nachgerückten Sachsen bilden die Grundlage und Erklärung für die mundartlichen Verschiedenheiten der „neuen Stämme". Selbstverständlich spielt bei deren Entwicklung und Ausbildung auch die räumliche Trennung mit, in der Hauptsache gehen sie aber auf die alten Stammeseigentümlichkeiten zurück, sonst könnten nicht auf so engem Gebiet, wie beispielsweise dem Großherzogtum Baden, drei ver-



Stammbaum der germanischen Völker.

I. Kimbrisch-ingävonischer
II. Marsisch-istävonischer
III. Suebisch-herminonischer } Stamm.
IV. Vandilisch-gotischer
V. Sächsischer

schiedene, der Besiedelung des Landes durch Alemannen, Schwaben und Franken entsprechende Mundarten bestehen.

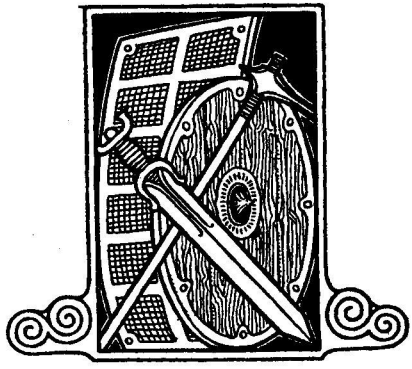
Die von den Germanisten noch immer beibehaltene Einteilung in Ost-, West- und Nordgermanen, Hoch- und Niederdeutsche stellt ein Viertel den drei andern gegenüber und vermengt alte und neue Verhältnisse: ursprünglich sind ja alle Germanen vom Norden ausgegangen, haben alle Deutschen im Niederland gewohnt. In der alten Stammesheimat, auf der skandinavischen Halbinsel, sind Teile aller Stämme zurückgeblieben; allmälig aber haben sich dort die noch im Mittelalter deutlichen Stammesunterschiede, wie z. B. zwischen Goten

und Schweden, Götar und Svear, ausgeglichen und einheitliche Schriftsprachen, die schwedische und die norwegische, gebildet. Die Rasse, einst bei allen Stämmen[27]) gleich, wurde durch diese Verschmelzung nicht verändert und hat sich im mittleren Schweden, durch natürliche Schranken vor den Folgen des Weltverkehrs und der Blutmischung geschützt, am reinsten erhalten, noch heute die Worte des Geschichtsschreibers bestätigend:

Ipsos Germanos indigenas crediderim minimeque aliarum gentium adventibus et hospitiis mixtos.

---

[27]) Der Beweis für die skandinavische Herkunft aller Germanenstämme läßt sich auch rein naturwissenschaftlich-anatomisch führen, und zwar nicht nur an den Schädeln, sondern auch an einzelnen Eigentümlichkeiten der Gliedmaßenknochen. So stimmen z. B. die alten Baiovaren und die heutigen Schweden überein in der Gestalt des Sulcus popliteus, der Incisura flexoria und extensoria femoris (Ried, Skelette aus d. Reihengräberfeld von Tettlham, Beitr. z. Anthr. u. Urgesch. Bayerns, Aug. 1909.)



B. Nachbarn und Vorgänger.

1. Kelten.

Ἔσχατοι προς ἡλιου δυσμεων.
Herodot.

„Die Äußersten gegen Sonnenuntergang", so nennt die Kelten[1]) der „Vater der Geschichte". Wäre, wie noch heute viele Leute glauben, ihre Urheimat im fernen Osten zu suchen, so müßten sie am frühesten vom gemeinsamen Grundstock der stammverwandten Völker sich losgelöst haben und, leiblich wie sprachlich, am längsten allen umgestaltenden Einflüssen der Sonderentwicklung, räumlichen Trennung und Vermischung ausgesetzt gewesen sein. Es wäre dann einfach unmöglich, daß die letzten Wellen der keltischen Völkerflut, wie durch die übereinstimmenden Berichte der Augenzeugen und die Knochenfunde bewiesen wird, aus Völkern reiner Rasse bestanden hätten, daß die gallische Sprache, wie es doch tatsächlich der Fall ist, mit der germanischen nähere Verwandtschaft zeigte als mit der lateinischen. Auch die deutlich nord-südliche und west-östliche Richtung der keltischen Wanderungen steht im schroffsten Gegensatz zu der noch vielfach angenommenen Einwanderung von Osten her, das Donautal aufwärts. Zudem hatte sich bei einigen gallischen und belgischen Völkerschaften die Erinnerung an ihren nordischen Ursprung und den verwandtschaftlichen

[1]) Nach der Abhandlung „Kelten und Germanen", Deutsche Zeitschrift II 2, 1900. — Vgl. auch den betr. Abschnitt in der „Herkunft der Deutschen", 1885, und den Aufsatz „L'origine des Celtes", L'Anthropologie XIV 4/5, 1903, „Stammbaum der indogermanischen Völker und Sprachen", ferner „Europäische Völkerkunde", Berlin, Vaterl. Schriftenverband, 1911, u. a.

Zusammenhang mit ihren Nachbarn, den Germanen, ungeschwächt erhalten: „die meisten Belgen," sagt Cäsar (B. G. II 4), „stammten von den Germanen ab und hätten vor alters den Rhein überschritten", Tacitus (Germ. 28) erzählt von den Trevirern und Nerviern, „sie seien ungemein stolz auf ihren germanischen Ursprung, da dieser Adel des Blutes sie vor der Verwechselung mit den trägen Galliern schütze", und nach Ammian (XV 9) lehrten die Druiden, „in Wahrheit sei nur ein Teil des Volkes eingeboren, Andere seien von den äußersten Inseln und aus den überrheinischen Gegenden herbeigeströmt". Übereinstimmend hielten die Alten die Kelten für ein nordisches Volk; einen „niegesehenen Feind", nennt sie Livius (V 37), „der vom Weltmeer und den äußersten Küsten her Krieg errege", und ebenso läßt sie Florus (I 13) „in ungeheurem Zuge von den äußersten Meeresküsten und dem alles umschlingenden Ocean aufbrechen". Auch nach Pausanias (I 3) und Plutarch (Leben des Camillus und des Marius) wohnten sie ursprünglich „am Ende der Welt, am äußeren Meere", nicht weit vom Nordpol.

Wie schon auseinandergesetzt, bildet der westlichste, kimbrisch-ingävonische, Stamm der Germanen die verbindende Brücke von diesen zu den Kelten, die ja zumteil auch den gleichen Namen trugen. Daß die Keltenfrage so lange aller Lösungsversuche gespottet hat, daß all die unsägliche Mühe und Arbeit, die an diese, allerdings für die Völkerkunde hochwichtige, Aufgabe gewendet wurde, ohne Erfolg[2]) geblieben ist, wird gerade durch diesen innigen Zusammenhang begreiflich, denn die unleugbare Tatsache, daß bei aller Ähnlichkeit doch auch große Unterschiede nicht zu verkennen sind, verwirrte die Forscher, die ältere und jüngere Wellen im Keltenstrom nicht zu unterscheiden wußten und mit Aufbietung des gesamten Rüstzeugs ihrer Gelehrsamkeit einen Streit darüber führten, ob die Gallier zu den Germanen gehören oder nicht, einen Streit, der ungefähr ebensoviel Berechtigung hat, als wenn wir uns über die Frage erhitzen wollten, ob auch die Engländer Deutsche seien. Nicht nur einmal, sondern wiederholt, in Zwischenräumen von Jahrhunderten haben sich einzelne Teile vom gemeinsamen Grundstamme losgelöst, und es ist nicht schwer zu begreifen, daß die frühesten dem Stammvolke am unähnlichsten geworden sein müssen, während die letzten von diesem nicht scharf zu scheiden waren. Gewisse Übereinstimmungen gehen aber durch, und da Scharen der ältesten Kelten nicht nur die Pyrenäen, sondern auch die Alpen überschritten und einen großen Teil von Italien besiedelt hatten, so stellen die diesseits des

[2]) Mone (a. O.) nennt die Kelten „das Rätsel der nordischen Vorzeit". Nach meiner Auffassung ihres Volkstums verliert sich alles Rätselhafte. — Die Germanenähnlichkeit der nördlichsten Kelten durch Völkermischungen zu erklären, ist verkehrt.

Hochgebirges zurückgebliebenen mit Hilfe der kimbrischen Belgen einen lückenlosen Zusammenhang zwischen lateinischen Italern und Germanen her. Während man früher Römer und Griechen als einander besonders nahestehend für eine eigene Gruppe der Indogermanen, die „Gräko-Italer", ansah, die sich erst spät in zwei auseinanderstrebende Zweige gespalten haben sollte, zeigt eine genauere, unbefangene Vergleichung, daß dies nicht statthaft ist. Die Latiner und die ihnen verwandten Völker, die man unter dem Namen Italiker zusammenzufassen pflegt, haben entschieden die größte sprachliche Verwandtschaft mit den Kelten. Außerdem wissen wir aus der Geschichte von wiederholten Einfällen der Kelten in Italien, die es sehr wahrscheinlich machen, daß ihnen vorgeschichtliche Einwanderungen aus demselben Volk und Land vorausgegangen sind. Wie groß die sprachliche Übereinstimmung ist, zeigen auch hier wieder die Namen: Silius, Drusus, Cottus, Cimber sind ebenso gut keltische wie römische Eigennamen, und Camillus, der berühmte Keltenbesieger, trägt selbst einen echt gallischen[3]) Namen, dessen Wurzel und Bedeutung in den nordischen Sprachen (gäl. cama, an. ham = fortis, strenuus) sich findet. Die Stammworte von andern, wie Cato, Cassius, Caelius, Clodius, Cornelius, Gaius, Marcus, Marius, kommen in zahlreichen gallischen Manns- und Volksnamen vor, z. B. in Caturix, Cassi, Graioceli, Verucloetius, Cornubii, Geidumni, Marcomarus u. dgl. Von den Volksnamen gleichen die Osci den Ausci, die Latini den Latobroges und Latovici, die Volsci den Volcae, wie germ. walah, valsk, vylisc aus der gleichen Wurzel, die Umbri, *Ὄμβρικοι*, von denen wir übrigens wissen, daß sie Gallier waren, den Ambrones, ags. Ymbran. Die Opici, Marsi und Sabini, Sabelli, Samnites stimmen zwar nicht mit keltischen Völkern, aber mit den kimbrisch-fränkischen Ubii, Marsi, den schwäbischen Sibini, Sabalingi, Semnones überein. Auch viele italische Flußnamen entsprechen solchen des Keltenlandes: Albula, der ältere Name des Tiber, ist auch gallisch, Sabatus ist zu Sabis, Sabrina zu stellen, Silarus zum keltiberischen Silicense flumen, Thybris zu Dubra. Übrigens wird ja auch von den meisten Sprachforschern eine nähere Verwandtschaft der Italiker mit den Kelten zugegeben. Wie in geschichtlicher, so sind auch in vorgeschichtlicher Zeit die Einwanderungen nach Italien auf zwei Wegen erfolgt, einem

[3]) Die von Plutarch (Numa 7) gegebene Erklärung des Namens ist selbstverständlich falsch. Nicht „griechische Stämme", sondern Kelten nannten den Gott Merkur Camillus, auch nicht „wegen seiner dienstbaren Stellung" (lat. camillus, Opferknabe), sondern wegen seiner Stärke, vgl. die keltischen Namen Camulus (Kriegsgott), Camulatus, Camulogenus u. a. — Nach Sueton (Tiberius 3) soll Livius Drusus im 3. Jahrh. diesen Beinamen für sich und seine Nachkommen erhalten haben, weil er im Zweikampf einen gallischen Anführer Namens Drausus erlegte. Doch ist dies, wie aus der Übereinstimmung so vieler anderer lateinischer und keltischer Namen hervorgeht, wahrscheinlich ein später erfundenes Märchen.

westlichen und einem östlichen. Der Weststrom kam aus dem Keltenlande.

Wollen wir nun das den Kelten und unsern Vorfahren Gemeinsame aufzählen, so müssen wir selbstverständlich mit den leiblichen Merkmalen beginnen. Es ist bekannt, daß zahlreiche Schriftsteller und Augenzeugen aus dem Altertum, Diodor, Pausanias, Strabo, Livius, Plutarch, Tacitus, Ammian[4]), die Dichter Virgil und Silius Italicus sowie Andere, deren Namen wir uns sparen können, das Äußere der Kelten oder Gallier genau ebenso geschildert haben wie das der Germanen: beide Völker haben die gleichen gelben Haare und blauen Augen, weiße Haut, hohe, kräftige Gestalt, geringe Widerstandsfähigkeit gegen Hitze und Durst. Aber auch die Wissenschaft der Neuzeit kennt keinen Unterschied: auch in Gräbern, die sich durch ihre Beigaben, Waffen und Schmucksachen, als gallische zu erkennen geben, findet man die wohlgebildeten Langschädel und großen Skelette[5]) der nordeuropäischen Menschenart (Homo europaeus). Da jedoch die Kelten ihre Wanderungen viel früher angetreten und sich unter stammfremden Völkern niedergelassen haben, waren sie selbstverständlich auch länger den Wirkungen der Rassenkreuzung ausgesetzt. Es ist aber ganz verkehrt, die auch unter den Deutschen, besonders im Süden unsres Vaterlandes, jetzt häufigen Rundköpfe, schwarzen Haare und dunklen Augen keltischen Beimengungen zuzuschreiben: Kelten und Germanen waren ursprünglich von gleicher Rasse.

Wenden wir uns nun der Sprache zu, so beschäftigen uns, da sonst von der alten Sprache nicht viel überliefert ist, hauptsächlich die Namen, vor allem der Volksname selbst. Von all den zahllosen Deutungen und Erklärungen[6]) hat nur die zuerst von Leibniz, dann von Holtzmann[7]) gegebene sprachliche und sachliche Berechtigung. Das Stammwort findet sich, wie ich zuerst nachgewiesen habe, in zwei altgermanischen Mundarten, dem Isländischen und dem Angelsächsischen als halr und haele, „Mann" bedeutend, wozu die Volksnamen Chaloi und Kalukones, der alemannische Eigenname Halo[8]), gleichbedeutend mit

[4]) XV 12: Celsioris staturae et candidi paene Galli sunt omnes et rutili luminumque torvitate terribiles ....

[5]) Verneau u. Ripoche, Les sépultures gallo-romaines et mérovingiennes de Mareuil-sur-Ourcq, L'Anthropologie IX 5, Hamy, Les premiers Gaulois, L'Anthropologie XVII 1 u. XVIII 1. Schädelindex meist unter 75, Körpergröße 170—180 cm.

[6]) Contzen, Die Wanderungen der Kelten, Leipzig 1861: „In dieser Beziehung ist man jedoch von Hieronymus an bis auf den heutigen Tag trotz unzähliger Bemühungen zu keinem solchen Resultat gelangt, das allerseits befriedigt hätte und des einstimmigen Beifalls gelehrter Forscher und Kenner würdig befunden wäre".

[7]) Miscell. p. 83, 1718. — Kelten und Germanen, Stuttgart 1855.

[8]) Dazu die germanischen und nordischen Namen Helinand, Hall, Hallmund, Hallfred, Hallthor und Thorhall.

Karl, und das angelsächsische Wort hildecalla, „Kriegsheld", zu stellen sind, ferner, in keltischer Lautgebung und wahrscheinlich von den Galliern entlehnt, in der römischen Heeressprache als calo (altirisch cele, Knecht) mit der Bedeutung „Troßknecht". Damit zusammengesetzt ist Boiocalus, Felocalus, Dicalus, Ritukalos, und davon abgeleitet sind die keltischen Eigen- und Volksnamen Caledus, Celtus, Celtillus, Calgacus, Caletes, Ancalites, Celtae, *Κελτωριοι*, *Καλετοι*, Caledonia, Callaeci, gerade wie das angelsächsische haeledhas, das altsächsische helithos, beide „Mannen, Helden" bedeutend, mhd. helede, schwed. hjeltar, und die altgermanischen Mannsnamen Chaldo, Helido, Caletricus, Chaletricus (einem gallischen Caledorix entsprechend), Caladulf, Helidulf, Caldemar, Chaldomir, Caldebert, Chaldebercht, Chaldeold, Helidold, mit c, ch oder h geschrieben, je nachdem der Träger oder vielleicht auch der Schreiber zum kimbrischen, fränkischen oder schwäbischen Stamm[9]) gehörte. Celtae ist demnach wie das neudeutsche Helden, zu dem das mhd. helede überleitet, eine verkürzte Form, und in Bedeutung und Abstammung, selbst im Lautstand des Wortes liegt kein Gegengrund, den Namen auch auf rechtsrheinische Völker auszudehnen. Wie ich nachträglich mit Genugtuung feststellen konnte, ist meine Erklärung des Keltennamens auch inschriftlich bestätigt. Auf einem bei Bitburg (Trier) gefundenen Stein ist zu lesen: Deo Mercu(rio) Vasso Caleti Mandaloniu(s) Gratus D., d. h. „dem Gott Merkur, dem keltischen Vassus, (das ist einer der einheimischen Namen des Gottes) von Mandalonius Gratus oder dem dankbaren Mandalonius gewidmet". „Wälsche" nennt dagegen noch heute das deutsche Volk seine Nachbarn romanischer Zunge, und Frankreich heißt im Isländischen Valland, ein Franzose Valskr; da der Stamm wal in den germanischen, gal, gail in den keltischen Sprachen die Bedeutung „Schlacht, Krieg" hat, liegt es nahe, den zweiten, jüngeren Namen keltischer Völker, Gallier oder Galater, von dieser Wurzel abzuleiten, doch läßt sich auch, wie bei Walagoten, Wälsunge, Walafrid und ähnlichen Namen, an got. valis, ausgezeichnet, denken.

[9]) Grimm (Geschichte der deutschen Sprache) nennt das fränkische ch, das die andern Mundarten zu h „verdünnen", einen „Vorzug" und hält es für „verschoben" aus lat. c; in Wirklichkeit ist aber der „Vorgang" ein anderer. Das wurzelechte k ist auch in deutschen Wörtern nicht „verschoben" (calvus, cattus, castus, cupa, clava, curtus, clarus, kahl, Kater, keusch, Kufe, Kloben, kurz, klar), ebensowenig in Lehnwörtern wie Kaiser, Keller, Kerker u. ä., das fränkische ch dagegen, eine mundartliche Eigentümlichkeit des istävonischen Stammes, hat sich bei Kimbern, Kelten und den mit diesen verwandten Römern zu c verhärtet, z. B. ahd. hilfa, fr. Chilperich, lat. culpa. Hätte Grimm aus der Bemerkung: „dies fränkische ch findet sich schon in der römischen Auffassung germanischer Namen wie Chamavi, Chauci, Chatti, Chasuarii, Cheruſci", den so naheliegenden richtigen Schluß gezogen, so würde er nicht die Chatten zu den Schwaben, die Chauken zu den Friesen gerechnet haben.

An der so oft wiederholten Behauptung[10]), auch der Name „Germanen" sei keltischen Ursprungs, ist so viel wahr, daß er keltische Lautgebung zeigt, was uns nicht wundern darf, da er ja auf dem linken Rheinufer, mitten unter gallischen und belgischen Völkern, aufgekommen ist. Die mancherlei sich widersprechenden Deutungen aus dem Keltischen sind jedoch nicht ernst zu nehmen. Da es auch keltiberische und persische Germanen gibt, da Carmanus, Germanus, Germanissa gallische Eigennamen sind, muß diesen wie den germanischen Herman[11]), Hermanarich, Hermenigild, Hermanpreth, Hermedeus, Hermanfrid, im kimbrischen Sprachgebiet Germenulf[12]), Germenberga, Deae Germangabae, und den Volksnamen Hermunduren, Herminonen ein gemeinsamer Wortstamm zu grunde liegen, der auch im lat. germanus, echt, steckt. Offenbar haben die Gallier wegen des Schreckens (ob metum), den er ihnen einjagte, den Namen des größten und im Jahrhundert vor unsrer Zeitrechnung, bald nach dem Kimbernzug, mächtig nach Südwesten und bis ins Herz von Gallien vordringenden germanischen Stammes, der Herminonen, als Germani, Garmani auf das Gesamtvolk, das vorher keinen gemeinsamen, alle vier Hauptstämme umfassenden Namen hatte, übertragen, und die neue Bezeichnung (vocabulum recens et nuper additum) hat sich in ihrer umfassenden Bedeutung behauptet (nationis nomen, non gentis, evaluisse paulatim, Tac. Germ. 2).

Manche Eigennamen, wie Boiorix, Segomaros, Marcomarus, Visumarus, Alkovinos, Dacomarus, Arioviſtus, Mommus, Boio, Boso, Maelo, Andovarto, Edico, Moericus, Bericus, Brennus, Araricus, Gerus, Dagorix, Samo, Baios, Saxio kommen bei Galliern wie bei Germanen vor, zahllose andere, zusammengesetzte, stimmen wenigstens zur Hälfte überein, wie Caturix und Catuvolcus, Boduognatos und Maroboduus, Litaviccus und Chlodovicus, Ollovico und Alaricus, Indutiomarus und Ingomarus u. s. f.[13]). Was Schafarik[14]) von den

[10]) So mit zahlreichen andern Irrtümern auch von Bremer, ang. O.

[11]) Der Name Hermann, der mit Arminius nicht das mindeste zu tun hat, kann von einem zweistammigen Heriman wie von einem einstammigen Herman abgeleitet werden, Hermine nur von letzterem. Die heutige Sprache hat das Wort nur noch in den Tiernamen Hermelin (in der Volkssprache auch Hermchen, Hermännchen) und Harman, Hermanbock (Widder); ebenso wahrscheinlich Eichhörnchen aus Eichhermchen, ahd. harmo, harmin. Verschieden, aber oft damit verwechselt, ist irmin, groß, z. B. in den Wörtern irmingot, irminsul u. dgl.

[12]) Dessen Kinder hießen nach dem Polypt. Irminonis Germanus und Germana.

[13]) Autaritos bei Polybios entspricht dem Autharit des Brakteaten von Randers, heutigem Familiennamen Autenrieth, das urschriftliche Matronae Arvagastae dem fränkischen Arbogast, das alemannische Theothael einem keltisch-kimbrischen Teutocalus.

[14]) Starozitnosti slovanské, Prag 1837. Slavische Altertümer, Leipzig 1843.

slavischen sagt, die Mehrzahl der Namen beider Völker (Slaven und Germanen) sei „ursprünglich nur aus gleichem Stoffe und nach gleichen Mustern und Grundsätzen gebildet", gilt auch für die keltischen. Sicherlich hat der slavische Forscher recht, wenn er darin eine „Folge langer Nachbarschaft und wechselseitigen Verkehrs" der Völker erblickt; aufgrund der Rassenforschung dürfen wir aber hinzufügen: gemeinsamer Abstammung. Dies wird u. a. auch dadurch bestätigt, daß für einige in altdeutschen Namen häufige Wortstämme keine der germanischen Mundarten, wohl aber keltische Sprachen die passende Bedeutung überliefert haben, z. B. alg = nobilis, dag = bonus, dan = fortis, drus = fidelis, gasd = pulcher, grip = superbus, mor = magnus, on = praeclarus; für das in gallischen und germanischen Namen (Drogo, Trogus) enthaltene Wort geben sogar nur die lito-slavischen Sprachen, poln. russ. drogi, drug, lit. draugus = carus, amicus, den entsprechenden Sinn an. Zufällig ist mir der Nachweis[15]) gelungen, daß die Wurzel mor, in Namen wie Moro, Moring, Morico (Mohr, Möhring, Mörike) Morolf vorkommend, noch in geschichtlicher Zeit auch in germanischen Sprachen die Bedeutung „groß" gehabt hat.

Ähnlich verhalten sich die Volksnamen: einige sind gemeinsam, andere aus gleichem Stoff gebildet. Bekanntlich führen viele der germanischen Völkerschaften zusammengesetzte Namen, deren zweite Hälfte „Mannen" bedeutet, z. B. Alamanni, Baiovarii, Chamavi, Cannenafates; solche sind auch bei den Galliern häufig, z. B. Cenomani, Treveri, Segusiavi, Usipetes (von den germanischen Wortstämmen man, vair, aba, faths, der letztere Name ist nicht eigentlich gallisch, hat aber als kimbrisch gleiche Lautgebung). Von keltischen Ortsbezeichnungen sind burum, bodium, sedum, vicus auch deutsch (büren, budil, saz, wik), andere, wie z. B. briva, briga, dunum, durum = Brücke, Berg, Burg (Düne), Wasser, urverwandt. Ob Flußnamen wie Albis, Albula, Ara, Arula, Adrana, Alara, Scaldis, Isara, Lagina, Nava, Siga, Lupia u. a. ursprünglich germanisch oder keltisch[16]) sind,

[15]) So sagt z. B. der Geograph von Ravenna IV 18: quomodo a spatiosissima dicatur terra, est patria quae dicitur Albis Maurungania, ferner Olaus Magni (Hist. de gent. septentr. I 18 u. VIII 1): Est etiam lapis ingens .... non procul a metropoli Upsalensi Morasten dictus .... lapis campestris amplus, ab incolis perpetuo tempore Morasten dictus, endlich Ericus Olai (Hist. Suec. III p. 82): in communi Placito Morating (heute storthing, d. h. Großrat). Moringia, Großland, hieß im Mittelalter eine Landschaft in Schweden, Morstein heißt noch heute ein Schlößchen an der Jagst. Im langobardischen Recht bedeutet morjoch das „große", d. h. das Schultergelenk. Der britische Ortsname Moridunum = „Großburg".

[16]) Aus den Flußnamen schließen zu wollen, welche Gegenden Deutschlands früher von Kelten bewohnt waren, ist daher unsicher; es kommt darauf aber auch nicht viel an, da wir ja ohnehin wissen, daß vor dem Vordringen unsrer Vorfahren nach Süden Westdeutschland von keltischen Völkerschaften bewohnt war

ist bei der Gemeinsamkeit der Wurzeln schwer zu sagen. Die von griechischen und lateinischen Schriftstellern oder durch Inschriften überlieferten altgallischen Wörter sind teils Entlehnungen, wie ambactus (got. andbahts, Diener) und vielleicht carrus, caupo[17]), Karre und Händler, oder urverwandt wie balteus, bracca, camisia, gaesum, reda, karnon, tallus (Teller), vargus (Räuber), maniakon (Halsband, germ. meni), bebros, galleta (Gelte, ahd. gellita), lankia, marca, marga (Mergel), vergobretus u. a. Andere, wie petorritum, Viergespann, und pimpedula, Fünfblatt, zeigen durch ihre Lautgebung aufs deutlichste, daß die keltische Sprache zwischen germanisch (got. fidvor und fimf) und lateinisch (quatuor und quinque) steht und den vermittelnden Übergang[18]) bildet. Auch das keltisch-lateinische Wort margarita, Perle (Solin. 54: magaritas dat et litus Britannicum), ist nordisch-germanischen Ursprungs, got. markreitus = marigreot, Meergries. Die soldurii bei Cäsar erinnern auffallend an die mittelalterlichen soldarii (Chron. Virdun. Hugonis abb.), unsere Soldaten. Einzelne bisher nicht gedeutete gallische Ausdrücke sind nur mit Hilfe der germanischen Sprachen zu erklären, so z. B. crupellarii, Schwerbewaffnete, eigentlich „Kruster", von ahd. hruf, und clibanarii, Panzerreiter, eigentlich „Geschützte", von an. hlif, agf. hleov. Obwohl auch die noch heute gesprochenen keltischen Mundarten bei all ihrer Verschliffenheit und trotz mehrtausendjähriger Sonderentwickelung deutlich die Verwandtschaft mit dem Germanischen erkennen lassen, müssen wir doch, da gerade die jüngsten Wellen des Keltenstroms germanisiert oder romanisiert worden sind, voraussetzen, daß die Sprache der alten Gallier der ihrer östlichen Nachbarn einst sehr viel näher stand. Auch hierin bestätigt sich das Naturgesetz, daß Bindeglieder selten erhalten bleiben.

Einen Begriff von der älteren Gestalt der keltischen Sprache geben uns die wenigen — nur einige zwanzig sind erhalten — und kurzen

---

und daß zwischen Belgen, den letzten Kelten, und Kimbern, den ersten Germanen, kaum ein sprachlicher Unterschied bestand. (S. meine Beurteilung eines Aufsatzes von Kossinna, Korr.-Bl. d. D. Anthr. Ges. XXXVIII 8, in dem Vortrag „Namen als Geschichtsquelle", Protok. d. Generalv. d. d. Gesch. u. Alt. Vor. 1908.) Auch alle mit wal oder walah zusammengesetzten Ortsnamen, wie Walewilare, Walahestat im alemannischen, Walesrode, Walahesleba im sächsisch-thüringischen Sprachgebiet, als keltische Gründungen anzusprechen, ist, da Walja, Walah ja auch germanische Namen sind, ebenso unwissenschaftlich, wie wenn man Freising, Frisinga, für eine friesische, Göttingen, Gotinga, für eine gotische Siedelung erklären wollte.

[17]) Das Wort hat in der römischen Soldatensprache auch die Bedeutung „Kneipwirt" angenommen. Gotisch kaupon vom Lateinischen ableiten, wie manche Leute wollen, heißt den Gaul am Schwanz aufzäumen.

[18]) Ebenso umbrisch peturpudsus, wohl fälschlich — pursus gelesen, „vierfüßig"; das gallische pedwar steht dem germanischen noch näher.

Inſchriften aus dem Anfang unſrer Zeitrechnung oder noch früherer Zeit. Als Beiſpiel ſei die 1840 in der Nähe von Vaiſon (Vaſio Vocontiorum) bei Nismes (Nemauſus) gefundene und griechiſche Buchſtaben tragende Marmorplatte angeführt. Die Inſchrift, wenig beſchädigt und leicht zu leſen, lautet: Segomaros Willoneos tutius Namausatis eioru Belesami sosin nemeton, d. h. „Segomaros, Sohn des Willo, Bürgermeiſter von Nemauſus, errichtete der (Göttin) Beleſamis dieſes Heiligtum". Vergleichen wir die einzelnen Namen und Wörter mit germaniſchen: Segomaros, auch auf dem Henkel[19]) einer ehernen, bei Dijon gefundenen Schale, iſt fränkiſch Segimer, ſchwäbiſch Sigimar, gotiſch Sigismers; Willoneos, auch durch den Namen Lucius Villonius Aſellus[20]) bezeugt, darf wohl als Ableitung vom Vaternamen Willo, der auch deutſch ſein könnte, aufgefaßt werden; tutius, tooutious geſchrieben, iſt ein zu umbr.-osk. tota, tuta, altir. tuath, germ. thiuda, Volk, gehöriges Beiwort wie das oskiſche tuvtiks. Namausatis iſt eine Ableitung vom Ortsnamen Namauſus oder Nemauſus; eioru, auf mehreren andern Inſchriften ieuru, immer in der Bedeutung des lat. fecit, muß mit altiriſch iurad = factum est, gleichbedeutend mit ſchwed. gjordt (ſprich jurd), verglichen werden; der Name der Göttin Beleſamis könnte auch germaniſch ſein, denn Samo iſt ein urkundlich überlieferter fränkiſcher, Beleſar ein burgundiſcher Mannsname; das hinweiſende Fürwort sosin ſteckt im altlat. eumpse, im got. sa, so, dieſer, dieſe und vielleicht auch im deutſchen „ſo"; nemetum, nemeton, arem. nimed, Heiligtum, iſt auch ein altgermaniſches[21]) Wort. Auch dieſe Inſchrift beweiſt alſo die zwiſchen Lateiniſch und Germaniſch vermittelnde Stellung der altkeltiſchen Sprache.

Wenn auch Cäſar (B. G. VI 21: Germani multum ab hac consuetudine differunt) die Verſchiedenheit der galliſchen und germaniſchen Sitten hervorhebt, ſo läßt ſich doch bei eingehender Unterſuchung eine ganze Reihe übereinſtimmender Gewohnheiten auffinden. Hatten die Germanen auch kein ſo ausgebildetes und mächtiges[22])

[19]) Die Inſchrift, Doiros Segomari ieuru Alisanu (s), bedeutet „Doiros, Sohn des Segomaros, aus Aleſia hat es gemacht".

[20]) Becker, Römiſche Szenen aus der Zeit des Auguſtus, bearb. von Göll, 1880/3, III 408.

[21]) In dem altſächſiſchen Indiculus superstitionum wird geſprochen „de sacris silvarum, quae nimidas vocant". Keltiſche Ableitungen ſind Vernemetum und Drunemeton, großes und Baumheiligtum.

[22]) Caes. B. G. VI 13: Nam fere de omnibus controversiis publicis privatisque constituunt, et si quod est commissum facinus, si caedes est facta, si de hereditate, si de finibus controversia est, idem decernunt, praemia poenasque constituunt; si qui aut privatus aut populus eorum decreto non stetit, sacrificiis interdicunt. — Sie kannten das Weſen der Dinge, waren Seher und Ärzte. B. G. VI 14, Pomp. Mela III 2, Plin. N. H. XXX 4, Strabo IV 4.

Prieſtertum — ihre Sitten und Einrichtungen ſind überhaupt einfacher und urſprünglicher —, ſo war doch auch bei ihnen der Prieſter mit einer Macht ausgeſtattet, die in manchen Fällen, z. B. dem Recht, in der Volksverſammlung Stillſchweigen zu gebieten oder freie Männer zu züchtigen, ſogar die des Königs übertraf. Weiſe Frauen und Seherinnen verehrten beide Völker, ebenſo Dichter und Sänger, die beim feſtlichen Mahle zum Harfenklang „der tapfern Väter Taten" verkündeten. Das Rittertum entwickelte ſich bei Deutſchen in ſpäterer Zeit ganz ähnlich wie bei den Galliern; edle Geſchlechter, Gefolgſchaften und Knappen, die den Tod ihrer Herren in der Schlacht nicht überleben durften, hatten beide in gleicher Weiſe (B. G. III 22, Germ. 14). Die Waffen, von beiden für den ſchönſten Schmuck des Mannes gehalten, wurden auch bei bürgerlichen Geſchäften nicht abgelegt (Livius XXI 22: armati, ita mos gentis erat, in consilium venere, Tac. Germ. 11 und 13: considunt armati .... Nihil autem neque publicae neque privatae rei nisi armati agunt). Als Schutz- und Trutzwaffen führten beide Völker den großen, oft mit bunten Farben, Wappenbildern und Beſchlägen geſchmückten Schild, den mit Federbüſchen, Flügeln oder Hörnern gezierten Helm, den Kettenpanzer (brunea), die Lanze (lankia, lancea) zu Stoß und Wurf und das lange, zweiſchneidige Eiſenſchwert, dazu Fahnen und Feldzeichen, ſowie mächtige Kriegshörner. (Plutarch, Camillus 18, rühmt den „Glanz ihrer Ausrüſtung".) Die galliſchen Schwerter waren aber von der germaniſchen spatha etwas verſchieden, hatten nicht hölzerne oder lederne, ſondern eiſerne oder eherne Scheiden und wurden nicht links am Schwertgurt (balteus), wie von den Germanen, ſondern rechts an Ketten[23]) getragen. Bezeichnend für die Gallier iſt auch der bandförmige Schildbuckel, der bei den Germanen, wenigſtens in ſpäterer Zeit, ſtets rund war; auf der Abb. 53 des hübſchen Buches von Schliz (Urgeſchichte Württembergs, Stuttgart, Strecker u. Schröder, von mir im Zentralblatt für Anthropologie, XV 4, eingehend beurteilt) iſt das keltiſche Schildband irrtümlich in der Längsrichtung, ſtatt querſtehend aufgeſetzt. Hoſen (bracca, brec, pruoh), leinene Hemden (camisia, hemithi), anliegende Leibröcke, auf der Schulter durch eine Heftnadel (fibula) zuſammengehaltene Mäntel[24]) mit bunten Säumen und Franſen, Arm- und Halsringe bildeten die galliſche wie die germaniſche Tracht. Der Stil (La Tène) der keltiſchen Zierkunſt weicht vom germaniſchen zwar etwas ab, zeigt aber verwandte Züge. Da bis nach Jütland hinauf galliſche Schwerter gefunden worden ſind, dürfen wir annehmen, daß außer der Sprache auch die Kunſtübung Galliern und Kimbern

[23]) Dieſe von Diodor, V 30, und Strabo, IV 4, 3, überlieferte Nachricht iſt durch zahlreiche Grabfunde beſtätigt.

[24]) Wiedmer-Stern, Das galliſche Gräberfeld in Münſingen. Bern 1908.

gemeinsam war. Die Kelten waren ein sehr kunstfertiges, besonders in Schmiede- und Schmelzarbeiten (maltha, smaltum) erfahrenes Volk, von dem die Römer manches gelernt haben; an ihre Farbenfreudigkeit erinnert der schottische Plaid[25]). Die Kampfweise war bei beiden Völkern die gleiche; die Schlachten wurden mit Gesang und Waffenlärm eröffnet, einzelne Zweikämpfe von hervorragenden Helden zwischen den Heeren ausgefochten; besonders der Schwertkampf war beliebt, nackt zu fechten ein Zeichen höchsten Heldentums. Die eigentümliche Vereinigung vom Fußvolk und Reiterei, die Cäsar von den Sueben berichtet (B. G. I 48), findet sich auch bei den Galliern (*παραβαται, τριμαρκισια* Polyb. II 6). Die Siegesbeute wurde häufig schon vor der Schlacht den Göttern geweiht, denen auch Gefangene zum Opfer fielen.

Den Toten, die in älterer Zeit verbrannt, später bestattet wurden, gab man, was ihnen im Leben das Liebste gewesen, Waffen, Rosse, Hunde, Falken, mitunter auch Weiber und Knechte, mit ins Grab oder auf den Holzstoß. Die Art der Eheschließung — die Braut reicht dem Auserwählten die Trinkschale — war eine ähnliche, die Gewalt des Hausvaters über Leben und Tod die gleiche; neugewählte Könige wurden auf den Schild erhoben (Ammian. XX 4, Cassiod., Var. VIII 32 u. a.). Gallier wie Germanen tranken Bier und Met[26]) beide liebten scharfes Zechen, doch verboten nicht nur die Sueben (B. G. IV 2), sondern auch belgische Völkerschaften die Einfuhr des „tapfere Männer erschlaffenden und verweichlichenden" Südweins (B. G. II 5). Selbst einzelne Züge stimmen überein; so erinnert die Sitte der Gallier (B. G. VI 18), daß der noch nicht wehrfähige Sohn öffentlich nicht mit dem Vater erscheinen darf, an eine Erzählung aus der langobardischen Heldensage: Audwin versagt seinem Sohn Albwin den Sitz an seinem Tische, ehe er von einem König die Waffen empfangen. Das Erheben der rechten Hand galt als Friedenszeichen; das ist nicht nur von Cäsar (B. G. VII 50) für die Gallier, sondern von Prokop auch für die Goten bezeugt und auf der Markussäule bildlich dargestellt. Aus der Urzeit hatte sich wilder Brauch

---

[25]) Nach Cicero (Pro Font. 21) kamen die Gallier in Hosen und Mänteln (sagati brachatique) nach Rom. — Arbois de Jubainville (Le pantalon gaulois, 1903) meint, um 300 v. Chr. hätten die Kelten die Hosen von den Germanen, diese von den Skythen, diese von den Persern entlehnt. Dies durch die Kälte gebotene Kleidungsstück war aber von Alters her Gemeingut der nordischen Völker.

[26]) Der Name ist gleich: ahd. meto, kelt. med, spätlat. medus. Die keltische Bezeichnung für Bier cerea, cervesia, *κορμα*, hängt mit Hirse, der ältesten Feldfrucht, zusammen, wie auch Ceres, die Göttin des Ackerbaus, eigentlich Getreide, davon cerealis; hirsi verhält sich zu ceres wie hiruz, hirni zu cervus, cerebrum.

erhalten, so die Menschenopfer, das Trinken aus den Schädeln erschlagener Feinde, das Abhauen und Aufspießen der Köpfe Gefallener, das noch die christlichen Langobarden übten und der geistliche Dichter des Waltharilieds schildert. Die Zeitrechnung war die gleiche: beide zählten nach Nächten, wobei die Nacht dem Tag voranging. Die keltiberischen Buchstaben, die in die griechischen und lateinischen Inschriften gallischer Münzen eingestreuten runenähnlichen Schriftzeichen, zeigen, daß Kelten wie Germanen eine vorrömische, bzw. vorgriechische, und zwar nahverwandte Schrift besessen haben. Das im helvetischen Lager gefundene, nach germanischer Sitte in hölzerne Täfelchen eingeschnittene Verzeichnis der einzelnen Heeresteile war sicher nicht, wie Cäsar (B. G. I 29) meint, mit griechischen Buchstaben, sondern mit keltischen Runen[27]) geschrieben. Die gleiche, der Ähnlichkeit wegen entschuldbare Verwechselung ist auch Tacitus mit den rhätischen Grabsteinen (Germ. 3) begegnet. Auch die Gallier hatten hölzerne, mit Stroh und Schindeln gedeckte Wohnhäuser, Scheunen und Tennen und siedelten mit Vorliebe in Einzelhöfen oder kleineren Weilern, doch waren sie früher als die Germanen zum Städtebau übergegangen. Die von Cäsar (B. G. II 17) und Strabo (IV 3, 5) so anschaulich geschilderten lebenden Landhage der Belgen haben sich als sogenannte „Knicks" bis auf den heutigen Tag in Niederdeutschland erhalten. Kelten wie Germanen verstanden sich trefflich auf das Weben leinener und wollener Gewänder und Flausmäntel, auf das Schmieden eiserner Waffen, Brünnen, Werkzeuge und Ketten, auf den Schiffbau, das Zimmern hölzerner Fässer u. dgl. Eine Erfindung und Ausfuhrware der Nordländer[28]) war u. a. auch die aus Fett und Holzasche hergestellte Seife (ahd. saiffa, seipha;. lat. sapo ist ein keltisches Lehnwort).

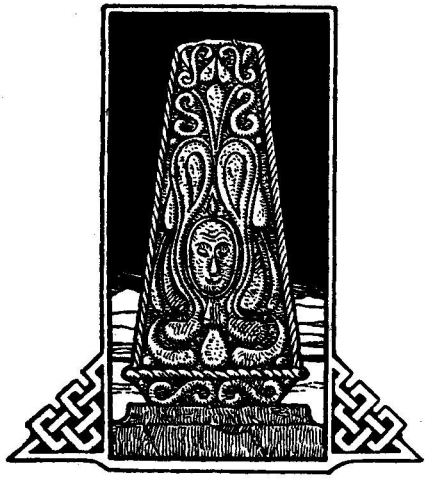
Von beiden Völkern wurden die gleichen Götter verehrt: deum maxime Mercurium colunt, sagt Cäsar (B. G. VI 17) von den Galliern und fast mit denselben Worten Tacitus (Germ. 9) von den Germanen: deorum maxime Mercurium colunt. Es ist dies der von letzteren Wodan genannte, von beiden als Erfinder der Künste und der Schrift verehrte Gott. Auch die Namen der keltischen Götter lassen sich meist aus dem Germanischen ableiten oder damit vergleichen. So darf Ogmius, wie der oberste Gott als Erfinder der Runen heißt, doch wohl mit got. ahma, Geist, erklärt werden. Die Beinamen des Kriegsgotts Caturix oder Camulus entsprechen den germanischen Mannsnamen Hadurich und Hamall, Hamilo (Camulodunum ist gleich Hamilton), „Schlachtgewaltig" und „Stark"; Albiorix, Toutiorix lauten fränkisch Alberich, Theoderich und bedeuten „glänzender Herrscher" und „Volks-

[27]) Über keltische Schrift vgl. Mone II 353, 486 u. ff.
[28]) Plin. N. H. XXVIII 12, Martial. VIII 33.

gebieter". Der Sonnengott Jonion oder Belenos findet seine Namenserklärung im got. fon, isl. bal, agf. bäl, Feuer, Flamme, und erinnert an den angelsächsischen Bäldäg, gleichbedeutend mit Svafdäg. Auch manche andere Namen wie z. B. Lugus und Loki stimmen überein.

Demnach müssen wir den alten Schriftstellern Recht geben, wenn sie die Germanen nur für einen Teil der Kelten und, wie Strabo, IV 4, 2, beide Völker für „ähnlich und stammverwandt" hielten, die „echten" Kelten sogar auf dem rechten Rheinufer suchten (VII 1, 2). Der lange, ergebnislose Streit hat zur Genüge gezeigt, daß eine andere Lösung der Keltenfrage nicht zu finden ist. Mit vollem Recht sagt Wilbrand am Schlusse eines sonst ziemlich unklaren[29]) Aufsatzes „Zur Keltenfrage" (Beil. z. Allg. Ztg. 258, 1899): „In solchen Streitfragen aber darf es keinen Waffenstillstand geben."

[29]) Als Beispiel, wie unklare und verworrene Vorstellungen immer noch unter den Gelehrten über die Kelten herrschen, diene der Aufsatz „Das keltische Temperament" von Hoernes (Pol.-anthr. Revue VII 1, 1908.)



2. Slaven.

Venedi multum ex moribus traxerunt.
Die Wenden haben viel von deren (der Ostvölker) Sitten angenommen.

Tacitus.

Wie im Westen mit Völkern keltischen Stammes, so berührten sich im Osten unsre Vorfahren von Alters her mit Volksstämmen, die wir unter dem Namen Slaven[1]) zusammenzufassen pflegen. Während aber die Kelten bis auf unbedeutende Überbleibsel in andern Völkern verschiedener Sprache und Zusammensetzung aufgegangen sind und die Keltenfrage somit hauptsächlich für die Vorgeschichte und Altertumswissenschaft von Wichtigkeit ist, sind im Gegenteil die Slaven, das herrschende Volk im russischen Weltreich, mächtig an Zahl und räumlicher Ausdehnung, und die richtige Beurteilung ihres Wesens und Volkstums gewinnt daher die größte geschichtliche[2]) und politische Bedeutung.

[1]) Nach der Abhandlung „Slaven und Germanen", deutsche Zeitschr. XIV 23, 1901. — Vgl. auch den gleichnamigen Abschnitt in der „Herkunft der Deutschen", 1885, und den Vortrag „Rassenverhältnisse des russischen Reiches" im Karlsruher Altertumsverein, 22. I. 1883, Bericht in der Karlsr. Ztg. vom 22. II. 1883. — Jaborowski und die Slaven, Pol.-anthr. Revue VII 10, 1909.

[2]) Rhamm (Globus LXXII 23, 1897) schreibt: „Es gibt vielleicht keine andere Streitfrage auf diesem Gebiete, deren Lösung solche Schwierigkeiten böte, wie die Frage nach dem Ursprung der Slaven und ihrem Verhältnis zu den übrigen Ariern. Man mag anfassen, wo man will, überall stößt man auf Widersprüche der schwersten Art, und die Methoden und Hilfsmittel versagen ihren Dienst, sie erweisen sich als unzureichend, so daß die slavische Frage sich geradezu zu einem Prüfstein für ihren Wert gestaltet". Eine Lösung der Slavenfrage, wie aller ähnlichen, wurde selbstverständlich erst möglich, nachdem die Grundfrage nach der Herkunft der Indogermanen entschieden war.

Von den führenden Völkern des klassischen Altertums durch einen breiten Gürtel skythischer, thrakischer und germanischer Völkerschaften getrennt, treten die Slaven erst spät ins Licht der Geschichte, und von ihren früheren Zuständen haben wir nur spärliche Kunde. Bei Herodot begegnen uns zwei Völkerschaften, die Krobyzer (IV 48) und die Heneter (I 196), die dieser Schriftsteller wegen ihrer Wohnsitze am Flusse Athrys, zwischen Hämus und Donau, und an der Nordspitze der Adria zwar zu den Thrakern und Illyriern[3]) rechnet, deren Namen aber so sehr denen späterer Slavenstämme, der Krawaten oder Kriwitschen und der Wenden, gleichen, daß wir in ihnen wohl die ersten, am frühesten und weitesten nach Süden vorgedrungenen Vorläufer der Slaven erblicken dürfen. Die Heneter oder Veneter wenigstens, denen die Stadt Venedig ihren Namen verdankt, waren nach Polybios (II 17) und Livius (V 33) weder Kelten noch Tyrsener und redeten eine von denen ihrer Nachbarn völlig verschiedene Sprache[4]) Erst mehrere Jahrhunderte später taucht der Wendenname, mit dem noch heute das deutsche Volk die Slaven benennt, im Norden auf. Plinius, Tacitus und Ptolemäos kennen die Wenden (Venedi, Veneti, *Οὐενεδαι*) als östliche Nachbarn der Germanen, ohne bei der Ähnlichkeit der Völker nach verschiedenen Seiten hin eine scharfe Abgrenzung machen zu können (Peucinorum, Venetorum et Fennorum nationes Germanis an Sarmatis adscribam dubito, Germ. 46). Uns über die Ursitze der Slaven, wie so manche Forscher getan, den Kopf zu zerbrechen, hat keinen Sinn, da sie ja selbstverständlich mit denen der übrigen arischen Völker zusammenfallen; ihre damaligen Wohnsitze aber lassen sich nach den geschichtlichen Nachrichten ermitteln. Plinius (N. H. IV 27) berichtet, daß östlich von Skandinavien, dem „anderen Erdkreis", eine zweite Insel von nicht geringerer Größe, Eningia genannt, liege. Daß damit nur Finnland, das man ebenso gut wie die skandische Halbinsel für eine richtige Insel halten konnte, gemeint sein kann, daß der genannte Name verstümmelt ist und Fenningia[5]) gelesen werden muß, unterliegt wohl keinem Zweifel. Die Länder von hier bis zur Weichsel wurden nach seiner Angabe damals von Sarmaten,

[3]) Nach der Nestorschen Chronik gehörten die Illyrier zu den Slaven. Auch Strabo kennt die Heneter und Krobyzer.

[4]) Auch in Kleinasien kommt der Name Heneter vor (Solin. 45: insignis loco Heneto, a quo, ut Corn. Nepos perhibet, Paphlagones in Italiam transvecti mox Veneti sunt nominati.) Diese Art der Einwanderung ist selbstverständlich mehr als unwahrscheinlich. — Kossinnas Ansicht (Mannus IV 3, S. 294), die nordeuropäischen Slaven hätten von den illyrischen Venetern den Namen Wenden „geerbt", ist eine durch keinen sprachlichen oder geschichtlichen Grund zu stützende „Vermutung".

[5]) Wie ich nachträglich finde, ist diese Annahme nicht neu. Grotius (Hist. Gotthorum etc.; Amstelodami 1655) schreibt den Namen in der auch von ihm angeführten Stelle „Finingia".

Wenden und gotischen Völkern (a Sarmatis, Venedis, Sciris) bewohnt. Nach Tacitus durchstreiften die Wenden, leicht ihre Wohnsitze wechselnd, das Wald- und Bergland zwischen den Karpathen und der Ostsee (quicquid inter Peucinos Fennosque silvarum ac montium erigitur, Germ. 46), im Osten von sarmatisch-skythischen Reitervölkern (in plaustro et equo viventibus), im Westen von den Germanen, im Norden durch die litauischen Aestier in Schranken gehalten. Ob sie damals zwischen gotischen und litauischen Völkerschaften, an dem von den alten Geographen Sinus Venedicus, *Κολπος Οὐενεδικος*[6]) genannten Meerbusen, noch die See erreichten, ist zweifelhaft; nach Jordan (De reb. Get. 5) war auch nach dem Abzug der Goten die Weichselmündung noch von den Vidovariern, einem aus der Verschmelzung verschiedener, dem Namen nach wohl meist germanischer, Völkersplitter entstandenen Volke besetzt. Aus Ptolemäos (lib. 3) kurzen Angaben geht nur hervor, daß an der Weichsel Wenden und Goten sich berührten. Die aus dem 3. Jahrhundert stammende römische Weltkarte (Tabula Peutingeriana) nennt Venadi oder Venedi nördlich von der unteren Donau, wohl dem Hauptzug des Volkes vorausgeeilte Schwärme. Als im gleichen Jahrhundert die Goten nach Süden und Osten vorzudringen anfingen — mit den Römern wurden sie wie die Alemannen zuerst unter Caracalla handgemein —, war ein Zusammenstoß mit den Wenden unvermeidlich. Der große, mit Alexander verglichene Gotenkönig Hermanarich unterwarf die slavischen Völker, auf deren kriegerische Leistungen die Germanen geringschätzig herabsahen, trotz ihrer Überzahl mit leichter Mühe, denn, sagt Jordan (Get. 23), nihil valet multitudo in bello. Unter Attila vertauschten sie das gotische Joch mit dem hunnischen. Der Zusammenbruch des Hunnenreichs auf dem blutgetränkten Schlachtfeld am Flusse Netad gab auch den Wenden ihre Freiheit wieder, eine weitere Ausdehnung wurde ihnen aber erst möglich, nachdem durch die Auswanderung der gotischen und einiger schwäbischer Völkerschaften der linke Flügel der germanischen Schlachtordnung preisgegeben war. Nun fielen ihnen die von den Goten verlassenen Länder ohne Kampf zu, und auch im Rücken der übrigen südwärts vorgedrungenen germanischen Stämme konnte sich das zahlreiche und vermehrungsfähige Volk mühelos ausbreiten, in der niederdeutschen Ebene bis zur Elbe[7]), ja noch darüber hinaus

[6]) Der von Plinus aus älteren Berichten übernommene Cylipenus, Cylpenus bedeutet wohl nichts anderes als *κολπος*. Die litauische Sprache ist der griechischen am nächsten verwandt; vgl. auch die an. Kylpingar.

[7]) Auf der Anthropologenversammlung in Halle, 1900, wurde über die Einwanderung der Slaven gestritten, wobei die Ansichten um mehrere Jahrhunderte auseinandergingen. Gewiß wäre Niederdeutschland, wo nach dem Vorrücken der germanischen Stämme nur eine dünngesäte Bevölkerung zurückgeblieben sein konnte, vom 3. Jahrhundert an den Slaven offen gestanden, wenn sie selbst frei gewesen wären. Das wurden sie aber erst nach dem Zusammenbruch des Hunnenreichs im

vordringen, das von den Markomannen und Quaden längst aufgegebene Böhmen und Mähren besetzen und durch das infolge der Frankenkriege entvölkerte Thüringen seine Vorposten bis gegen den Main vorschieben, weite und fruchtbare Gebiete, wie ich mich früher[8]) ausgedrückt, „mehr mit der Pflugschar als mit dem Schwert erobernd". Aber auch nach Süden und Osten war nach dem Abzug der Goten und Langobarden die Ausbreitung erleichtert, und der Fall des weströmischen, die Schwäche und Bedrängnis des oströmischen Reiches machte den Slaven sogar Mut zu größeren kriegerischen Unternehmungen. Wiederholt fielen sie im 6. und 7. Jahrhundert verheerend in Thrakien, Pannonien und Illyrien ein, drangen bis in den Peloponnes vor und brandschatzten mit Seeräuberflotten die Küsten und Inseln des Mittelmeers. Eine furchtbare Pest, die im 8. Jahrhundert Griechenland entvölkerte, begünstigte die dauernde Ansiedelung der Slaven, so daß der Kaiser Konstantin Porphyrogenitus klagen mußte: „Das ganze Land ist slavisch und barbarisch geworden". Daß trotzdem im Gebiet des alten Hellas[9]) die griechische Sprache sich behauptet hat, lag teils an ihrer kulturgeschichtlichen Bedeutung und Überlegenheit, teils daran, daß sie als Staatssprache begünstigt war. Nach Osten hin waren die Slaven schon im 6. Jahrhundert bis zum Dnjepr vorgedrungen. Die Geschichtschreiber der Goten, Langobarden und Byzantiner, Jordan, Prokop, Paul Warnefrids Sohn, Menander, die Kaiser Maurikios, Konstantin und Leo berichten mancherlei über die Raubzüge, Ausdehnungsversuche und Sitten der in die damaligen Welthändel vielfach verwickelten Slaven.

Neben dem alten Veneti, Winidae tritt im 6. Jahrhundert dieser Name zuerst in der Form Sclavi, Sclaveni, in den griechischen Quellen auch Sthlabenoi, auf; ein anderer, Antae oder Antes, mit dem der östliche Teil des Volkes bezeichnet wurde, ist bald wieder verschwunden. Obgleich die Slaven eine durchaus freiheitliche, auf Volksherrschaft beruhende Verfassung hatten, fehlte ihnen doch die Kraft, fremde Eroberer und Gewaltherrscher abzuwehren. Germanischen Abenteurern, wie dem Franken Samo, den Skandinaviern Hadding, Rurik, Askold,

Jahre 453, und auch dann war ihr Vordringen noch durch die Anwesenheit der Ostgoten und Langobarden in den Donauländern, der Lugier an der Spree behindert, so daß sie schwerlich vor dem 6. Jahrhundert die Elbe erreicht haben werden.

[8]) Die Herkunft der Deutschen, Karlsruhe 1885.

[9]) Mösien, Thrakien, Makedonien, Illyrien, Istrien, Dalmatien blieben dauernd slavisch. Die eine romanische Sprache redenden Rumänen oder Walachen sind nicht, wie meist angenommen wird, Nachkommen der Thraker, sondern, wie der Name zeigt, wohl hauptsächlich der gallischen Bastarner, die wegen der sprachlichen Verwandtschaft besonders leicht romanisiert werden konnten. — Fischer, Die Herkunft der Rumänen, Bamberg 1904 (auch Korr.-Bl. d. D. Anthr. Gesellsch. XL 1/2, 1909), läßt die Rumänen von den Thrakern und Slaven abstammen; ich bin dieser Ansicht aufs neue entgegengetreten in d. Pol.-anthr. Revue VIII 4, 1909.

Igor, Oleg[10]) u. a. fiel es nicht schwer, mit geringer Gefolgschaft die Slaven zu unterwerfen und den Königstuhl unter ihnen aufzurichten. Ja die Letzteren wurden nach der Nestorschen Chronik, der ältesten geschichtlichen Urkunde der Slaven, geradezu herbeigerufen, um der großen Verwirrung in den slavischen Ländern zu steuern. Eine Gesandtschaft ging über die Ostsee mit der Aufforderung: „Unser Land ist groß und fruchtbar, aber es entbehrt der Ordnung; übernehmt daher die Herrschaft." Das ließen sich die unternehmenden Waräger-Russen[11]) nicht zweimal sagen; sie folgten der Einladung, die ihnen die Herrschaft über das weite Ostrogard verhieß, mit Freuden, und ihren Namen trägt der größte Teil, der mächtigste Staat der Slaven noch heute. Auch in den Donauländern beugten sich diese unter fremdes Joch, das der hunnischen Bulgaren, die aber dafür slavische Sprache und Sitte annahmen. Im Westen hatte nach Unterwerfung der Sachsen Karl der Große die Wenden zu Nachbarn seines Reiches bekommen, und auch sie mußten bald die Schärfe seines Schwertes fühlen. Unter den Sachsenkaisern wurde auf slavischem Boden die Nordmark errichtet, und die böhmischen Herzöge tschechischen Stammes mußten die Oberherrschaft des Reiches anerkennen und den Lehenseid schwören. In Jahrhunderten blutiger und wechselvoller, im ganzen aber für die Deutschen siegreicher Kämpfe, durch friedliche Ansiedelung fleißiger Bauern und Bürger meist niederdeutschen Stammes, gelegentlich aber auch mit Feuer und Schwert wurden allmälig die durch die Südwanderung der germanischen Stämme den Slaven überlassenen Gebiete dem Deutschtum zurückgewonnen, durch deutsche Handelsherren und Ordensritter in Preußen und den Ostseeländern blühende Städte und ein grundherrlicher Adel[12]) geschaffen. Die Könige von Böhmen, die diese Würde dem Kaiser verdankten, besonders Ottokar II., begünstigten und beförderten in dem Bestreben, Gesittung und Wohlstand ihres Landes zu heben, in jeder Weise die Einwanderung und Ansiedelung der fleißigen und kunstfertigen Deutschen. Im Südosten des Reiches wurde durch den kräftigen, sich mächtig ausdehnenden bairischen Stamm die Ostmark, das Österreich, gegründet, wo heute infolge widriger Verhältnisse und einer mangelhaften, durch die Geschichte nicht belehrten

[10]) Rurik, Igor, Oleg = Roderich, Ingvar, Onlak. Von Oleg weibl. Olga. Wenn Rau in einem Aufsatz über „Das deutsche Sprachgebiet im Wechsel der Zeiten" (Ztschr. d. A. D. Sprachver. XXVII 12) sagt, daß „sich nur zwei unserer Vornamen, Olga und Wenzel, als slavisch nachweisen lassen", so irrt er sich bezüglich des ersteren.

[11]) Liutprand (Antapod. I 11 u. V 15): Rusios quos alio nos nomine Nordmannos appellamus ... Ruotzi, Rootsi heißen die Schweden bei den Finnen und Esten. Die Ableitung von „rudern" oder der „roten" Hautfarbe ist sicher verkehrt. Die Völkernamen Roxolanen und Ruthenen lassen daran zweifeln, ob das Wort „Russen" wirklich aus Schweden stammt.

[12]) S. m. Abhandlung „Die Ostseevölker in alter und neuer Zeit", Monatschrift für Soziologie I 5/6, 1909.

Staatskunst das Deutschtum einen so harten Kampf ums Dasein zu bestehen hat. Einzelne Überbleibsel slavisch redender Bevölkerung, wie im Spreewald und in der Lausitz, haben sich bis heute in Norddeutschland erhalten, sind aber, wie auch die Litauer, der unaufhaltsam fortschreitenden Verdeutschung verfallen. Auf dem linken Elbufer, im Lüneburgischen, ist die wendische Sprache schon im 18. Jahrhundert ausgestorben.

Auf die 1892 von dem böhmischen Altertumsforscher Niederle in Moskau[13]) aufgeworfene Frage, „welches ist der ursprüngliche Rassentypus der Slaven?" kann es nur eine Antwort geben: langköpfig, blauäugig, lichthaarig, hochgewachsen, wie bei allen unvermischten Ariern. So werden sie von den alten Schriftstellern, z. B. Prokop, geschildert. „Alle," schreibt er in seinem Gotenkrieg (III 14), „sind groß und stark, von Haut und Haar nicht völlig weiß und blond, aber auch nicht schwarz, sondern durchweg rötlich." Es macht dem Scharfblick dieses Augenzeugen Ehre, daß er den Unterschied von den gotischen Völkern, denen die Slaven an Weiße der Haut und Helligkeit der Haare nicht gleich kamen, richtig erkannt hat. Sie waren eben schon früher in östlichere und südlichere Länder ausgewandert und der Blutmischung ausgesetzt gewesen. Noch heute sind übrigens helle Haare unter den Slaven durchaus nichts Seltenes, nur die Südslaven sind, wie auch manche Deutsche, meist dunkel. „Das Merkmal der blonden Haare," sagt Schafarik[14]), „ist beinahe allen Slaven gemein... Sowohl diese als auch die größere Weiße der Haut erinnern an ursprüngliche oder doch langdauernde Wohnsitze im Norden." Die Frage „gibt es überhaupt einen russischen Gesichtstypus?" kann Bogdanow in seiner „Anthropologischen Physiognomik" nicht bejahen. Die Russen, wie die Slaven überhaupt, gleichen im allgemeinen den übrigen Europäern, die Nordslaven mehr den Deutschen und Skandinaviern, die Südslaven den Italienern. Wenn Schafarik behauptet, die Gesichtszüge der Slaven seien „ungleich runder, weicher und sanfter als bei den mit mehr nach außen strebender Tatkraft begabten Deutschen", so mag daran das wahr sein, daß man ausdrucksvolle Gesichter unter den Slaven seltener findet als bei Germanen. Manchmal zeigen Erstere entschieden asiatisch-mongolische Gesichtsbildung und Schädelgestalt, besonders in Rußland, dem Reiche, das Europa mit Asien verbindet. Vergleichen wir die Ergebnisse der Schädelmessung, so müssen wir sagen: es gibt ebenso wenig einen slavischen[15]) wie einen keltischen

[13]) Congrès Internat. d'Archéologie préhistorique et d'Anthropologie, Moscou 1892.

[14]) Geschichte der slavischen Sprache und Literatur, Ofen 1826; deutsche Ausgabe, Prag 1869.

[15]) Die Schädel aus norddeutschen Slavengräbern haben einen Index um 75. — C. Toldt, Die Schädelformen in den österreichischen Wohngebieten der Altslaven —

Rassenschädel. In vielen durch Schläfenringe als slavisch gekennzeichneten Gräbern haben sich von germanischen nicht zu unterscheidende Schädel gefunden. Auch in den ältesten russischen Grabhügeln (Kurganen) überwiegen die Langschädel bedeutend; je mehr man sich aber der geschichtlichen Zeit nähert, je weiter man nach Osten kommt, desto häufiger werden Mischformen und ausgesprochene Rundschädel. Genau das gleiche Verhältnis zeigt die lebende Bevölkerung: zwischen Slaven und Mongolen gibt es Übergänge, Mischvölker, die zumteil schon aus vorgeschichtlicher Zeit stammen und in jeder Beziehung eine Kreuzung der nordeuropäischen (Homo europaeus) und der asiatischen Menschenart (Homo brachycephalus) darstellen. Diese Rassenmischung, die sicherlich nicht zur Hebung der Sitten beigetragen hat, war schon Tacitus bekannt (sordes omnium ac torpor procerum connubiis mixtos nonnihil in Sarmatarum habitum foedant, Germ. 46), und von Löher hat gewiß recht, wenn er[16]) manche slavische Völker geradezu „slavisierte Turanier" nennt. In den achtziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts sind in Rußland, ähnlich wie wir es in Baden gemacht haben, an nahezu 30 000 Wehrpflichtigen anthropologische Untersuchungen vorgenommen worden, deren Ergebnisse Zograf in einem großen Werke[17]) zusammengestellt hat. Er kommt zu dem Schluß, daß die russische Bevölkerung aus der Mischung zweier Rassen entstanden ist; die hellhaarige, hochgewachsene, noch Spuren der Dolichocephalie zeigende Rasse ist die slavische, oder besser slavo-litauische, die kleine, braune, rundköpfige, breitgesichte, plattnäsige Rasse der ural-altaische Typus, derjenige der früheren Bevölkerung, die von den vordringenden Russen im Lande vorgefunden wurde. Der verdienstvolle russische Forscher irrt nur darin, daß er Völkernamen zur Bezeichnung naturwissenschaftlicher Begriffe gebraucht und den ural-altaischen Typus, der auch schon aus einer Kreuzung der zwei Rassen hervorgegangen ist, für einen „Urtypus" hält. Je weiter man nach Osten kommt, desto seltener werden die Langköpfe, die hellen Haare, die blauen Augen, die europäische Gesichtsbildung. Obgleich ursprünglich von gleichem Schlag wie die Germanen, war doch bei ihren östlichen

einst und jetzt. Mitt. d. Anthr. Ges. in Wien, N. F. XII 5/6, 1912. — Daß die Ansichten über Volkstum und Rasse der Slaven noch keineswegs geklärt, daß auf diesem Gebiet noch starke Meinungsverschiedenheiten vorhanden sind, zeigen die Verhandlungen über die Slavenfrage auf der Anthropologenversammlung in Weimar (Korresp.-Bl. Juli—Dez. 1912), an denen sich besonders Toldt, Beltz, Matiegka, Schliz, Tschepourkowsky u. A. beteiligten.

[16]) Stämmebildung im europäischen Osten. Ausland 1890, Nr. 39. Die betr. Arbeit enthält aber auch manche Irrtümer, von mir in der gleichen Zeitschrift, „Die Ostgermanen" Nr. 43, richtiggestellt.

[17]) Anthropometrische Untersuchungen der männlichen großrussischen Bevölkerung usw. (russisch) Moskau 1892. Von mir im Globus LXII 22, unter der Überschrift „Die Rassenmerkmale der Großrussen" besprochen und beurteilt.

Wohnsitzen die Gefahr der Blutmischung für die Slaven besonders groß, und bei ihrem Vordringen in die verlassenen Germanensitze haben sie sicher viel zur Verbreitung der rundköpfigen Rasse in Europa beigetragen. Ein lehrreiches Beispiel ist das Land Böhmen: bis zur Markomannenzeit fast rein langköpfig, sind seine Bewohner seit der Einwanderung der Slaven von Jahrhundert zu Jahrhundert rundköpfiger[18]) geworden und gehören jetzt zu den rundköpfigsten Völkern.

Wenn auch die Slaven manches von den Sitten ihrer östlichen Nachbarn angenommen hatten (multum ex moribus traxerunt), so glichen sie nach Tacitus doch mehr den Germanen (tamen inter Germanos potius referuntur, Germ. 46), da sie Häuser bauten, Schilde trugen und hauptsächlich zu Fuß kämpften. Trotzdem sie aber Blockhäuser zu bauen verstanden, wechselten sie doch oft und leicht die Wohnsitze und begnügten sich vorübergehend auch mit leichten Hütten aus Flechtwerk; sie bebauten fleißig den Acker und trieben Vieh- und Bienenzucht. Sie waren rührige Kaufleute und geschickt in allerlei Handwerk, doch stand beispielsweise ihre Schmiedekunst nicht auf der Höhe der germanischen. Karl der Große verbot, um die Wehrhaftigkeit seiner östlichen Nachbarn einzuschränken, die Ausfuhr von Schwertern und Brünnen nach den Slavenländern. Im übrigen war ihre Tracht und Bewaffnung der germanischen ähnlich: sie trugen Hosen, Röcke[19]), Mäntel und führten Schilde, Lanzen, Schwerter, Bogen und Schleudern. Wie bei den Germanen gab es drei Stände, Edle, Freie und Knechte. Alle Freien waren ursprünglich gleichberechtigt; Knechte konnten sich loskaufen. Öffentliche Angelegenheiten wurden in Volksversammlungen beraten und entschieden. Der Hausvater hatte unbeschränktes Recht über seine Angehörigen; die Frauen waren geehrt, doch war Vielweiberei erlaubt und entschieden viel häufiger als bei den Germanen. Die Slaven waren im allgemeinen harmlos und friedliebend — doch werden auch Züge von Treulosigkeit und Grausamkeit erwähnt —, ausdauernd, abgehärtet und gastfrei. Besonders tritt ihr fröhlicher Sinn, ihre Freude an Gesang, Tanz und Saitenspiel hervor; bei ihren Festen tranken sie Met (medu). Die Leichenfeier stimmt ganz mit der germanischen überein. Der Tote wurde mit Waffen, Rossen, Hunden, Weibern und Knechten beigesetzt oder verbrannt (beide Bestattungsarten finden sich in den Kurganen), sein Andenken durch Totenklage und Kampfspiele (trizna) gefeiert. Die Weiber folgten dem Gatten oft freiwillig in den Tod, was an die indische Witwenverbrennung erinnert.

[18]) Vgl. m. Abhdg. „Die Bevölkerung von Böhmen in vorgeschichtlicher und frühgeschichtlicher Zeit", Globus LXXII 24, 1892.

[19]) Solche Röcke aus Leinwand, faldones, agf. faldynge genannt, bildeten einen Gegenstand des Ausfuhrhandels nach dem Osten. Helmold I 1, Adam von Bremen IV 18.

Die Götter wurden ursprünglich auf Bergeshöhen, an Quellen oder in heiligen Hainen, später auch in Tempeln, zumteil sehr prächtigen[20]), verehrt. Genau wie bei unsern Vorfahren waren die Heiligtümer mit einer Einfriedigung umgeben, die einen geweihten, Schutz und Frieden gewährenden Raum (as. fridhof, frithuwih) einschloß. Priestertum, Opfer und Weissagung waren denen der Germanen durchaus ähnlich. Die Priester waren auch Hüter der alten Volksrechte, die sie nach germanischer Sitte auf Holzplättchen schrieben. Nach den erhaltenen Spuren war die älteste slavische Schrift[21]), wie auch ihr Name Bukwitza, mit den Runen nahe verwandt. Der schon öfter angeführte Schafarik sagt[22]) darüber: „Daß die alten, noch heidnischen Slaven, wie Kelten und Germanen, einer besonderen Schrift, nämlich der Runen, wenn auch nicht allgemein und im täglichen Leben, so doch bei feierlichen Gelegenheiten, im Gottesdienst und zur Gesetzgebung, seit undenklichen Zeiten sich bedienten, muß nach den bestimmten Aussagen glaubwürdiger, einheimischer und fremder Zeugen, des Chronicon paschale, des Merseburger Bischofs Thietmar[23]), des bulgarischen Mönchs Chrabr, der Araber Ibn-Foslan, Nedim u. a. als erwiesen, ja gewiß angesehen werden." Dieser Ansicht schließt sich auch[24]) Jakob Grimm an: „Diese wendischen Runen sind im

[20]) Wie z. B. die Heiligtümer in Rethra, Aldinburg und auf Rügen. Wenn auch die Slaven, beim Blockbau stehen bleibend, die künstlerische Höhe der germanischen Holzbaukunst nicht erreicht haben, so müssen doch einzelne Tempel, besonders in den westlichen Gebieten, ganz im germanischen Stil gebaut und geschmückt gewesen sein (Saxo XIV, Helmold I 83, Thietmar VI 17). Die von den Slaven gegründeten Dörfer, Rundlinge, in den Elbländern unterscheiden sich von den sächsischen weniger durch die Bauart der einzelnen Häuser als durch die ganze Anlage.

[21]) Einzelne Proben dieser von den Nordländern Vindarunir genannten Schrift sind abgebildet bei Finn Magnussen, Runamo og Runerne 1841. Vor dem Dom zu Bamberg stehen zwei steinerne Löwen, angeblich vom H. Otto, dem Bekehrer der Slaven, aufgestellt und nach der Sage böse Geister darstellend. Einer derselben trug eine Inschrift, die 1835 von dem tschechischen Dichter Kollar abgezeichnet wurde und mit Hilfe der germanischen Runen als Sarnibu, d. h. Çarnibug oder Cernebog, der schwarze oder böse Gott der Slaven, gelesen werden muß. — Auf dem Zobtenberg in Schlesien sind Felsenbilder mit Inschriften zu sehen, die bis auf wenige runenähnliche Zeichen verwischt sind (Kruses Budorgis in Büsching, Wöch. Nachr. IV 1819; Mone II 265). In der Vita S. Ottonis werden „ligneae calculationes" der Stettiner Priester erwähnt, wohl runische Festkalender. — Im 18. Jahrh. ist auf der Insel Curzola an der dalmatinischen Küste eine Felseninschrift mit unbekannten (slavischen oder illyrischen) Zeichen gefunden worden. Brief des Kanonikus Salecic vom 26./VI. 1717.

[22]) Zeitschrift des böhmischen Museums. „Slavische Runen", 1837.

[23]) Dieser Schriftsteller berichtet in seiner Merseburger Chronik (a. O.), daß die Götterbilder des prächtig geschmückten Heiligtums von Rethra an den Fußgestellen mit Namensinschriften (singulis nominibus insculptis) versehen gewesen seien.

[24]) Götting. gelehrte Anz. 1836. — Nach den Inschriften von Aboba in Bulgarien (aus dem 7. oder 8. Jahrh.) ist auch die „kyrillische" Schrift mindestens 200 Jahre älter als ihr angeblicher Erfinder.

ganzen die nordischen, weichen aber in einzelnen Buchstaben ab, und ihre entschiedenste Abweichung stimmt zur Glagolitza," woraus für ihn hervorgeht, „daß schon die heidnischen Slaven einer Schrift pflagen, von welcher uns bedeutende Überreste nirgend anders als in dem glagolitischen Alphabet vorliegen."

Im großen und ganzen verehrten die Slaven die gleichen Götter wie die Germanen. Teilweise stimmen sogar die Namen überein: so entspricht der Kriegsgott Tur dem germanischen Tyr oder Ziu, Tara dem Thor, Prove dem Fro, Pria der Freia, Ziwa, Siva der nordischen Erdgöttin Sif, Svoba der Walküre Svava. Andere wie Porenut, Swantowit, Radegast (könnte auch ein germanischer Mannsname sein), Triglaw, Lada, Lel führen bei den Slaven abweichende Namen. Letzteren eigentümlich und an den Götterglauben der nach Asien ausgewanderten Arier erinnernd ist die Zweiteilung der Gottheit in gut und böse, Bielbog, der gute, weiße, und Cernebog, der schwarze, böse Gott. Die slavische wila, Nymphe, erinnert an die nordische Wala, der Waldgeist skret ist genau das ahd. scrat, isl. skratti.

Wenn dies zur Sprache überleitet, so sind hier zunächst die Volks- und Stammesnamen zu beachten. Wie im Westen ein gemeinsamer Name, Kimbern, Cymbri, keltische und germanische Völker verbindet, so entspricht auch der älteste Name der Slaven dem des östlichsten der vier Germanenstämme. Wenden und Wandalen leiten ihren Namen beide von der Wurzel wand ab, mit der die Germanen das Meer, wendelmeri, wentilsaeo, Litauer (wandu) und Dänen (vand) noch heute das Wasser benennen. Ein zur Bezeichnung von Völkern und Gewässern gleich passender Begriff ist der des Glanzes, und in der Tat heißen die Goten auch Skiren (got. skeirs, agf. scir, klar, glänzend). Der Slavenname selbst gehört zu skr. çravas, sl. slawa, Ruhm[25]); die

[25]) Es ist mir wohl bekannt, daß weitaus die meisten Sprachforscher den Namen von slowo, Sprache, ableiten. Aber abgesehen davon, daß sich kein Volk selbst die „Redenden" nennt (es ist mir auch sehr zweifelhaft, ob slav. Njemzi, mag. Nemet, türk. Nemtsche wirklich „die Stummen" bedeutet; vgl. die germanischen Nemeter, die keltische Göttin Nemetona und das nach Bullet (Lex. celtique) mit „himmlisch" zu übersetzende Wort nemes), gibt die Erklärung auch für die gleichstammigen Eigennamen Boleslaw, Wladislaw, Pribizlaw, Stanislaw, Jaroslaw, Bugislaw u. a. keinen Sinn. Bei Meursius, Hist. Dan. III, findet sich die Stelle: filiamque Valdemaro, Russiae principi, cui Iarislavo nomen, dat uxorem; hier scheint der slavische Name die einfache Übersetzung des germanischen, „gar berühmt". In dem inhaltreichen Aufsatz von Winterstein „Die Namen der Deutschen bei fremden Völkern" (Deutsche Erde 1910, Heft 3) ist angemerkt: Allerdings leitet man dieses Wort auch ab von einer Wurzel, die im Namen der alten Nemeter, eines ostgermanischen (soll heißen westgermanischen) Volksstammes, steckt. Dem widerspricht eigentlich die hier mitgeteilte polnische Fabel von dajcie und die Ableitung des Wortes „Slawe" von slowo (Wort), im Gegensatz zu uns „Wortlosen", falls es nicht auf slawa (Ruhm) zurückzuführen ist. — Gerade die polnische Ableitung unsres Volksnamens von dajcie (gebt!) zeigt, was man von

älteſte Form Sclaveni, Sthlabenoi zeigt deutlich, daß das anlautende s die im Slaviſchen häufige Erweichung des k-Lauts iſt; in Namen wie Krawaten, Kroaten, Kriwitſchen (*Κροβυζοι*), wie im Wort Sklave hat ſich der ältere Lautſtand erhalten. Von den Namen kleinerer Völker ſind die ſlaviſchen Cariones, Caſſubi, Savari, Scudici, Warnabi zu den germaniſchen Harii, Haſſi, Sabalingi, Scudingi, Varni zu ſtellen; die Endung von Warnabi, Welatabi iſt zweifellos, wie in Friſiabones, Chamavi u. a., das got. aba, Mann. Von den ſlaviſchen Eigennamen gilt das gleiche wie von den keltiſchen, ſie ſind „aus gleichem Stoff[26]) und nach gleichen Muſtern und Grundſätzen" gebildet wie die germaniſchen, und folgende, Borwin, Godimir, Radowlad, Wladimir, Chotimir, Wſegoſt, Olomunt, gleichen den germaniſchen Burwin, Godomar, Radowald, Waldemar, Catumer, Wiſogaſt, Alamund faſt buchſtäblich. Auch die Flußnamen zeigen große Übereinſtimmung: Wiſa und Iſa ſind auch germaniſch, Wisloca, Nagla, Sabla, Newa, Dubrawa, Ingulez mit Viſura, Nagalta, Sabinicha, Nava, Dubra, Angel eines Stammes. Die ſlaviſchen Ortsbezeichnungen ſind faſt ſämtlich den einzelnen Teilen des germaniſchen Gehöftes entnommen: bor iſt Burg (Ratibor, Brennabor = Ratzeburg, Brandenburg), vic = wik, wari = ahd. war, agſ. an. ver, die ganze Hofſtätte[27]), grad, gorod, germ. gard, die Umzäunung, selo = sala, der Hauptbau, selidva, Herberge, faſt genau das gotiſche salithva. Im ſlaviſchen Wortſchatz, beſonders der alten Kirchenſprache, findet ſich ſehr viel germaniſches Sprachgut, z. B. aje, Ei, bebru, Biber, blisk, Blitz; boru = got. bari, Gerſte, buky, Buch, brada, Bart, breza, Birke, bronu, braun, byku, Bock, çalma, Hut (Helm), cetvuru = got. fidvor, vier, chlebu = got. hlaifs, Brot, chwila, Weile, creda, Herde, crevo = got. hraiv, Leichnam, delu, Teil, drevo = ahd. triu, Baum, dusti, Tochter, dviri, Tür, gasi, Gans, gladuku, glatt, gradari, Gärtner, grebu, Grab, gosti, Gaſt, jabluko, Apfel, jesika, Eſche, junu, jung, kotel, Keſſel, kupa, Haufe, lekar = got. lekeis, Arzt, listi, Liſt, ljuba, lieb, luda = iſl. lodhi, Flausrock, luna = ahd. lune, Mond, muka = ahd. mago, Mohn, mec = got. meki, Schwert, medu, Met, mizda = got. mizdo, Lohn, Miete, moli = ahd. malo, Motte, morje, Meer, mosti, Macht, muda, müde, mysi, Maus, nagu, nackt, nosu, Naſe, netij = got. nithjis, Neffe, novu, neu, obruvi, Braue, olu = agſ.

derartigen Volksdeutungen vielgebrauchter Namen zu halten hat. Nach meinen Ausführungen iſt die Erklärung des Slavennamens von slawa, Ruhm (ſkr. çravas), unbedingt ſicher. — Die von Koſſinna auf dem 1. baltiſchen Archäologiſchen Kongreß (Stockholm 1912) verſuchte Gleichſetzung der Slaven oder Wenden mit den Illyriern iſt durchaus verfehlt. — Nach der Ableitung von slawa läßt ſich die neue amtliche Schreibung des Namens mit w rechtfertigen.

[26]) Schafarik, Slaviſche Altertümer, Prag 1837, deutſch Leipzig 1843/44.

[27]) Ottilineswari, heute Ettlinsweiler, iſt ein ſchwäbiſcher Ortsname.

ealu, Bier, osilu, Esel, ovica = ahd. awi, Schaf, piklu, Pech, pluh, Pflug, prijatelis, = mhd. vriedel, Freund, repa, Rübe, rudru, rot, ruzi, Roggen, seme, Same, selk = engl. silk, Seide, sestra, Schwester, seti, Saite, skotu, Schatz, Besitz, slabu, schlaff, slama, Halm, slemu, Helm, sliva, Pflaume, Schlehe, sluka = isl. sloeki, Dienerin, smokwa = got. smakka, Feige, snegu, Schnee, soli, Salz, sridice, Herz, stopa, Stapfe, strela = ahd. stralo, Pfeil, synu, Sohn, svekru, Schwäher, svine, Schwein, telo, Diele, vera = ahd. wara, Treue, vidova, Witwe, vlina, Welle, vluna, Wolle, voda, Wasser, vozu, Wagen, volja, Wille, wek, Woche, wrtograd, Wurzgarten, Garten, zaba, Quappe, Frosch, zalga, Galgen, Stange, zlato, Gold, zruno, Korn, u. a. m. Mögen auch durch die Waräger manche nordische Lehnwörter, wie z. B. bezeichnenderweise die Knute, ins Russische gekommen sein, so zeigt doch die Trübung, Erweichung, Verwechselung und Umstellung einzelner Laute, daß wir es mit urverwandtem, aber durch lange Sonderentwicklung umgewandeltem Sprachstoff zu tun haben. Die slavischen Sprachen stehen zwar, weil früher vom Grundstamm abgezweigt, auf einer älteren Entwicklungsstufe als die germanischen, zeigen aber durch die angedeuteten Veränderungen, daß sie sich auf der andern Seite auch weiter vom ursprünglichen Lautstand entfernt haben. Aus der Sprache geht also keineswegs hervor, daß die Slaven, wie es bei östlicher Herkunft sein müßte, dem Ursitze der Indogermanen näher geblieben sind. Von all den vielen Schriftstellern, die sich mit der Urheimat der Slaven beschäftigt haben, ist keiner der Wahrheit näher gekommen als Dobrowsky[27]), einer der besten Kenner der slavischen Sprachen, wenn er schreibt: „Die baltische Küste in der Nähe der Weichselmündung ist das früheste Vaterland der Wenden oder Slaven."

Solche Völker, die man mit gleichem Recht auch Germanen nennen könnte, gibt es unter den Slaven nicht, ein Zeichen, daß sie sich viel früher vom Stammvolke getrennt haben als die letzten Wellen des keltischen Völkerstroms. Die ersten Vorläufer der Wenden müssen wir in Asien, bei den Hindu oder Bantu, von der Wurzel ind, wind, leuchten, suchen, die außer dem Anklang der Namen auch in ihren Sitten noch mancherlei Verwandtes erkennen lassen.

Durch unsre Zeit geht bekanntlich das Streben, gleichsprachige Völker auch staatlich zu einen. Die Vormacht jedes Volkes sucht daher alles, was mit gleicher oder ähnlicher Zunge spricht, sich anzugliedern oder doch durch Bündnisse zu fesseln, denn im Volksbewußtsein ist allein die Sprache ein Zeichen verwandtschaftlichen Zusammenhangs. So sehen wir auch die in verschiedene Sprachzweige gespaltenen und

---

[28]) In Monses Landesgeschichte des Markgrafentums Mähren, I 19/20.

mehreren Staaten angehörenden Slaven von dem an sich nicht unberechtigten Gedanken einer Einigung aller Volksgenossen, dem Panslavismus, erfüllt. Wenn sich aber die Russen dadurch verleiten lassen, die durch kaiserliches Wort gewährleistete Selbständigkeit, Sprach- und Gewissensfreiheit in den Ostseeprovinzen und in Finnland mit Füßen zu treten, so schneiden sie sich ins eigene Fleisch. Deutsche und Schweden, die treuesten und zuverlässigsten Untertanen des Kaisers aller Reußen, stehen durch ihre Muttersprache in innigster Verbindung mit der mitteleuropäischen Kultur und haben dadurch, wie durch ihre ererbten Fähigkeiten, dem russischen Reich unschätzbare Dienste geleistet, von jeher die besten Staatsmänner und Heerführer gestellt. Durch gewaltsame Verrussung werden diese Länder, zu den schönsten Edelsteinen in der Zarenkrone gehörend, an Wert nicht gewinnen, sondern verlieren.

Es gibt Leute, die einen Entscheidungskampf zwischen Deutschen und Slaven für unvermeidlich und den Sieg der Letzteren für wahrscheinlich halten. Da auch die Rassen und Völker der Menschen, wie alle übrigen Geschöpfe, ums Dasein kämpfen müssen, so ist allerdings der Krieg nicht aus der Welt zu schaffen und ein solcher zwischen dem Deutschen Reich und Rußland, der Vormacht der Slaven, nicht unmöglich. Nach dem Naturgesetz aber, daß die höher stehende und besser gerüstete Rasse siegen muß, wird man auf Erfolge der deutschen Waffen hoffen dürfen, denn auf unsrer Seite ist zwar nicht die Überzahl, wohl aber die höhere Gesittung und ein größerer Vorrat edlen Blutes. Nihil valet multitudo in bello!

19 13

3. Tyrsener und Rhäter.

Tuscorum ante Romanum imperium late terra marique opes patuere .... Alpinis quoque ea gentibus haud dubie origo est, maxime Raetis. Weit reichte, vor dem Erstarken des Römerreichs, zu Wasser und zu Lande die Macht der Etrusker .... Auch die Alpenvölker, insbesondere die Rhäter, sind ohne Zweifel von gleicher Abkunft. Livius.

In mancher Hinsicht stehen die litauischen Völker, zu denen auch die alten Preußen gehörten, den Germanen noch näher als die Slaven. Während diese schon weit ins Binnenland vorgedrungen waren, wohnten sie noch dicht an der Ostseeküste (dextro Suebici maris litore Aestuorum gentes alluuntur, Tac. Germ. 46), glichen nach Sitten und Lebensweise am meisten den Sueben, verehrten wie diese die Erdmutter (Seewa, slav. Siva, an. Sif) und trugen wie die Angelsachsen schutzbringende Eberbilder[1]) auf den Helmen. Ihre Sprache nennt Tacitus, der ihren Ackerbau rühmt, der britischen ähnlich, womit er wohl nur sagen will, sie sei zwar nicht germanisch, aber doch nahver-

[1]) Beovulf 1451:

Sva hine fyrndagum
vorhte vaepna smid, vundrum teode,
besette svinlicum, thaet hine syddan no
brondne beadomecas bitan ne meahton.

Wie in der Vorzeit ihn (den Helm)
Der Waffenschmied wirkte, mit Wundern zierte,
Mit Schweinbildern schirmte, damit den schönen
Blinkende Beile nicht beißen möchten.

wandt. In der Tat steht auch das Litauische dem Germanischen näher und zeigt weniger Entartung und Entstellung als das Slavische. Einige Beispiele mögen genügen: dem slav. vladari, Herr, entspricht das lit. waldnikans, König, beide von der Wurzel wald, grad ist gardas, nosti naktis, brada barzde, breza berzas, vluna wilna, slama zelmu u. s. f. Wortschatz und Namen haben viel Gemeinsames: akkis, Auge, asilus, ganz wie gotisch, Esel, ausis, Ohr, awis = ahd. awi, Schaf, baesus, böse, grausam, barzde, Bart, berzas, Birke, blizgoti, blitzen, schimmern, buttas, Bude, Haus, dalis, teil, dantis, Zahn, deewas, Gott, Ziu, drasus = got. thrasabalthei, kühn, dristi, sich erdreisten, dukte, Tochter, durris, Tür, errelis, Aar, girnos = got. quairnus, Mühle, grabas, Grab, gwolta, Gewalt, gywas = got. quius, slav. zivu, lebendig, kalke, Kalk, kammare, Kammer, kardus = isl. dän. kard, Schwert, kaupas, Haufe, kiemus, Heim, Dorf, kragi, Krug, kunigeiksstis, König, lampa, Lampe, lapas, Laub, laupse, Lob, liekorus = got. lekeis, Arzt, lopas, Lappen, lupa, Lippe, mace, Macht, macnus, mächtig, malti, mahlen, marrios, Meer, middus, Met, Honig, muras, Mauer, naggus, Nagel, naktis, Nacht, naujis, neu, nosis, Nase, nugas, nackt, palwas, fahl, platus, platt, poras, ein Paar, prietelis = mhd. vriedel, Freund, protas = ahd. fruot, Verstand, pudas, Pott, Topf, pulkas, Volk, Schar, pusti, pusten, blasen, raitelis, Reiter, sakkas, Sack, sunus, Sohn, webbolas = ahd. wibel, Käfer, wakta, Wacht, wale, Wille, wasskos, Wachs, wertas, wert, wiera = ahd. wara, Glaube, wietra, Unwetter, wilnis, Welle, wyras = got. vair, Mann, zelmu, Helm u. a. m.

Die altlitauischen Eigennamen, wie Algimunt, Germunt, Narimunt, Skirmunt, Nawalde, Olgird, Ziwibund, Biruta, Danuta u. ä. zeigen ebenfalls große Übereinstimmung mit den germanischen; die in Ortsnamen so häufigen Endungen kehmen, kallen, pillen sind nichts anderes als die germanischen Wörter haim, halla, palas.

Die Geschichtschreiber der Preußen, Peter von Dusburg, Simon Grunau u. A., nennen das Volk — ebenfalls ein wichtiger Anklang an die Ostgermanen — auch Goti, Gudai, Gethi, Getae und schildern seinen Götterglauben, seine Sitten und Gebräuche als denen unsrer Vorfahren auffallend ähnlich. Wie die germanischen Helden nach Allvaters Himmelsburg Walhalla, so zogen auch die gefallenen Krieger der Preußen nach ihrem Glauben hoch zu Roß, in glänzendem Waffenschmuck, den Falken auf der Faust, in den Himmel ein. „Daher kam es auch," lesen wir in Peters Chronik[2]), „daß sie mit dem gestorbenen Edlen dessen Waffen, Pferde, Knechte, Mägde, Kleider, Jagdhunde, Falken und alles, was zum Kriegsdienst gehört, verbrannten." Die Götter, von denen sie glaubten, daß sie in Eichen wohnen, ver-

[2]) Cronica terrae Prussiae, 1326.

ehrten sie in heiligen Hainen. Simon Grunau und Lucas David berichten, daß den ältesten Einwohnern Preußens, die noch keine Götter gekannt und nur die Sonne angebetet hätten, nordische Einwanderer, Kimbrer, Goten oder Skandier genannt, ihre heimischen Götter mitgebracht hätten, die von den Urbewohnern angenommen und unter den Namen Potrimpos, Perkunas, Pakollos (ganz wie die nordische Götterdreiheit Odhin, Thor, Freyr oder statt dessen der Sonnengott Baldr) verehrt worden seien. Die litauischen Götternamen sind wohl in folgender Weise zu deuten: Potrimpos, „Herr und Vater", *πατηρ ἀνδρων τε θεων τε*, got. fadar und faths, lit. patis; Perkunas, der auf „Bergeshöhen" (got. fairguni, Berg, an. Fiörgyn, Thors Mutter) wohnende Donnergott, ind. Parjanya; Pakollos, der „Herrliche, Strahlende", agf. faeger, an. fagr, mag. (Lehnwort) fejer, gr. *ποικιλος*.

Helmold und Adam von Bremen (ang. Orts) loben die guten Sitten und die Menschenfreundlichkeit der Preußen (Prutheni) und schildern ihr Äußeres folgendermaßen: blaue Augen, rötliches Gesicht, langes (helles) Haar (homines caerulei, facie rubei, criniti). Auch sie hatten nach den alten Chronisten eine eigene, den Runen ähnliche Volksschrift; besonders wird eine in das Kriegsbanner der Preußen eingewirkte, von den Göttern Sieg erflehende Inschrift[3]) erwähnt, die Bayer[4]) zu deuten versucht hat und die nach W. Grimm die für die germanischen Runen so bezeichnenden Buchstaben u, o, th (ur, othil, thorn) enthielt.

Auch die fast ganz in anderen Völkern aufgegangenen Litauer bestätigen das Naturgesetz vom Aussterben der Bindeglieder. Trotzdem können wir sie nicht als jüngste Welle der Slaven betrachten, denn obwohl mit den Germanen zweifellos nahverwandt, stehen sie auf der andern Seite, wie schon der gemeinsame Name Getae zeigt, mit den Thrakern[5]) in engster Verbindung. Mit Recht hat schon Grimm auf die Übereinstimmung der thrakischen Wörter kroustane, Schwalbenkraut, und priadela, Liebesranke, mit lit. kregzde und prietelis, Schwalbe und Geliebter, aufmerksam gemacht und daraus auf eine besonders nahe Verwandtschaft[6]) der thrakischen mit der litauischen Sprache geschlossen. Der Volksname der Thraker selbst ist nur aus den nordischen Sprachen zu erklären, agf. thraca, thraec = fortis, audax, agf. an. threc = robur, ebenso die wenigen von ihrer Sprache bekannten

[3]) Preußische Chronik von M. Lucas David, herausgegeben von Hennig, Königsberg 1812.

[4]) Vetus inscriptio Prussica, Halae 1770. — Deutsche Runen, Göttingen 1821.

[5]) Plinius N. H. IV 21, nennt unter den thrakischen Völkern auch Gaudae, den litauischen Gudai entsprechend.

[6]) Geschichte der deutschen Sprache I 9. Wenn er aber weiter folgert, „Teile ihres Volkes sind unmittelbar in Litauer oder Deutsche eingegangen", so stellt er die Verhältnisse auf den Kopf.

Wörter *βεδυ*, Waſſer, aſ. watar, *σκαλμη*, Schwert, und *τραλλεις*, Knechte, an. skalma (scalmus bei Cicero und Vellejus Ruder) und thraell, *βρυτος*, Bier, und *βεκος*, Brot, von den Stammwörtern brauen und backen; andere zeigen griechiſchen Anklang, wie *ζετραια* = *χυτρα*, *ζελαι* = *χαλις*. Manche thrakiſche Eigennamen, wie Ardila, Sadales, Sintala, Samon, Samichos, Semnon, Sigelos, Sillos, Tellos, und der Flußname Sigas könnten, von den teilweiſe griechiſchen Endungen abgeſehen, ebenſo gut germaniſch ſein. Die Thraker, ein großes, ausgedehntes Volk (*ἔθνος μεγιστον*, Herodot V 3) wurden von den alten Schriftſtellern und Augenzeugen als hochgewachſen, ſtark, blauäugig und lichthaarig geſchildert: Horaz (III 9) beſingt eine blonde Thrakerin (si flava excutitur Chloë).

So weit verbreitet die einzelnen Zweige des großen thrakiſchen Volksſtammes auch waren, ſo viele Sondernamen ſie führten, wie Rhäter, Noriker, Triballer, Geten, Daken, Dardaner, Agathyrſen, und auf aſiatiſchem Boden Phryger, Bithyner, Myſer, Lyder, Bebryker, Troer[7]) u. a., die nach Herodot (VII 73 u. 75), Thukydides (IV 75), Strabo (VII 3) und Plinius (V 41) von den europäiſchen Thrakern ſtammten und früher Briger, Thyner, Möſer hießen, ſie alle hatten doch eine gemeinſame Kultur, die der Altertumsforſcher nach den reichen und ſchönen Funden von Hallſtatt im alten Norikerlande Hallſtatt-Kultur zu nennen pflegt und die ſich weſentlich von der keltiſchen (La-Tène) Kultur unterſcheidet. In verſchiedenen Ländern finden ſich beide vermiſcht oder über einander gelagert, ganz wie es den geſchichtlichen Vorgängen entſpricht, denn nach der großen keltiſchen Völkerwanderung waren die thrakiſchen Völker durchſetzt mit galliſchen Helvetern, Vindelikern, Boiern, Tauriskern, Skordiskern, Baſtarnern u. a. Daher werden die urſprünglich zum thrakiſchen Stamm gehörenden Bergvölker der Rhäter und Noriker von alten und neuen Schriftſtellern häufig mit den Kelten verwechſelt. Aber ſchon Tacitus beginnt ſeine Germania mit den Worten Germania omnis a Gallis Raetisque[8]) . . . . separatur" und nennt die Hochalpen „rhätiſch" (Rhenus, Raeticarum Alpium inaccesso ac praecipiti vertice ortus); auch Strabo (VII 1) macht einen ſcharfen Unterſchied mit den Worten: „den Bodenſee berühren auf eine kleine Strecke die Rhäter, auf eine

[7]) Der Name Bebryker ſcheint gerade ſo wie Bithyner durch eine Vorſilbe vom Stammwort abgeleitet zu ſein. Thyner bedeutet nach der Übereinſtimmung mit dem Keltiſchen (kymr. dyn, ir. duine, Mann) wohl nichts anderes als „Mannen" (wie germ. *Δουνοι*), Noriker, nach gr. *νωροφ*, gleichbedeutend mit *ἀνθοψ*, die „Glänzenden". Der thrakiſche Cherſones und die Inſel Samothrake bezeichnen den Weg der Thraker nach Aſien. — In der Jubiläumsſitzung der Münchener Anthr. Geſ. vom 16./III. 05 (Beil. z. Allg. Ztg. 67) ſagte Furtwängler in einem Vortrag: „Troja ſtellt nur einen Ausläufer mitteleuropäiſcher Kultur dar, und ſeine Bewohner waren aller Wahrſcheinlichkeit nach europäiſcher Herkunft".

[8]) Die Schreibung Rhenus und Raeti iſt nicht folgerichtig; entweder muß das vom gehauchten griechiſchen *ρ* ſtammende h beide Male beibehalten werden oder ganz wegfallen.

größere aber die Helveter und Vindeliker", ebenso Dion (LIV 22): „Die Rhäter, an den Alpen, zwischen Noricum und Gallien wohnend". In einem Aufsatz über „Das Patois der Westschweiz als Zeuge völkergeschichtlicher Vorgänge" (Pol.-anthr. Revue IX 9/10) schreibt v. d. Velden: „Was im Patois der Westschweiz weder romanisch noch germanisch ist, das ist, wie oben gezeigt, zum größten Teil baltoslavischen Ursprungs". Auch wenn man nicht alle Gleichungen des Verfassers gelten läßt, wird man doch diese merkwürdige Erscheinung nur auf die mit den Litauern näher als mit den Kelten verwandten Rhäter zurückführen können. Erstere waren eben die früheren Einwohner, die von den erobernd vordringenden keltischen Völkerschaften allmälig immer mehr gegen das Hochgebirge zurückgedrängt wurden. Trotzdem haben sie, als Glieder des thrakischen Stammes mit den Griechen näher verwandt, in verschiedenen Namen von Gebirgen und Gewässern bis auf den heutigen Tag Spuren ihres Daseins hinterlassen. So bedeutet z. B. „Jura" (*Ἴορας, Ἰουρασιος* bei Strabo, Iura bei Cäsar) nichts anderes als „Gebirge" (gr. *ὄρος*, sl. gora), der alte Name des Genfersees (*λιμνη Λημεννη* bei Strabo, *Λιμενη* oder *Λημενη* bei Ptolemäos, lacus Lemannus oder Lemanus bei Cäsar, Mela, Lucan, Plinius, *Λεμανος* bei Dion, Limannus bei Ammian) nichts weiter als „Sumpf, See" (gr. *λιμνη*), der vielumstrittene des Bodensees[9]) dagegen (mare Podamus, lacus Potamicus, Podamicus bei den alemannischen Chronisten Ermenrich, Ratpert und Ekkehard) „See des Flusses", d. h. des Rheins (gr. *ποταμος*[10]). Dieser selbst trug nicht, wie so oft behauptet wird, einen keltischen[11]), sondern einen rhätischen Namen

[9]) Bodungo beim Geographen von Ravenna (IV 26), wo immer von Ortsnamen die Rede, ist wohl die nach dem See benannte Pfalz Bodoma, Bodman. Wollte man aber diesen Namen auf den See beziehen und mit Bodenkos, dem alten Namen des Po, in Verbindung bringen, so käme man wieder auf eine griechische Wurzel, *βαθυς*. — Nachträglich fand ich, daß schon Becker (Celtenfrage, Karlsruhe 1883, von mir im Korr.-Bl. d. D. Anthr. Ges. gleichen Jahrgangs besprochen) Lemanus aus *λιμνη* erklärt hat; verwandt ist *λιμην*, altsl. limin, Hafen; Limane werden Buchten an der Ostsee und am Schwarzen Meer genannt.

[10]) Andere, bei Pomponius Mela und späteren Schriftstellern vorkommende Namen des Bodensees sind Acronius (von gr. *ἀκρος*?) oder Venetus lacus (mit dänisch vand verwandt.) Vielleicht darf hier auch der uralte Stadtname Basilea (von *βασιλευς*?) angeführt werden, für den jede Erklärung aus dem Keltischen oder Lateinischen (in dieser Sprache Robur) fehlt. Neuerdings hat Stutsch (Basl. Ztschr. f. Gesch. u. Altert. 1910) eine, m. E. verunglückte Erklärung aus dem Germanischen (Basel = wasal = Wasser, Rhein) versucht. Abgesehen davon, daß der zuerst von Ammian (XXX 3) genannte Name höchst wahrscheinlich vorgermanisch ist, steht auch die Bedeutung des nur im Muspilli vorkommenden Wortes wasal nicht fest, kann aber nach dem Zusammenhang sicher nicht „Wasser" sein.

[11]) Es gibt auch einen keltisch-germanischen Flußnamen Rin, der wohl mit Ran, dem Namen der nordischen Meeresgöttin, im Zusammenhang steht. Die Ableitung von got. hrains, ahd. hreini (rein), ist wegen des anlautenden h nicht statthaft. Auch die Donau hatte ursprünglich nur einen zum thrakischen Sprach-

(gr. ῥῆν, ῥῆνιξ, Lamm, Schafpelz[12]), Ῥηνεια, Insel bei Delos) mit der Bedeutung „weiß" oder „glänzend". Auch in Etrurien gab es einen Rhenus, gleichbedeutend mit Lambrus (λαμπρος). Noch deutlicher aber ist die Herkunft bei dem Rotten, wie noch heute die deutschen Anwohner den Rhodanus nennen, denn ῥοδανος bedeutet „wallend, wogend" (περι ῥοδανον δοναχηα, „im wogenden Rohr", heißt es in der Ilias). Das gleiche Wort aber, mit dem im Griechischen häufigen Vorschlag, ist Eridanos, wie auch ein Bach im Stadtgebiet von Athen hieß. Daß die Griechen ebenso den Padus[13]), den „Tiefen" (fundo carentem, βαθυς) nannten, gab Anlaß zu allerlei Verwechselungen. Die griechischen Dichter verlegten teils, wie Aeschylos, den Eridanus nach Iberien, indem sie den Rhodanus meinten, teils ließen sie, wie Euripides, diesen ins Adriatische Meer münden, entschuldigt, wie Plinius (N. H. XXXVII 11) sagt, „durch ihre große Unwissenheit in der Erdkunde" (in tanta orbis ignorantia). Da nun eine uralte Sage den Eridanus mit dem Bernstein, den erstarrten Tränen der in Pappeln verwandelten Heliaden, der Schwestern des Phaethon, in Verbindung brachte, suchte man die Bernsteininseln (Electrides) mit den auf ihnen lebenden „Perlhühnern" ebenfalls an der Pomündung, fälschlich nach Strabo (V 1), denn einmal ist der sagenhafte Eridanus „nirgends auf der Welt zu finden", zweitens gab es in der Nähe des Padus keine „Bernsteininseln", denn „auch von diesen Dingen ist in jenen Gegenden nichts zu finden", was Plinius bestätigt (Qua appellatione nullas unquam ibi fuisse certum est). Ein Blick auf die Karte zeigt, daß in der Tat vor den Pomündungen keine Inseln liegen, auf denen man hätte Bernstein finden können. Dennoch genügte die unbestimmte Sage der „Eitelkeit der Griechen" (vanitatis Graecae certissimum documentum, N. H. III 30), den Po für den „durch Phaethons Tod berühmten Fluß" (Eridanus ex poena Phaëthontis illustratus) zu halten. In Wahrheit aber muß die Sage von den Tränen der Heliaden aus dem Lande stammen, wo der meiste und beste Bernstein herkam, d. h. von der preußischen Küste, wo nach Ptolemäos der Rhudon (noch heute heißt der rechte Mündungsarm der Memel Ruß, ein Flüßchen bei Danzig Radaune) in die Ostsee sich ergoß. Rhudon, Rhodanos, Eridanos sind nur verschiedene Formen des gleichen Namens, und nach Ovid (Metam. II 323) stürzte der brennende Phaethon „fern von seinem Vaterland", am „andern Ende des Erdkreises" in die Fluten des sagenhaften Stromes:

stamm gehörenden Namen, Istros, „der Glänzende" (ἀστηρ); erst nach dem Vordringen der Gallier kam die keltische Bezeichnung Danubius, „mächtiger Strom", auf, die den früheren Namen verdrängte.

[12]) Damit vielleicht verwandt renones, Pelzröcke, bei Cäsar.

[13]) Bodincus, Βοδεγκος (Polybius II 16), Bodincomagus sind keltische Umgestaltungen und Ableitungen, Padus dagegen ist der tyrsenische Name.

Quem procul a patria diverso maximus orbe
Excipit Eridanus fumantiaque abluit ora.[14])

Aus dem fruchtbaren und unerschöpflichen Schoße des thrakischen Stamm- und Muttervolkes sind unter den verschiedensten Namen zahllose Wanderscharen hervorgegangen, die Vorderasien, die Inseln des östlichen Mittelmeers, die Balkanhalbinsel, die Alpenländer und einen Teil von Italien überflutet und besiedelt haben. Über das spätere Griechenland haben sich in verschiedenen Wellen Pelasger, Achäer, Danaer, Jonier, Hellenen, Dorier, Thessaler, Makedonier ergossen; die Namen der nach Asien ausgewanderten und im Donautal aufwärts vorgedrungenen Völkerschaften sind größtenteils schon genannt worden. Einer aber verdient wegen seiner weiten Verbreitung und späteren geschichtlichen Bedeutung ganz besonders hervorgehoben zu werden, ich meine den der Tyrsener, die in ägyptischen Inschriften Turscha genannt und zu den „Nordländern", den „Völkern des Meeres und der Inseln" gerechnet, sogar in der Genesis (X 2) durch Turs[15]) einen Sohn Japhets, bestätigt werden. Das griechische *Τυῤῥηνοι*, das umbrische Tursce, das lateinische Tusci, Etrusci, all diese Namensformen sind nur verschiedenartige Entstellungen des gleichen Grundworts, das auch im nordischen thurs, ahd. thuris, Riese, und in den thrakischen Volksnamen Agathyrsi und Thyssagetae, enthalten ist. Mit den thrakischen Völkerwanderungen hat sich auch dieser Name verbreitet, und schon dadurch werden wir der Lösung einer der berühmtesten, in diesem Falle darf man ruhig sagen „berüchtigtsten", Streitfragen der alten Völkerkunde näher geführt[16]).

Schon im Altertum war die Herkunft der mit den übrigen Bewohnern Italiens wenig Verwandtschaft zeigenden Etrusker[17]) in rätsel-

[14]) Auch Herodot (III 115) hat von einem Eridanos gehört, der ins Nordmeer, wo der Bernstein herkommt, sich ergießen soll. — Schon Cuno (Vorgeschichte Roms, I. Die Kelten, Leipzig 1878) hat das Richtige getroffen; „entstanden kann die Bernsteinsage nur sein in der Heimat des Bernsteins, bei den Litauern an der baltischen Küste". — Ebenso läßt Apollonios von Rhodos (Argon. IV) den Eridanos am äußersten Winkel der Erde, wo die Tore der Nacht sind, entspringen und sich ins Weltmeer ergießen, ähnlich Dio Chrysostomus, Pausanias, Phanokles und Diodor. Bei Servius (ad. Virg. G. I 482) lesen wir: Ctesias hunc (Eridanum) in Media esse, Choerilus in Germania, in quo flumine Edion (Phaëthon) extinctus est.

[15]) Turesis ist ein thrakischer Mannsname, Tursa eine umbrische Göttin.

[16]) Neuerdings noch schreibt Neumann („Die Völker und Stämme Italiens und die Entstehung der lateinisch-römischen Nation", Weltgeschichte I, Ullstein 1910): „Woher stammen die Etrusker? Die Sprache gibt darüber keine Auskunft", denn diese ist angeblich weder italisch noch semitisch, überhaupt nicht „aus irgend einer der bekannten Sprachen bisher zu deuten".

[17]) Vgl. meine Vorträge über „die Etrusker" im Karlsruher Altertumsverein 1895 (Veröffentlichungen usw. II), auf der Naturforscherversammlung in München 1899 (Verhandlungen usw.) und im Württemberg. Anthropol. Verein zu Stuttgart

haftes Dunkel gehüllt: „keinem andern Volke an Sprache und Sitte gleich", nennt sie Dionys von Halikarnaß, und auch unsre auf ihr Wissen so stolze Neuzeit war nicht klüger geworden, denn „weiter haben auch wir nichts zu sagen", bemerkt hierzu Mommsen[18]) in seiner Römischen Geschichte und hat auch, wie aus Zeitungsberichten hervorgeht, bei seinem letzten Aufenthalt in Mailand, 1899, italienischen Gelehrten gegenüber diesen Ausspruch aufrecht erhalten. Auch ich halte es mit dem verstorbenen Forscher für einen verkehrten „Grundsatz der Archäologen, vorzugsweise nach dem zu forschen, was weder wißbar noch wissenswert ist, nach der Mutter der Hekuba, wie Kaiser Tiberius meinte", die Etruskerfrage jedoch rechne ich durchaus nicht zum „Unwißbaren", die Herkunft eines der wichtigsten Kulturvölker ist unbedingt „wissenswert". Kann vielleicht die naturwissenschaftliche Rassenforschung, die sich schon manchmal als zuverlässige Führerin auf den dunklen Pfaden vorgeschichtlicher Völkerkunde erwiesen hat, auch diese beschämende Lücke unseres Wissens ausfüllen? Sie lehrt, nach den Untersuchungen von His, Quatrefages, Nicolucci, Zannetti, Maggiorani, Calori, Frasetto, Tappeiner u. A., daß das Volk zu einer langköpfigen Rasse (durchschnittlicher Schädelindex 76) mit nur geringer (kaum ein Drittel betragender) Beimengung von Rundköpfen[19]) gehört hat, und die bemalten Bildnisse Verstorbener auf zahlreichen Aschenkisten, die oft deutlich helles Haar, blaue Augen und rosige Hautfarbe erkennen lassen, zeigen, daß diese Menschenart[20]) die nordeuropäische (Homo europaeus) war. Dadurch sind wir auf den richtigen Weg gewiesen, denn ihr gehörten nicht nur unsre Vorfahren, sondern ursprünglich alle Völker des indogermanischen Sprachstammes an und die Etrusker würden, wenn sie keine „Arier" wären, die einzige Ausnahme bilden. Da auch Tracht, Bewaffnung,

1903, Beil. zum Staatsanzeiger für Württemberg Nr. 82, 1903, ferner „Sprache und Volkstum der Etrusker", „Zur Etruskerfrage" und „Tyrsener und Etrusker" in d. Pol.-anthr. Revue (IV 12, VI 4 und VII 6.), „Neues zur Etruskerfrage", Zeitfragen 42, 1911, „Volkstum und Sprache der Etrusker", Heidelb. Tageblatt 6. III, 1912.

[18]) Römische Geschichte, 5. Aufl., Berlin 1868, I 9, S. 123.

[19]) Dies wird auch durch die neueste Untersuchung auf diesem Gebiet bestätigt: Prinz Catacuzène, Contribution à la craniologie des Etrusques, L'Anthropologie XX 3/4, von mir im Zentralblatt für Anthropologie XV 1 besprochen.

[20]) „Schon der Körperbau unterschied die beiden Nationen; statt des schlanken Ebenmaßes der Griechen und Italiker zeigen die Bildwerke der Etrusker nur kurze, stämmige Figuren mit großem Kopf und dicken Armen". Wie oft werden diese Worte Mommsens in urteilsloser Weise nachgesprochen! Auch die ältesten griechischen Bildwerke lassen sehr oft das „schlanke Ebenmaß" vermissen. Die entwickelte etruskische Kunst — es sei nur an den Mars von Todi, die herrlichen Standbilder eines Kriegers und eines Redners, den Knaben mit der Gans u. ä. erinnert — hält in jeder Hinsicht, auch was die Leibesgestalt betrifft, den Vergleich mit der griechischen aus.

Schrift, Kunst, Sitte und Göttersage des Volkes durchaus denen der übrigen arischen Völker, und zwar zumeist der Hellenen gleicht, so wäre es eines der größten Wunder der Weltgeschichte, wenn einzig und allein die Sprache der Etrusker einen andern Ursprung hätte.

Freilich erscheint gerade sie nach den erhaltenen Proben auf den ersten Blick recht fremdartig, und auch der überraschende Fund der bekannten Agramer Mumienbinden, aus denen der glückliche Entdecker, Krall in Wien, einen lesbaren Text[21]) von ungefähr 1200 Wörtern hergestellt hat, brachte zunächst nur Enttäuschung, ja der Engländer Sayce meinte geradezu, er habe der Ansicht vom Ariertum der Etrusker den „Todesstoß" versetzt. So blieben die Meinungen geteilt, und die meisten Forscher sind, um des Rätsels Lösung[22]) zu finden, in ein — oft geradezu wildes — Raten verfallen und haben das Volk mit den Litauern, Slaven, Goten, Nordgermanen, Italern, Kelten, Iren, Armeniern, Indern, Tscherkessen, Basken, Libyern, Semiten, Phönikern, Finnen, Turaniern, Tataren, Chinesen in Verbindung gebracht! Die Reihenfolge dieser Völkernamen entspricht ungefähr dem Maße der Entfernung von der Wahrheit, denn merkwürdiger Weise ist gerade das, was die Etrusker in Wirklichkeit waren, nicht getroffen worden. Der Wahrheit nahgekommen war schon J. Grimm[23]) mit den Worten: „eher trugen wohl Rhätier oder Rasener ihren Stamm von den Alpen in die Halbinsel; einzelnes in etruskischer Sage und Sprache klingt an Germanisches". Da er aber, wie alle seine Zeitgenossen, noch an die Herkunft der europäischen Völker und Sprachen aus Asien glaubte, konnte er auch den Etruskern nicht den richtigen Platz im arischen Stammbaum anweisen, der mit allen seinen Zweigen und Verästelungen erst nach der Entdeckung der Wurzel verständlich wurde. Otfried Müller[24]) findet, „daß die Etrusker mit den

[21]) Denkschriften der k. k. Akademie der Wissenschaften, Wien 1892. — Herbig hat nach genauer Untersuchung dies umfangreichste etruskische Sprachdenkmal neu bearbeitet. Seine Abhandlung kommt in den Denkschriften der K. Bayr. Akad. d. Wissenschaften zum Abdruck.

[22]) Die neueste „endgültige Lösung" ist die des „Sprachgenies" Trombetti, Sulla parentela della lingua etrusca, Bologna 1909, der eine Verwandtschaft mit Basken und Tscherkessen, aber auch mit Völkern am Hindukusch und sogar am Jenissei behauptet! Auf eine Anzeige von Wirth habe ich mich veranlaßt gesehen, auch in den Zeitfragen (1909 Nr. 44) „Das etruskische Rätsel" zu behandeln. Ebenso habe ich in dem Aufsatz „Ein alter Zankapfel" (Pol.-anthr. Revue X 3, 1911) mich gegen van den Veldens Versuch, eine „etruskisch-kaukasische Sprachverwandtschaft" nachzuweisen, gewendet. Hempl, „Early etruscan inscriptions", Standford university press 1911, tritt zwar entschieden für das Ariertum der Etrusker ein, hält aber irrtümlicher Weise Lateinisch für näher mit ihrer Sprache verwandt als Griechisch. In der Pol.-anthr. Revue (X 9) und dem erwähnten Zeitfragenaufsatz besprochen.

[23]) Geschichte der deutschen Sprache I S. 164.

[24]) Die Etrusker. Neu bearbeitet von Deecke, Stuttgart 1877.

Hellenen zu einem Völkergeschlecht gehören und von ähnlichen Anfängen der Bildung ausgehen," widerspricht aber seinen eigenen Worten, indem er (S. 93) sagt: „das tuskische Volk bleibt uns ein eigentümliches, ein Urvolk Italiens; seine Sprache steht der griechischen fern . . ." Im übrigen sucht er die augenfällige Griechenähnlichkeit, ähnlich wie Niebuhr in seiner „Römischen Geschichte", dadurch zu erklären, daß es „den ersten Anstoß zu größerer Regsamkeit von einem griechischen oder halbgriechischen Volksstamm erhalten" zu haben scheine. In neuerer Zeit hat Lefèvre[25]) dem Volke, dessen Namen er mit Recht für gleichen Stammes mit „Tyrsener" hält, teilweise pelasgischen Ursprung zugeschrieben. Der französische Forscher irrt aber darin, daß er die Durchsetzung mit fremdrassigen Bestandteilen in eine unbestimmte Urheimat verlegt und auch die Sprache für eine, auf unbekannter Grundlage, gemischte erklärt.

Die Namen „Pelasger" und „Tyrsener" sind für die alten Geschichtschreiber und Völkerkundigen gleichbedeutend und weisen uns, wenn wir dem Ursprung des Volkes nachgehen, in die Länder zwischen Donau und Balkan, die Stammsitze der Thraker. Von hier aus war der Weg nach Italien nicht weiter als nach Kleinasien, und tatsächlich haben thrakische Pelasger nicht nur nach Osten und Süden sich ausgebreitet, sondern sind auch über die Alpen in die apenninische Halbinsel herabgestiegen. Daher der verwandtschaftliche Zusammenhang, daher die für die meisten Forscher so befremdliche Tatsache, daß auf Lemnos eine etruskische Inschrift gefunden worden ist. Um die Lesung und Deutung dieser Inschrift haben sich zahlreiche Gelehrte des In- und Auslandes mit Zuhilfenahme der verschiedensten Sprachen bemüht, Pauli[26]) hat aber entschieden recht, wenn er diese Versuche sämtlich für „gleichartig, d. h. völlig wertlos" erklärt. Da aber auch seine eigene Übertragung lückenhaft und nur teilweise befriedigend ist, habe ich selbst die Sache noch einmal in Angriff genommen und gebe nun auf Grund des griechischen und etruskischen Wortschatzes — denn „auch dem blindesten Auge" muß nach Pauli die nahe Verwandtschaft mit dem Etruskischen auffallen — folgende Erklärung, die jedenfalls bei annehmbarem Sinn kein einziges Wort unübersetzt läßt: Holaiez naphoth evistho zeronaith zivai sialchveiz aviz marazm aviz aizaker tavarzio vanalasial zeronai morinail, d. h. des „Holaios (Kolaios hieß der samische Schiffer, der nach der Sage Tarteſſos entdeckte) Grabmal (etr. naper, napti, gr. *ναπος* mit Sinnverschiebung), des besten (gr. *εὖ*, gut) Bürgers (etr. zeri mahrscheinlich Stadt, zeri cepen Stadtoberhaupt, daher vielleicht auch „quirites", nach Plutarch, Numa 3, von der

[25]) Les Etrusques. Paris 1896.

[26]) Pauli, Eine vorgriechische Inschrift auf Lemnos, Leipzig 1886 und 1894. — A. Torp, Die vorgriechische Inschrift von Lemnos, 1903.

Stadt Cures), im Lebensalter (etr. zivas, sl. zivu, got. quius, lebendig) von einundsechzig (etr. sa = 6, sealch = 60, mach = 1, angehängtes m = und) Jahren (etr. avil, Jahr); Aisaker (etr. Name Thuker, wohl = Tivaker, gr. *Τευκρος*) begrub (etr. thaura, gr. *ταφος*, Grab) ihn, der Sohn des Danalas (angehängtes l bezeichnet im Etruskischen den Genitiv), Bürger von Myrina." Nach Thukydides (IV 109) war die Insel Lemnos vor der atheniſchen Eroberung im Jahre 510 von Tyrſenern oder Pelasgern bewohnt, und nur von dieſer vorgriechiſchen Bevölkerung kann der fragliche Grabſtein herrühren. In Griechenland waren die Pelasger, deren Name wohl nichts anderes[27]) als „die Alten" bedeutet, die ſtammverwandten Vorläufer der ſpäter eingewanderten Hellenen und die Träger[28]) der mykeniſchen Kultur. Hellanikos (bei Dionys von Halikarnaß I 28), Juſtin (XXI) und Strabo (VI) laſſen übereinſtimmend die italiſchen Tyrſener von den Theſſalern abſtammen, und Plinius (N. H. III 20) wie Livius (V 33) ſehen in ihnen die nächſten Verwandten der ebenfalls zum thrakiſchen Stamme gehörenden Rhäter (*Ῥασεναι*, Rasna nannte ſich ja das Volk ſelbſt), die noch die gleiche

[27]) Nach Strabo (VII 2) hießen bei den Moloſſern, Theſprotern und Makedoniern die alten Männer und Weiber *πελιοι*, *πελιαι*, die Altermänner (Geronten) *πελιγονες* (nahverwandt mit *παλαιος*). Vgl. m. Aufſatz „Zur Pelasgerfrage", Beil. z. Allgem. Ztg. 108, eine Erwiderung auf Pauli's Arbeit „Die Pelasgerfrage", Nr. 94, 1901.

[28]) Immer noch hört und lieſt man die Anſicht, die mykeniſche Kultur ſei von Süden oder Oſten nach Griechenland gekommen, der Richtung der Völkerbewegung widerſprechend. Die älteſten Götterſagen der Kreter ſtimmen mit den griechiſchen, dieſe mit denen der andern europäiſchen Völker überein. Vor einigen Jahren ſah ich in der Illustrazione Italiana eine Abbildung des im Dreieinigkeitshügel, Hagia Triada, gefundenen Speckſteinkruges. Die lebensvollen Geſtalten (es iſt ein gottesdienſtlicher, nicht kriegeriſcher Aufzug dargeſtellt, die Jünglinge tragen nicht gabelförmige Spieße, ſondern Palmwedel) zeigen durchaus europäiſchen Typus, längliche Köpfe und gerade Naſen. Daß auf einigen Wandbildern von Knoſos dunkle Haare zu erkennen ſind, erklärt ſich durch Blutmiſchung, denn vor der Einwanderung der Pelasger hatte Kreta eine Bevölkerung von mittelländiſcher Raſſe. Jetzt iſt, gerade bei den höheren Ständen, auch die lichthaarige Raſſe nachgewieſen. Die Abbildung eines Sarkophags (Monum. ant., Milano, U. Hoepli, 1908) zeigt neben dunkelfarbigen Dienern und Dienerinnen der eingeborenen Mittelmeerraſſe zwei reichgekleidete Frauen mit weißer Haut, die eine mit lichtbraunem Haar. — Vgl. meine Abhandlung „Altkretiſche Kultur" (Pol.-anthr. Revue VII 5, 1908) u. den Aufſatz „Kreta und ſein Anteil an der Kulturentwicklung", Hammer Nr. 254. „Die ägäiſche Kultur" von Frh. v. Lichtenberg, Leipzig, Quelle & Meyer, 1911, von mir in der Pol.-anthr. Revue (XI 11) beſprochen, kommt mir ziemlich nahe. Die Namen Kefti, Kefto, Kaphtor, mit denen Ägypter und Hebräer die Inſeln des öſtlichen Mittelmeers und deren Bewohner, ſowie einige vorderaſiatiſche Völker bezeichneten, ſtimmen überein mit dem der Kopten (Gubt, Küpt), nach denen wieder das Niltal benannt (Aigyptos mit dem im Griechiſchen häufigen Vorſchlag) war. Nach bildlichen Darſtellungen gehörten aber die Kefti nicht zur dunkelhaarigen, ſondern zur hellfarbigen Menſchenart. Vielleicht beſteht auch ein Zuſammenhang mit Kephenes, wie nach Herodot, VII 61, die Perſer hießen.

Sprache (sonum linguae), wenn auch nicht ganz unverändert (nec eum incorruptum) bewahrt hätten. Die Völkerbewegung ging aber nicht von Süd nach Nord, wie Livius (a. a. O.), Justin (XX 5) und Plinius (N. H. III) anzunehmen scheinen, sondern umgekehrt, denn alle arischen Einwanderer, mit Ausnahme der hellenischen Ansiedler in Großgriechenland, sind über die Alpen nach Italien gekommen. Ein anderer Teil des Volkes mag aber, wie aus den Nachrichten von Herodot (I 94), Hellanikos (Dion. Halik. I 38, Diodor. XIV 1), Tacitus (Ann. IV 55), Vellejus (I 1) u. A. hervorgeht, später zu Schiff von der kleinasiatischen Küste nach Italien gelangt sein und vielleicht ihren Stammverwandten die herrschenden Geschlechter gebracht haben; wenigstens sagt Horaz (Sat. VI) indem er seinen Gönner, den vom altetruskischen Königsgeschlecht abstammenden Mäcenas andichtet: „alles, was von Lydern die tuskischen Lande bewohnt (Lydorum quidquid Etruscos incolit fines)". Lydus und Tyrrhenus galten im Altertum als Brüder, die sich durchs Los verschiedene Herrschaftsgebiete ausgesucht hatten, und verschiedene Schriftsteller (Virgil, Silius, Plautus) gebrauchen lydius und Lydi für etruskrisch und Etrusker. Nach Plutarch (Romulus 25) wurden die Etrusker auch Sardianer genannt, weil sie aus Sardes stammen sollten, und die Bürger dieser Stadt bezeichneten sie in einer öffentlichen Urkunde als „Blutsverwandte (consanguinei)". Die Lyder aber waren ein hochgesittetes, den Pelasgern und Griechen ähnliches, aus dem gleichen thrakischen Grundstamme hervorgegangenes Volk, an deren Indogermanentum noch niemand gezweifelt hat. Vor kurzem stieß ich in Ovids Tristien auf eine Stelle, wonach dem ans Schwarze Meer verbannten Dichter die Ähnlichkeit der thrakischen mit der griechischen Sprache aufgefallen ist:

In paucis remanent Graecae vestigia linguae,
Haec quoque iam Getico barbara facta sono,

Nur in wenigen Spuren erhielt sich die griechische Sprache,
Und auch diese entstellt durch den barbarischen Laut.

Es ist jedoch nicht zu bezweifeln, daß Ovid von der Urverwandtschaft beider Sprachen keine Ahnung hatte und die bemerkten Anklänge auf frühere griechische Ansiedler zurückführte.

Auf der anderen Seite hatten aber die Thraker[29]) sehr vieles mit den Germanen gemeinsam. Ihre Schwerttänze, ihre Gelage, bei denen aus Hörnern zugetrunken wurde, ihre Panzerreiter, ihre Pelzmützen, Mäntel und Hosen, ihre hölzernen, mit einem Pfahlzaun umgebenen

[29]) Vgl. die schöne Abhandlung von Hueppe „Über die Herkunft und Stellung der Albanesen" (Arch. f. Rassen- u. Ges.-Biolog. 1909, 4. H.), sowie des gleichen Verfassers frühere Arbeit „Zur Rassen- und Sozialhygiene der Griechen", 1897.

Häuſer beſchreibt Xenophon (Anab. VI 1, VII 2, 3 u. 4), womit auch Ovid übereinſtimmt (Trist. III 10, V 7):

Pellibus et laxis arcent mala frigora braccis,
Schützen mit Pelzwerk und Hoſen ſich wohl vor der grimmigen Kälte.

Nach anderen Schriftſtellern hatten ſie Drachenfahnen und Harfen (κιθαρας), ſowie helle Haare (ξανθοι, flavi); Xenophanes nennt ſie „rotblond und blauäugig (πυρρους και γλαυκους)". Solinus (10) rühmt die Züchtigkeit und Treue der thrakiſchen Weiber, die ſich wie bei Slaven und Indern mit ihren Eheherren verbrennen ließen: feminae tenaces sunt pudicitiae, insiliunt defunctorum rogos conjugum et, quod maximum insigne ducunt castitatis, praecipiter in flammas eunt.

Demnach mußte man erwarten, in den etruskiſchen Sprachdenkmälern dem Griechiſchen Verwandtes zu finden. In der Tat kommen auch manche der aus der griechiſchen Heldenſage bekannten Namen, wenn auch etwas verunſtaltet (Hercle, Utuze, Tute, Pele, Menle, Atreſthe, Pultuce, Pulnuce, Priumnes, Thelaphe, Elchſentre, Urſte, Hamphe, Hephleta, Pherſe, Thucle, Tifile, Ziumithe, Tuntle = Herakles, Odyſſeus, Tydeus, Peleus, Menelaos, Adraſtos, Polydeukes, Polyneikes, Priamos, Telephos, Alexandros, Oreſtes, Amphion, Hippolyta, Perſeus, Eteokles, Theophilos, Diomedes, Tyndareus u. a.) in etruskiſchen Inſchriften vor, doch könnten das auch Entlehnungen ſein. Durchforſcht man aber, im Vergleich mit den ſonſtigen Überbleibſeln etruskiſcher Sprache, den Text der Mumienbinden ohne Voreingenommenheit, ſo findet man doch ſchließlich in dem Wuſt fremdartig klingender Wörter allerlei ariſches Sprachgut, manches ans Griechiſche Anklingende. Von vornherein war zu vermuten, daß das „Ritualbuch", als welches[30]) es ſchon der Entdecker richtig erkannt hatte, Götternamen, Opferſpenden und Opfertiere mit den entſprechenden Zahlwörtern und endlich Bezeichnungen von Behörden und Beamten enthalten würde. Dies hat ſich denn auch beſtätigt. Sehr häufig findet ſich das Wort ais, „Gott" (ἄισοι, aesar, ſtark an die nordiſchen aesir[31])

[30]) Solche auf Leinwand geſchriebene Bücher (codices lintei) waren im Altertum beſonders als Opfervorſchriften im Gebrauch. Im J. 460 d. St. opferten die Samniten nach einem ſolchen, Liv. X 38; ibi ex libro vetere linteo lecto sacrificatum sacerdote Ovio Paccio quodam, homine magno natu, qui se id sacrum petere adfirmabat ex vetusta Samnitium religione ... Ammian, XXIII 5: Etrusci tamen haruspices ... prolatis libris exercitualibus ostendebant ...

[31]) Kritiker haben mir vorgehalten, das nordiſche Wort komme vom Stamm ans (nur aus Jordan bekannt, hier „Halbgott", im Gotiſchen „Balken" bedeutend) her. Ich muß das beſtreiten: an. as oder ass, Gott, und ass, Balken, iſt zweierlei; das erſtere Wort hat in Zuſammenſetzungen, wie asgardhr, asmegin, und in Ableitungen, wie asu, asynjur, nur ein einfaches s.

erinnernd, hießen nach Heſych, Sueton und Dion die etruskiſchen Götter); ferner begegnen uns die Götternamen Nethuns und Maris (Neptunus und Mars im Lateiniſchen), Tins (gr. *Ζην, Ζευς*, germ. Tius, Ziu; das etruskiſche n bezeichnet oft nur den Naſenlaut), Uſil (Sonne, vom gleichen Stamme wie aurum, alt ausum, Aurora; aus = leuchtend), Theſa (thrakiſch *βενδις*, germ. Wanadis[32]) und die nordiſchen Diſar, lat. Venus) und Uni (Juno), Sipna (ſl. Siva, germ. Sif), Aur, Sonnengott von aus, Luſchnia, lat. Lucina. Opferſpenden ſind wohl vinum, pevas (ſl. pivo, lit. pyvas; beide Wörter oft verbunden, wie in pevach vinum, vinum paivism[33]), methlum, mlach (altſl. mleco), elu (*ἔλαιον*), tul (*θυος*), d. h. Wein, Bier, Met, Milch, Öl, Weihrauch, Opfertiere tura, vacl, su, d. h. Stiere, Kühe, Schweine u. a. In lauchumneti ſteckt das bekannte lucumo, und cepen (gr. *κεφαλη*, agſ. hafela) bedeutet „Häuptling", ſo z. B. in den Zuſammenſetzungen cepen tutin (osk. tuta, germ. thiuda), d. h. „Volkshaupt", zeri[34]) cepen, „Stadtoberhaupt", cepen tenu (*δημου*?), vielleicht auch „Volkshaupt", cepen cnticnth, cepen cilthcva, „Häuptling einer Hundertſchaft, Tauſendſchaft". Auch manche andere Wörter zeigen unverkennbare Verwandtſchaft mit indogermaniſchem Sprachgut, ſo Sonne und Mond (svulare, got. sauil, lit. saule, gr. *ἡλιος* aus *σηϝλιος*, kret. (s)abelios von der Wurzel sab, und tiv, lat. Diana, urſprünglich Mondgöttin), Tag und Nacht (tins, verhält ſich zum Götternamen wie lat. dies zur Diespiter, und nathum), Jahr[35]) und Monat (avil, gr. *ἀιων*, got. aivs, und tiv, vgl. ahd. manoth und mano), tot und lebendig (nes, got. naus, und zivas, ſl. zivu, got. quius), Sohn und Tochter (clan oder vuius, lat. gnatus, kelt. cnos, gr. *ὑιος*, und sech, lit. dukte), Mann und Frau (apa, got. aba, und puia, gr. *ποτνια*), Häuptling und Höriger (cepen, gr. *κεφαλη*, agſ. hafela, und lautni, gr. laos, germ. leod), Bildſäulen und Geſetze (fleres, gr. *πλασις*, tesne, gr. *θεσεις*) und Sonſtiges, was vielleicht nicht ſo ſicher iſt. Ebenſo ſtimmen die Zeitwörter, deren Bedeutung bis jetzt feſtgeſtellt werden

[32]) Wormius (Dan. mon. I 4): Inter has et Disa vel Thisa locum invenit Thoronis uxor.

[33]) Durch dieſe Verbindungen, die beide „Wein und Bier" bedeuten, iſt zugleich die von Torp ſeiner ganzen Zahlentheorie zu Grunde gelegte Anſicht, das Wörtchen em habe „eine ſubtrahierende Bedeutung", widerlegt. — Zu cepen der rhätiſche Bergname Cafala, Kofel.

[34]) Daß zeri (Agr. Bind. VII 21/2 zeri ceren cepen, d. h. herrſchender Bürgermeiſter, ceren verwandt mit *κοιρανος*?) „Stadt" bedeutet, iſt allerdings nicht ſicher, aber wahrſcheinlich. Caere und Cures ſind vielleicht Namen, die nur dieſen Begriff ausdrücken; quirites, Quirinalis collis, Quirinus ſtammen anſcheinend aus dem Etruskiſchen und wären dann durch „Bürger, Stadthügel, Stadtgründer" zu überſetzen.

[35]) Die Mumienbinden haben öfter die Wortverbindung tinsi tiurim avils, d. h. Tage, Monate und Jahre.

konnte, mit griechiſchen Wurzeln überein: turce, tece, lupuce, thamce, zichne, arce, cesu, husina, d. h. ſchenkte, ſetzte, ſchied ab, baute, ſchrieb, machte, liegt, gieße, mit δωρ, θε, λειπ, δαμ, δεικ, ἐργ, κει, χε. Vor allem aber ſind es die Zahlwörter, die nach Pauli „bei Feſtſtellung der Herkunft" einer Sprache „hervorragende Bedeutung" haben und ſchließlich auch für das Etruskiſche der „Angelpunkt" bleiben werden. Zahlreiche Gelehrte haben ſich ſchon mit dieſen „Wechſelbälgen" erfolglos abgequält, und auch mir war es zuerſt nicht viel beſſer als Anderen ergangen, auch ich habe auf Grund neuer Entdeckungen und wiederholter Unterſuchungen einiges von meinen früheren Anſichten ändern und berichtigen müſſen; ſo nehme ich jetzt mit der Mehrzahl der Forſcher an, daß die vielberufenen Würfel von Toscanella wirklich die etruskiſchen Zahlwörter für 1—6 enthalten, wobei allerdings für die Reihenfolge nicht weniger als 720 Möglichkeiten offen bleiben. Nach gewiſſenhafteſter Nachprüfung und Vergleichung ſetze ich nun die Zahlwörter von 1—1000 in folgender Weiſe an und bemerke dazu, daß, im Gegenſatz zu den Anſichten anderer Forſcher, wie z. B. Torp[36]), nach meiner Deutung die Altersangaben auf Grabſteinen und Sargdeckeln ſtets mögliche und paſſende Werte geben: 1 mach, 2 thu, 3 huth, 4 zal, 5 ceanuth, abgekürzt ci, 6 sa, 7 semph, 8 cezp, 9 nunth, 10 ichu, 11 unch, 12 thunch, 13 huthiz oder huthich, 14 zilch, 15 ceche, 20 thunum, 30 trinum, vielleicht auch huthum, 40 zathrum, 50 cealch, 60 sealch, 70 semphalch, 80 cezpalch, 90 muvalch, 100 cntn, 1000 cilth, ferner 2 mal thunz, 4 mal esalz, 5 mal ciz, 8 mal cezpz, 9 mal nunthz, 10 mal chiz, 1 fach unulth, 2 fach thufulth, 12 fach thunchulth. Die Wörter für 14 und 15 habe ich erſt neuerdings, bei einer Beſprechung des nachgelaſſenen, von Torp herausgegebenen Buches von Bugge[37]) gefunden und teile darum, im übrigen auf die Abhandlung „Volkstum und Sprache der Etrusker" verweiſend, einiges von der Begründung mit: zilach iſt die oft auf Grabſchriften vorkommende Bezeichnung eines Amtes, nach meiner Anſicht „Vierzehnmann", zal + ichu = zilch, 14, z. B. in der Verbindung zilch cechaneri (F. Spl. III 367) = 14 oder 15, wodurch auch ri als „oder" erklärt wird; ceche (auch cecha oder ceacha, aus ce, ci + ichu = 15) findet ſich auf den Mumienbinden (VIII 6, XII 11) und der Schale von Orvieto in den Zuſammenſetzungen cilth cecha, tins ceche = 1500 und 15 Tage. Die Verwandtſchaft dieſer Zahlwörter mit Indogermaniſchem, insbeſondere Griechiſchem ſpringt in die Augen; manches freilich iſt durch die ungemein nachläſſige Ausſprache der Etrusker ſehr

[36]) Sitz.-Ber. d. K. Bayr. Akad. d. Wiſſenſch. II, 1904.

[37]) Das Verhältnis der Etrusker zu den Indogermanen und die vorgeſchichtliche Bevölkerung Kleinaſiens und Griechenlands, Straßburg 1909, von mir in der Pol.-anthr. Revue, VIII 11, beſprochen.

entſtellt, huth z. B. faſt zu einem Hauch verflüchtigt. Es zeigt ſich aber, daß die Endung den Stamm erhält, wie in zathrum von zathr, dann zathl, ſchließlich zal = 4, und wahrſcheinlich auch in trinum (Agr. IV 7/8 nunthen trinum = 39). Einige recht fremdartig ausſehende Wörtchen bekommen ein ganz anderes Geſicht, wenn man einen verſchluckten Laut ergänzt, z. B. ichu zu zichu, cezp zu ucesp u. dgl.

Wahrſcheinlich iſt das mi, mit dem ſo manche Grabſchriften beginnen, nichts anderes[38]) als das griechiſche *ἐμι*, *ἰμι*, „ich bin", ſo z. B. in der von Lanzi (Saggio di lingua etrusca, Nr. 191) angeführten Inſchrift Mi Kalairu fuius, d. h. *Εἰμι Καλαιρου ὑιος*, „ich bin des Kalairos Sohn". Auch einzelne ſonſt überlieferte etruskiſche Wörter ſtimmen zum Griechiſchen, ſo z. B. falae, *φαλαι*, nach Feſtus und Heſych „Felſen" bedeutend, zum makedoniſchen[39]) *πελα*, *πελλα*, *φελα*, lanista, nach Iſidor die etruskiſche Benennung der Gladiatoren, wenigſtens der Endung nach, dagegen *ἀνδας*, nach Heſych der „Nordwind", mehr zu ventus, Wind; capys lingua Tusca falco (Serv. ad Aen. X 145) erinnert ſehr an ahd. hapuh und iſt vielleicht wie tuta, thrut, vacl (osk. tuta, gall. druida, kelt.-lat. vacca) ein Lehnwort aus dem Keltiſchen. Auch verſchiedene etruskiſche Götternamen entſprechen den griechiſchen, ſo Kypra, nach Strabo (V 4) die tyrrheniſche Bezeichnung für Juno, der Kypris, Apulu oder Epure dem Apollon, Turmus oder Turms dem Hermes; von anderen bezeichnet wohl Fufluns nur „den in Populonia verehrten" (Populonios, kommt auch in der Verbindung Fuflunsne Pachies, d. h. Bacchus von Populonia, vor); Thalna iſt „die blühende" *θηλυς*, Sethlans zu *σιδηρος*, Turan (Venus) zum nordiſchen Namen Thyra, Thora, zu den griechiſchen, keltiſchen, germaniſchen Volksnamen *Δωριεις*, Turones, Thuringi zu ſtellen. Wie im Abſchnitt über die Kelten, ſei auch hier zur Kennzeichnung der etruskiſchen Sprache die Deutung einer Inſchrift verſucht, und zwar der doppelſprachigen von Piſaurum:

. . . . atius L. f. ste. haruspe(x) fulguriator.

Cafates Lr. netmvius trutnut frontac (etruskiſch), d. h. Cafatius, Sohn des Larth, ſternkundiger Prieſter und Blitzdeuter. Lr. wird durch das lat. L. f. als Larthial = Larthii filius erklärt; ste. ergänze ich

[38]) Manche Forſcher, ſo beſonders Pauli, überſetzen jetzt mi durch „dies", das häufige ma mi durch „dies iſt" ſtatt durch „ich bin"; ihre Gründe ſind aber keineswegs überzeugend, und meine Anſicht wird durch das in griechiſchen, lateiniſchen und venetiſchen Inſchriften ſo oft vorkommende *„ἠμι*, sum, echo oder m'echo = *εἰμὶ ἐγω*" geſtützt.

[39]) „Stein" oder „Fels" bedeutend. Auch die makedoniſche Stadt Pella hat davon ihren Namen; an. fiall, deutſch Fels, frz. falaise iſt damit urverwandt. Dazu gehört auch das auf nordetruskiſchen oder rhätiſchen Grabſteinen ſo häufige pala. Es war daher ganz verfehlt, darin ein Zeichen liguriſcher Sprache zu erblicken, wie Pauli tat (Beilage zur Allgem. Zeitung vom 12. Juli 1900, Nr. 157.)

zu stellarum; in netmvius steckt offenbar der Name Nethuns, Neptunus, eines ursprünglichen Wolken- und Himmelsgottes (gr. νεφος); trutnut ist mit einer Ableitungsendung das keltische Lehnwort trut (druida); frontac ist zu βροντη, Donner, zu stellen mit angehängtem c „und", wie in Thesane Uslanec = Venerem et Solem der Mumienbinden.

Ohne Zweifel ist die Sprache der Etrusker sehr verschliffen und durch näselnde Aussprache, Auslassung und Wechsel der Laute (l für n, r für l, z für c, s für z, c für ch, n für den Nasenlaut u. dgl.) entstellt. Die lateinische Gestalt der Namen Herclus, Pollux, Ulixes, Prosepna oder Proserpina lassen vermuten, daß die Römer die griechischen Götter- und Heldensagen durch Vermittelung der Etrusker kennen gelernt haben. Ob ihnen, wie Plinius (N. H VII 57) meint, auf diesem Wege auch die Kenntnis der Buchstaben zukam (in Latium eas attulerunt Pelasgi), ist zweifelhaft, weil zwischen altrömischer und etruskischer Schrift einige grundsätzliche Verschiedenheiten (z. B. bei den Zeichen für den f- und w-Laut) bestehen. Das vor einigen Jahren auf dem Forum ausgegrabene älteste Denkmal lateinischer Sprache (6.—7. Jahrh. v. Chr.) zeigt allerdings eine ganz etruskische Gestalt der Schriftzeichen und beweist jedenfalls, daß Rom, nach Dionys von Halikarnaß (I 29) eine „tyrrhenische" Stadt, damals ganz unter etruskischem Einfluß stand[40]).

Dadurch, daß die Etrusker die Zeichen für die mediae und für o aufgegeben und solche für Doppellaute nicht gebildet haben, kommt die Anzahl, 18, ihrer Buchstaben wieder der von Aristoteles, Plinius und Tacitus für die älteste europäische Schrift bezeugten gleich. Daß sie aber ursprünglich auch ein Zeichen für o gehabt hatten, zeigt die Flasche von Caere, in deren Syllabar ein solches, und zwar in der runischen Gestalt, eingeflickt ist. Im übrigen gleichen ihre Schriftzeichen am meisten den altgriechischen, auch in einzelnen besonderen Eigentümlichkeiten. Das F der andern europäischen Schriftarten gebrauchen die Etrusker für den w-Laut, ohne es jedoch, wie die Griechen ihr Digamma, später ganz aufzugeben; auch sie waren daher genötigt, zur Wiedergabe des f-Lauts ein neues Zeichen zu bilden, und erreichten dies wie die Griechen dadurch, daß sie zwei P (auch im altgriechischen Alphabet die älteste Form des Pi) mit dem Rücken gegen

[40]) Nach diesem Schriftsteller (Arch. IV 26) schrieben die Römer zur Zeit von Servius Tullius noch mit Buchstaben, „die vordem Hellas gebrauchte (οἷς το παλαιον ἡ Ἑλλας ἐχρατο)". Die Schrift scheint nach Italien auf zwei Wegen gekommen zu sein, auf einem östlichen durch die Tyrsener und einem westlichen durch Italiker und Umbrer. Letzterer ist der kürzere; darum gleichen die Buchstaben der Umbrer, Osker und Latiner noch mehr den im gemeingermanischen Futhark erhaltenen Urzeichen (s. den Abschnitt über „Das Runenrätsel"),

FΛFRCIIΓ = ᚠΠFRCMΓ.

einander ſtellten. Ebenſo machten ſie es aber auch mit B, das demnach in ihrer Schrift urſprünglich gleichfalls vorhanden geweſen ſein muß, und erhielten dadurch mit Weglaſſung des Mittelſtabs das für das Etruskiſche kennzeichnende, ihm allein zukommende Zeichen in Geſtalt einer 8.

Die alten Etrusker waren ein ſehr kunſtfertiges und kenntnisreiches Volk, von dem die Römer manches gelernt und angenommen[41]) haben, ſo die Zeitrechnung, die Weisſagung, die Rutenbündel der Liktoren, die Tuba, die Muſik, einen beſonderen Bauſtil, die „ratio tuscanica", u. a. m. Ihre Bildwerke aus Erz waren berühmt und nach Plinius (XXXIV 16) „über alle Lande zerſtreut" (signa quoque tuscanica per terras dispersa, quae in Etruria factitata non est dubium). Mommſen iſt daher im Unrecht, wenn er ſie in bezug auf die Kunſt[42]) „aus der erſten in die letzte Stelle verſetzt". Ja, in der ältern Zeit nahm in Rom die etruskiſche Wiſſenſchaft die gleiche Stellung ein, wie ſpäter die griechiſche: „Habeo auctores," ſagt Livius, XI 36, „vulgo tum Romanos pueros, sicut nunc Graecis, ita Etruscis litteris erudiri solitos". Das ſind jedenfalls ſeltſame „Barbaren", die man ſich als Lehrmeiſter[43]) holt. Im alten Rom gab es ja auch ein Etruskerviertel, vicus Tuscus, man hörte etruskiſche Trauerſpiele (tragoedias Tuscas), die ein gewiſſer Volnius verfaßt hatte, ja ein Drittel des römiſchen Volkes, die Luceres, galten als Abkömmlinge der Etrusker und leiteten ihren Namen von Lucumo ab (Varro, De lingua latina V 55). Tarquinius und Tanaquil ſind etruskiſche Namen (Tarchnas, Tanchvil). Deshalb iſt aber das Lateiniſche doch keine Miſchſprache und hat verhältnismäßig nur wenige Lehnwörter, wie lacruma, triumpus, cliens, gubernare, nundinae, histrio (ister Tusco verbo ludio vocabatur, Liv. VII 3) u. a., aus dem Etruskiſchen aufgenommen.

Wenn auch in der Sprache der Etrusker noch manches dunkel iſt und vielleicht bleiben wird, ſo dürfen wir doch nicht länger einem Volke, das mit den übrigen Europäern Leibesbeſchaffenheit und Ge-

---

[41]) Bei Diodor (V 46) leſen wir: Die meiſten dieſer Einrichtungen (Tuba, Liktoren, Toga praetexta u. a.) haben die Römer nachgeahmt: die Wiſſenſchaften, die Naturkunde und die Götterlehre ſind von den Tyrrhenern gefördert worden. — Sehr richtig ſchrieb ſchon im 18. Jahrh. Heyne (R. Scient. Soc. Gotting. III p. 50): Omnino Romanorum religiones antiquae et patriae dictae fere nullae aliae sunt, quam quas a Pelasgis (i. e. Etruscis) acceptas vetus Italia retinuit.

[42]) Videmus certe, ſagt Plinius (N. H. XXXIV 18), Tuscanicum Apollinem in bibliotheca templi Augusti, quinquaginta pedum a pollice, dubium aere mirabiliorem an pulchritudine, ferner (XXXV 45), ante hanc aedem (Tempel der Ceres), Tuscanica omnia in aedibus fuisse, auctor est M. Varro.

[43]) „Tuskiſch und galliſch," ſagt Mommſen, „ſind Barbarenſprachen, oskiſch und volskiſch Bauernmundarten".

sittung gemein hat, nichtarische Herkunft und eine Sprache von rätselhaftem Ursprung, ohne alle verwandtschaftlichen Beziehungen zuschreiben. Ihrer Abstammung nach gehören die Tyrsener-Etrusker zum thrakischen Stamm und sind daher die nächsten Verwandten der Achäer, Dardaner, Troer, Phryger und Lyder, der Hellenen und Makedonier, wie auch der diesseits der Alpen zurückgebliebenen rhätisch-norischen[44]) Völker (*Ῥαιτοι Τυῤῥηνικον ἐθνος*, schreibt Stephanos von Byzanz). Griechen und Pelasger oder Tyrsener sind nicht scharf zu trennen, sondern müssen als jüngere und ältere Wellen desselben Völkerstromes aufgefaßt werden: Herodot (I 56) erklärt die Jonier für Pelasger, die Dorier dagegen für Hellenen; nach Euripides, angeführt von Strabo (VIII 6), hießen die Danaer früher Pelasgioten.

In den Sprachen läßt sich der Zusammenhang noch leicht erkennen; keine neuere Sprache zeigt so viel Ähnlichkeit mit der griechischen wie die litauische: diewas, drasus, duma, dumai, kaire, kraujas, lampa, naujas, pillis, piemuo, peva, platus, purai, saule, linus, jawai, ozys, udra, peuse, stogas = *θεος, θρασυς, θυμος, θυμα, χειρ, κρεας, λαμπας, νεος, πολις, ποιμην, ποιη, πλατυς, πυρος, ἡλιος, λινον, ζεα, αἰξ, ὑδρα, πευκη, στεγος* u. a. Aber nicht nur der Wortschatz, auch die Ableitungsendungen lassen auf eine sehr nahe Verwandtschaft schließen: so hat z. B. sabalun, der Zobel, gen. plur., dieselbe Endung wie gr.-*ων*, deiwan, den Gott, wie *θεον*, die weibliche Bildung aene

[44]) Durch einen Aufenthalt in den rhätischen Alpen auf „jene seltsamen, schön und wunderlich klingenden Namen", wie Tilisuna, Blisadona, Naturns, Laburn, Schlanders, Similaun, Velthurns, Sistrans u. dgl. aufmerksam geworden, „die den Wanderer an der Landstraße begleiten und bis in die entlegensten Täler und auf die wildesten Höhen mit ihm gehen", hatte seiner Zeit Ludwig Steub (Über die Urbewohner Rhätiens und ihren Zusammenhang mit den Etruskern, München 1843) „in ihnen die letzten Worte längst untergegangener Völker zu hören" glaubend, ein „großes Geheimnis uralter Geschichte" zu erschließen und diese „mystischen Namen" aus dem Etruskischen zu erklären versucht. Sein für die damalige Zeit sehr verdienstvolles Buch enthält viel Richtiges, vermag jedoch Keltisches und Rhätisch-Etruskisches nicht sicher genug zu scheiden und schließt mit dem Satze: „nichtsdestoweniger glauben wir, daß es sich mit dem Fortschritt der Wissenschaft ganz klar herausstellen werde, daß im Altertum vom kleinasiatischen Taurus bis zu den Salzburger Tauern und vom Bosporus bis zu den Pyrenäen in allen Küstenländern, die das Ägäische, das Adriatische und das Tyrrhenische Meer bespülen, nur stammverwandte Völker pelasgischen Ursprungs gewohnt haben". Die weite Verbreitung der thrakisch-pelasgischen Völker über Kleinasien, die Balkanhalbinsel und Italien hat Steub demnach ganz richtig erkannt, nur schreibt er ihnen eine etwas zu große Ausdehnung nach Westen hin, ins Gebiet der Kelten, Ligurer und Iberer zu. — Auch Pauli (Die Inschriften nordetruskischen Alphabets, Leipzig 1885) muß gestehen: „Ich habe bisher an Etrusker in Rhätien nicht recht glauben wollen, aber dem Zwange der Tatsachen habe ich mich schließlich fügen müssen". — Mit Unrecht rechnet Aigner (Hallstatt, München 1911, von mir in d. Pol.-anthr. Revue X 2 besprochen) Etrusker und Rhäter zu den „anarischen Völkern".

wie *λεαινα*, *λυκαινα*, und das Hilfszeitwort esti ist dem gr. *ἐστι* vollkommen gleich. Der Name Sparta findet seine Erklärung durch das preußische sparts, stark, fest[45]), und der litauische Sonnen- und Heilgott Auschlavis stimmt ganz mit Asklepios überein, ebenso wiespatis mit *δεσποτης*. Aber auch das dem Litauischen nachbarlich verwandte Slavische enthält einige für das Griechische bezeichnende Wörter, wie vic, dolgu = *ὑιος*, *δολιχος*, und verstellt oft in ähnlicher Weise die Laute, z. B. sridice = *κραδια* (lat. cor, got. hairto.). Gleiche Städtenamen, Pergamon und Bergamum, Pyrgos und Pyrgi, finden sich in Kleinasien, Hellas und Etrurien, andere etruskische, wie Agylla[46]), Melpum, Parma, Telamon, haben entschieden griechischen Klang. Die Stadt Rom selbst, die von den ältesten Schriftstellern ja eine tyrrhenische genannt wird und, wie Kallias (bei Dionys I 72) erzählt, nach einer troischen Frau Rome, der Gemahlin des eingeborenen Königs Latinus, der Mutter von Romulus und Remus, benannt sein soll, trägt einen nicht dem italischen, sondern dem griechischen Sprachstamm angehörenden Namen (*ῥωμη*, an. remi, „die Feste").

Ungefähr im 12. Jahrhundert vor unsrer Zeitrechnung waren die Rhäto-Tyrsener aus den Alpentälern hervorgebrochen[47]) und hatten in heftigen Kämpfen die in Oberitalien ansässigen Ombriker (später Insombrer, Insubrer), nach Antonius Gniphus (bei Serv. Aen. XIII 753), Bochus (bei Solin. VIII) u. A. unzweifelhaft keltischen Stammes, teils unterworfen, teils zurückgedrängt. Aber die Kelten blieben gefährliche Nachbarn, und der Kampf mit ihnen erlosch nie ganz: nec cum his primum Etruscorum, sed multo ante — vor der Belagerung von Clusium, a. u. c. 363 — cum iis, qui inter Apenninum et Alpes incolebant, saepe exercitus Gallici pugnaverunt, sagt Livius (V 33). Vom 6. Jahrhundert an, hauptsächlich aber im Anfang des vierten waren von neuem große Scharen kriegerischer Auswanderer aus dem inneren Gallien ausgezogen und über die Alpen gestiegen. In siegreichem Kampfe warfen sie nun ihrerseits die Etrusker zurück und schoben sich, die Lande um den Po in Besitz nehmend, wie ein Keil zwischen den nördlichen und südlichen Teil des Volkes. Daß sich trotzdem auch am Fuße der Alpen die etruskische Sprache erhalten hat, davon legen die vielen dort gefundenen Denksteine, so z. B. die in den Museen von

---

[45]) Dazu gehören die thrakischen Namen Spartacus, Natuspardo.

[46]) Agylla war nach Strabo, V 2, und Plinius, III 8 eine Gründung thessalischer Pelasger. Solin (2): Agyllam a Pelasgis (conditam), qui primi in Latium literas intulerunt.

[47]) Meyer (Gesch. d. Altert. I 2, S. 794) stellt die Verhältnisse auf den Kopf, wenn er schreibt, daß sie „erst spät von Süden her in die Poebene und ins Alpenland eingedrungen" seien.

Innsbruck und Chur[48]) aufbewahrten, noch heute Zeugnis ab. Diese Nordetrusker wurden aber auch Rhäter genannt: Trident und Verona waren nach Plinius (N. H. III 23) „rhätische Städte". Am Nordabhang der Alpen fanden sich daher ähnliche Grabsteine, deren Inschriften die Römer in verzeihlichem Irrtum für griechische hielten (Tac. Germ. 3: Monumentaque et tumulos quosdam Graecis literis inscriptos in confinio Germaniae Raetiaeque adhuc exstare).

Auch in der Etruskerfrage, die durch den langen, ergebnislosen Streit, ähnlich wie die Keltenfrage, in Verruf gekommen war, hat demnach die naturwissenschaftliche Rassenforschung endlich Klarheit geschaffen und auch das sprachliche Verständnis ermöglicht: sie ist für den Völkerkundigen kein unlösbares Rätsel mehr[49]).

---

[48]) Die im Rhätischen Museum in Chur aufgestellte, 1817 in Davesco bei Lugano gefundene Gneisplatte trägt folgende Doppelinschrift:

Slaniai Verkalai pala
Tisiui Pivotialui pala

d. h. Grabstein der Slania Verkala und des Tisios Pivotialos, offenbar eines Ehepaars.

[49]) Frauer (Die Bevölkerungsschichten Rhätiens, Globus XCVI 5) hält die Etrusker für „Indische Hettiter", die durch Verschmelzung mit Pelasgern zu Tyrsenern geworden und von Kleinasien nach Italien gekommen seien. Das wäre eine der Hauptsache nach indogermanische Mischung, doch sind diese Ansichten aus verschiedenen Gründen nicht annehmbar. Hempl (Early etruscan inscriptions, Matze Memorial, 1911) ist mir bedeutend näher gekommen. „Die Erforschung dieser wichtigen italischen Sprache", schreibt er, „ist in die Hände einer Schule gefallen, die aus ihrer Leugnung (der indogermanischen Verwandtschaft) ein grundsätzliches Dogma gemacht und ihren Anhängern eine feste Bahn, eine einzig berechtigte Forschungsweise vorgeschrieben hat". So spinnen, von allen anderen sich absperrend, die Etruskologen in der Einsamkeit „ihre luftigen Gewebe". Leider kann ich dem Verfasser in seiner ganz vom Lateinischen ausgehenden Deutung einiger Inschriften, die er als dichterische Beschreibung von Opferhandlungen auffaßt, nicht folgen, sondern muß sie für reine Erzeugnisse der Einbildungskraft halten. Besser kann ich mit seiner Behandlung der Zahlwörter übereinstimmen: 1, 2, 5, 6, 7, 8, 9, 50, 60 setzt er wie ich an; dagegen lasse ich huth und zal, die Wörter für 3 und 4, die Plätze tauschen, lese statt mealch, dem er den Wert 10 gibt, sealch, gleichbedeutend mit sialch = 60, und stelle zathrum = 40, das noch deutlich die Verwandtschaft mit dem Griechischen erkennen läßt, zu zal, aus zathl entstanden.

4. Skythen und Perser.[1])

Persae quidem originitus Scythae.
Die Perser sind nach ihrer Abstammung Skythen. Ammian.

Die Art, wie in Wort und Schrift der Freiheitskampf der Hellenen gegen ihre „barbarischen" Unterdrücker hochgepriesen, wie der unwiderstehliche Siegeszug Alexanders des Großen verherrlicht wird, läßt uns oft vergessen, welch hervorragende Rolle das kriegerische Volk der Perser[2]) in Vorderasien gespielt, welch feste Brücke das Reich der Achämeniden vom Abendland zum Morgenland geschlagen hat. Wie Tyrsener, Thraker[3]), Jonier und Makedonier, wie Kimmerier und Galater, die teils als kühne Eroberer in Kleinasien eingefallen, teils als fleißige Ackerbauer und rührige Handelsleute, als Städte- und Staatengründer allmälig, aber unaufhaltsam über Bosporus und Mittelmeer vorgedrungen sind und mit dem edlen Blut ihres Stammes abendländische Sprache und Gesittung nach Osten verbreitet haben, so sind auch Meder und Perser europäischen Ursprungs. Ihre Einwanderung liegt zwar so weit zurück im grauen Dämmer der Vorzeit, daß uns geschichtliche Zeugnisse, wie sie für die genannten anderen Völker vorhanden sind, fehlen, aber die nahe leibliche, sprachliche und kulturelle Verwandtschaft der Perser mit den auf dem heimischen Boden unsres Weltteils zurückgebliebenen Skythen redet für den Völkerkundi-

[1]) Aus der Zeitschrift „Asien" I 7, 1902.

[2]) *Ἀλκιφρων λαος* bei Aeschylos, pugnatrix natio et formidanda bei Ammian.

[3]) Vgl. die Aufsätze von Zimmerer „Armenien" und Körte „Kleinasien und der Westen im Altertum" in Nr. 1, 2, 3 u. 5 der Zeitschrift (Asien).

gen eine ebenso deutliche und verständliche Sprache wie in Stein gemeißelte oder auf Pergament geschriebene Urkunden.

Bekanntlich bildet das Volkstum der Skythen, neben dem der Kelten und Etrusker, eine der berühmten „Streitfragen" der alten Geschichte und Völkerkunde, und sie alle waren nicht zu beantworten, so lange die Grundfrage, die Herkunft der sprachverwandten indogermanischen Völker noch der Lösung harrte, wie die Verwandtschaftsstufe zweier Menschen nur dann festgestellt werden kann, wenn man ihre gemeinsamen Vorfahren kennt. Die von gewisser Seite bis vor kurzem als unumstößliche Wahrheit, als unbestreitbare Tatsache gelehrte und mit mehr Zähigkeit als Gründen — solche gibt es nicht — verteidigte asiatische Abstammung ist zwar jetzt von der Mehrzahl[4]) der Sprachforscher aufgegeben, aber auch die östliche Herkunft überhaupt ist unvereinbar mit den geschichtlichen Nachrichten über Ausbreitung und Wanderungen der Völker, so z. B. der Kelten, der „letzten aller Menschen gegen Sonnenuntergang", die sich entschieden in nord-südlicher und west-östlicher Richtung verbreitet haben und deren letzte Wellen, zugleich die ersten der germanischen Völkerwanderung, im engsten, auch sprachlichen, Zusammenhang stehen mit dem westlichsten der vier Germanenstämme, den noch durch gemeinsamen Namen mit ihnen verbundenen Kimbern.

Die Skythen waren, neben den Kelten, Indern und Äthiopen, eines der vier größten Völker des Altertums und über ungeheure Landstrecken verbreitet: von den Gestaden der nordischen Meere „unter den Nordsternen", wo der kalte „Boreas herbläst" und wirbelnde Schneeflocken, „Federn", sagten Herodots Gewährsmänner, die Luft erfüllen, reichte ihr Volksname bis zu den Fluten des Indus und Ganges, ja bis zur palmenbestandenen Malabarküste (Ab extremo Aquilone ad initium orientis aestivi Scythae sunt, Plin. N. H. VI 14), und wenn auch die alten Schriftsteller demselben vielleicht manchmal einen zu weiten Begriff gaben, so haben doch zweifellos Wandervölker, denen er mit Recht zukam, so gewaltige Entfernungen zurückgelegt, so ausgedehnte Gebiete erfüllt und beherrscht. Daß die Wanderungen von Europa nach Asien erfolgt sind, nicht umgekehrt, geht aus den Berichten von Herodot, Ephoros, Strabo, Curtius und anderen Schriftstellern mit Sicherheit hervor. Da ein skythisches Volk sich „Asier" oder „Asianer" nannte, ist es nicht unmöglich, daß sie dem Weltteil den Namen gegeben haben. Die Skythen selbst hielten sich entschieden für Nordländer, denn, sagten sie (Justin. II), ist unser Himmel und Boden auch rauher als der ägyptische, so „bringt er doch Menschen hervor, die an Leib und Seele kräftiger sind". Für

[4]) Auch der Herausgeber der genannten Zeitschrift hat, wie aus dem sehr erfreulichen Eröffnungsaufsatz „Asien" hervorgeht, mit dem alten Vorurteil gebrochen.

Herodot waren die Länder nördlich vom Schwarzen Meer des ausgebreiteten Volkes Stammesheimat, „Alt-Skythien", und noch Plinius nennt das Südufer der Ostsee, Oceanus Scythicus, „skythische Küste" (litus Scytharum, plaga Scythica) und hat uns auch den skythischen Namen des Eismeers, Amalchium[5]), überliefert. Östlich von den Kelten begann im Altertum das Skythenland. Zur Zeit von Tacitus waren aber die Skythen von den Germanen und Slaven[6]) schon weit nach Osten und Süden zurückgedrängt, doch sehen wir sarmatische — diesen Namen führten die westlichen Skythen — Reitervölker (in plaustro equoque viventes) vielfach im Bunde mit germanischen Stämmen, so die Jazyger mit den Quaden, die Alanen mit den Wandalen. Die beiden letzteren Völker zogen gemeinsam nach Gallien und Spanien, wo die Alanen[7]) noch besondere Reiche gründeten, und schließlich nach Afrika, wo diese als kleinerer Bestandteil ihr Volkstum aufgaben und durch Wechselheiraten als Gleichberechtigte ganz in den Wandalen[8]) aufgingen. Wie weit noch im Anfang unsrer Zeitrechnung skythischer Einfluß reichte, zeigen die Funde von Oettersfelde in der Lausitz, Szent-Miklos in Ungarn und der leider verloren gegangene von Vogelgesang in Schlesien. Die in Erinnerung an die nordische Herkunft der Sonnenverehrung jährlich von den Hyperboreern nach Delos geschickten und von Volk zu Volk weiter gegebenen Weihgeschenke[9]) nahmen ihren Weg hauptsächlich durch das Skythenland; daher, vielleicht aber auch nach der ursprünglichen Bedeutung des Wortes, hieß die Insel des Sonnengottes im Altertum auch die „skythische" (Skythias oder Skythis nach Hesychios und Stephanos von Byzanz).

[5]) Nat. Hist. IV 27. Das Wort ist stammverwandt mit asl. mleko, Milch, gr. ἀμελγειν, melken, μαλκη, Erstarrung, μαλκιαν, gefrieren, und bedeutet das „erstarrte, gefrorene" Meer, gr. πεπηγως ὠκεανος, lat. congelatum mare. Plinius hat uns auch das skythische Wort für Bernstein, sacrium, der ja hauptsächlich am Südufer der Ostsee gefunden wurde (quoniam et ibi nascatur, in Scythia erui duobus locis), überliefert. Dieses Wort, verwandt mit lit. sakai und lat. succinum, scheint sich bis nach Ägypten verbreitet zu haben (et vocari sacal, Plin. N. H. XXXVII 11).

[6]) Bei aller Verwandtschaft dürfen Skythen und Slaven nicht verwechselt werden, wie dies Cuno in seinem sonst wertvollen Buche „Die Skythen", Berlin 1871, getan hat.

[7]) Die Alanen scheinen in Spanien ein Denkmal ihrer Herrschaft zurückgelassen zu haben. Kopfbedeckung, Gewandung, Haartracht usw. der zahlreichen, oft weiblichen und bechertragenden, Steinbildsäulen des Hügels von Yecla sind nicht, wie die meisten Forscher, z. B. Henszelmann (Die Kunst der Goten, 1874), annehmen, gotisch, sondern entschieden skythisch. Vgl. m. Aufsatz „Alte Steinbildsäulen in Osteuropa", Globus, LXIII 10, 1893.

[8]) Prokop, Bell. Vand. II 5.

[9]) Herodot IV 32, Pomp. Mela III 51, Plin. N. H. IV 26 u. VI 20, Diodor II 47, Pausanias I 31.

Obgleich Herodot (IV 21) die über den Don nach Osten vorgedrungenen Sarmaten nicht mehr zu den eigentlichen Skythen rechnet, schreibt er ihnen doch selbst (IV 117) eine skythische, wenn auch mundartlich etwas abweichende Sprache zu; Hippokrates nennt sie ein „skythisches Volk". Dagegen kann man, wo skythische und thrakische Völkerschaften neben- und durcheinander wohnen, über die Zugehörigkeit einiger derselben, wie der Athamanen oder der Agathyrsen, im Zweifel sein; ihre Sitten gleichen den thrakischen, ihre Namen, wie Medosades, Spargapeithes, decken sich fast mit den skythischen Medosakkes, Spargapises u. a. Doch waren, wie aus Ovids Briefen hervorgeht, Thrakisch und Skythisch zwei verschiedene Sprachen:

Threicio Scythicoque fere circumsonor ore (III 14) und
Jam didici Getice Sarmaticeque loqui (V 12).

Von der Sprache der Skythen verdient vor allem der Volksname selbst Beachtung. Der Wortstamm begegnet uns vielfach in anderen alteuropäischen Namen, so bei den germanischen Scudingi, den keltischen Scoti, den litauischen Scuti, den Flußnamen Scutara und Scythes, den Eigennamen Skottas oder Scottus und Scudilo (Schott, Schütt); seine ursprüngliche Bedeutung lassen die Flußnamen und das mundartlich bairische Wort „schütter", licht, ahnen[10]). Manche skythische Mannsnamen, wie Dados, Samutos, Madyas, Saulos, Kunos, Skyles, Gyndanes, stimmen fast buchstäblich mit germanischen überein, Dado, Samut, Mazo, Sello, Cuno, Skuli, Gundo, andere, wie Sangiban, Idanthyrsos, Rathagosos, Gyndophernes, Saitaphernes, gleichen mehr den persischen. Der Fluß Tyras entspricht den keltisch-deutschen Dora, Duria, Thyra, Thur, Silis der Siehl und dem schwedischen Siljan-See, Hypanis dem lit. upa, ahd. apa, affa, Fluß. Die höchste Göttin der Skythen, die „himmlische Aphrodite" trug nach Herodot den Namen Artimpasa, an die griechische Artemis erinnernd, d. h. „Mächtige Herrin"[11]). Von der skythischen Sprache sind uns einige Proben erhalten, so die „männermordenden" (oiorpata) Amazonen und der „Heilige Weg" (exampaios) bei Herodot, die „Mutter des Meeres" (Temarunda), ein Beiname der Mäotis, bei Plinius, die ihre Erklärung durch die nordeuropäischen Sprachen finden. In oior, das nach Herodot „Mann" bedeutet, ist das got. vair lit. wyras nicht zu verkennen, und pata „töten" läßt sich aus der keltisch-germanischen Wurzel

---

[10]) Scotus war auch ein mittelalterlich-lateinischer Münzname, Xuthos, Sohn Hellens, der jonische Stammesheld, ist ebenso benannt, denn griechisch ξ ist aus sk entstanden, ξυω, ξυρω, germ. schaben, scheren.

[11]) Das persische Wort artas übersetzt Hesychios mit „groß und glänzend" (μεγας και λαμπρος), skr. patni, ap. paiti, lit. pati ist das griechische ποτνια. Artaxerxes bedeutet nach Herodot „großer Krieger".

bat, ſchlagen[12]), erklären; im ſkythiſchen exam ſteckt zweifellos das litauiſche szwantas, ap. spenta, heilig, in paios das altſlaviſche pati, Pfad; Temarunda ſcheint, da das Wort „Mutter" allen ariſchen Sprachen gemeinſam iſt, aus Metarunda verſchrieben, lit. wandu, undu, dän. vand. Waſſer, ahd. unda, undea, Flut, Welle. Aus alledem geht hervor, daß die ſkythiſche Sprache eine Mittelſtellung zwiſchen Germaniſch und Perſiſch[13]) einnimmt, wie die litauiſche zwiſchen Germaniſch und Griechiſch, die keltiſche zwiſchen Germaniſch und Lateiniſch.

Nach ihrer Leibesbeſchaffenheit glichen die Skythen den Nordländern; übereinſtimmend ſchreiben ihnen die alten Schriftſteller Herodot, Hippokrates, Ariſtoteles, Galenus[14]) u. a. weiches, helles Haar, blaue Augen und weiße Haut zu. Ammian (XXXI 2) beſchreibt die ſkythiſchen Alanen, die nach Jordan (De reb. Get. 24) nicht nur „an Geſittung und Lebensweiſe", ſondern auch an „Schönheit des Leibes" weit über den Hunnen ſtanden, folgendermaßen: „ſchlank gewachſen, hübſch, mit blitzenden blauen Augen und etwas dunklerem Haar als die Goten". Dieſe Schilderungen werden beſtätigt durch die Abbildungen ſkythiſcher Krieger auf der Nikopolſchen Silbervaſe, die durchaus europäiſche Geſichtsbildung erkennen laſſen, und die Schädel aus altſkythiſchen Gräbern in Südrußland, die faſt ohne Ausnahme zu den Langſchädeln der reinen nordeuropäiſchen Raſſe (Homo europaeus) gehören. Ihre Blauäugigkeit bezeugt Solin (16): glauca oculis inest pupula. Da, wie wir ſehen werden, die Skythen mit den Perſern im innigſten Zuſammenhang ſtehen, ſei hier noch das Endurteil angeführt, das nach gründlichſter Unterſuchung aller bekannten Bildwerke, Münzen u. dgl. von Ujfalvy (L'Anthropologie 1900 S. 222) über die äußere Erſcheinung der Perſer gefällt hat. „Das Ausſehen der Perſer aus der Achämenidenzeit," ſagt er, „ſcheint dem

[12]) Läßt man dieſe Ableitung nicht gelten, ſo muß man nach obigem das Wort mit „männerbeherrſchend" überſetzen. — Zur Wurzel bat, ſchlagen, gehört ahd. bozen, davon aneboz, gleichbedeutend mit anehou. In dem mittelalterlichen Latein der Erlaſſe langobardiſcher Könige finden ſich die Wörter battuere, battutus.

[13]) Der Name Arimaſpen, die „Einäugigen", erklärt ſich nach Herodot aus ſkyth. arima (ſkr. adima, ſl. jedinu) „eins" und spu (wohl verwandt mit ahd. spehon, lat. speculari) „Auge".

[14]) Neben Anderen hat beſonders Niebuhr (Unterſuchungen über die Geſchichte der Skythen, Goten und Sarmaten, Kleine Schriften I, Bonn 1828), der übrigens in ganz unhiſtoriſcher Weiſe Skythen und Sarmaten für „grundverſchieden" erklärt, aus einer Bemerkung des Hippokrates, daß die vornehmen Skythen zur Beleibtheit neigen, auf mongoliſche Abkunft derſelben ſchließen wollen. Die Schilderung „der feiſten, aufgedunſenen Körper der Skythen, des aufgetriebenen Bauchs, des dünnen Haarwuchſes" gebe ein unverkennbares Bild des mongoliſchen Stammes. Alle angeführten Schilderungen widerſprechen dieſer Annahme, beſonders aber die Langſchädel der Grabhügel. — Juſtin (II 20) ſagt von den Skythen: gens laboribus et bellis aspera, vires corporum immensae . . .

der Makedonier Alexanders ziemlich ähnlich gewesen zu sein. Die Schädelkapsel war von mittlerer Größe, aber geringer Höhe, das Stirnbein ziemlich breit, die Einsenkung der Nasenwurzel leicht angedeutet, die Nase selbst lang, fein, gebogen oder gekrümmt, mit breiterer Grundlage als bei den Griechen, der Mund wohlgebildet, Haar- und Bartwuchs reichlich. Ihr Schädel war länger und breiter, aber niedriger als bei den Semiten, und auf dem Scheitel, wie auch bei den Makedoniern deutlich abgeflacht. Sie waren fast alle hellblond oder rotblond wie die Griechen; ihr Gesichtschnitt war feiner, ihr Bau weniger kräftig als bei den Makedoniern." Die stattlichen persischen Weiber waren nach Plutarch (Alex. 11) so schön, daß Alexander von ihnen sagte, sie „machten ihm Augenweh". Auch Ammian rühmt ihre Schönheit (ubi feminarum pulchritudo excellit, XXIV 14). Die schon damals in Spuren erkennbare Blutmischung ist selbstverständlich in den seitdem verflossenen dritthalb tausend Jahren nicht stillgestanden. Noch heute aber sind die echten Parsen ein schöner Menschenschlag von stattlichem Wuchs und edler Gesichtsbildung; die an ihre nordische Herkunft erinnernden hellen Farben aber sind fast ganz verschwunden.

Die besonders von Herodot geschilderten Sitten erinnern vielfach an nordisch-germanische, so die Schließung der Blutbrüderschaft[15]), die Verehrung des Kriegsgottes in Gestalt eines Schwertes (der einarmige Saxnot), die Pferdeopfer, das Weissagen aus Baumzweigen oder Rindenstückchen, die Dampfbäder, das Trinken aus den Schädeln, das Abhauen und Aufspießen der Köpfe erschlagener Feinde u. a. Wilderen Brauch hatten die Skythen von den benachbarten asiatischen Wandervölkern angenommen. Da sie selbst größtenteils die Steppe bewohnten, hatten auch sie sich an das Leben auf dem Wagen und im Sattel gewöhnt, und ihre Pferdezucht und Reitkunst war weit berühmt (Scythici quidem equitatus equorum gloria strepunt, Plin. N. H. VIII 64, Ovid, Trist. III 10; Hostis equo pollens longe volante sagitta, Dion, XL 15: Ihr Land, meist eben, eignet sich aufs beste nicht allein zur Zucht, sondern auch zum Gebrauch der Pferde), doch betrieb ein Teil des Volkes auch Ackerbau, der sich auf dem fruchtbaren Boden, der bekannten „schwarzen Erde", so gut lohnte, daß sogar Getreide ausgeführt werden konnte. Die Sage von dem vom Himmel gefallenen goldenen Pflug, der als Heiligtum verehrt wurde, spricht für das hohe Altertum des Ackerbaus; auch sonst zeigen die Sagen nordische Anklänge,

[15]) Ein kleines goldenes Bildwerk der Funde von Kertsch stellt zwei Skythen dar, die armverschlungen aus Hörnern Brüderschaft trinken. — Pomp. Mela (II 1): Ne foedera quidem incruenta sunt; sauciant se qui paciscuntur exemptumque sanguinem, ubi permiscuere, degustant. — Pocula ut Essedones parentium, ita inimicissimorum capitibus expoliunt. — Außerdem Herodot, IV 70, und Lukian, Toxaris 39, Solin 16.

so in den schatzhütenden Greifen, der schlangenfüßigen Stammmutter des Volkes u. a.

Wie das erwähnte, in der Petersburger Eremitage aufbewahrte Silbergefäß erkennen läßt, trugen die Skythen Rock, Hosen, Schuhe[16]) wie die Germanen; die Mützen erinnern an die persischen. Aus Hanf verstanden sie Untergewänder herzustellen, die von leinenen kaum zu unterscheiden waren. Unter ihren Waffen nahm der gefürchtete skythische Bogen von außergewöhnlicher Schnellkraft die erste Stelle ein; daher galten sie auch im Altertum als die Erfinder desselben (arcum et sagittam Scythen Jovis filium . . . invenisse dicunt, Plin. N. H. VII 57), doch wußten sie ebensogut Schwert und Spieß zu handhaben. Ihre schwere Reiterei, bei der Roß und Reiter in eiserne Schuppen- oder Kettenpanzer gehüllt waren, führte auch lange Stoßlanzen (Alanum gravi, Herulum levi armatura aciem instruere, Jordan, De reb. Get. L.). Verschiedene Schriftsteller, Plutarch, Vellejus, Tacitus, Fronto, schildern den furchtbar schönen Anblick eines nach skythischer Sitte gewappneten, mit rauschender Kriegsmusik und dröhnenden Kesselpauken zur Schlacht vorrückenden parthischen Reiterheeres, überragt von dem Lanzenwald und flatternden seidenen Drachenfahnen[17]), in Eisen starrend und von Goldschmuck schimmernd.

Skythen und Parther, zumteil auch Parthiener oder Parthusier genannt, sind schwer auseinander zu halten. Justin, Strabo, Curtius, Arrian, Malalas, Pomponius Mela nennen letztere geradezu ein skythisches Volk mit skythischer Sprache, Sitte, Tracht und Bewaffnung; der erste Partherkönig, Arsakes I., heißt bei Strabo ein „skythischer Mann". Wiederholt sind skythische Horden in Asien eingefallen und bis nach Indien und Ägypten vorgedrungen; so viele von diesen auch gefallen oder vertrieben sein mögen, manche waren doch, wie aus den skythischen Reichen in Indien und der Stadt Skythopolis in Syrien zu ersehen, zurückgeblieben und unter den früheren Bewohnern ansässig geworden. Die Parther, unmittelbare Nachbarn der Skythen und jedenfalls öfter durch Zuzug von diesen verstärkt (Parthi... Scytharum exules, Justin, XLI 1), waren aber nur ein Stamm

[16]) Die der skythischen sehr ähnliche, nur verfeinerte Tracht der Perser ist von Xenophon (An. I 5) geschildert: die Vornehmen trugen purpurne Oberröcke, kostbare Untergewänder und bunte Beinkleider, meist auch goldene Halsketten und Armbänder. Die persische Reiterei war wie die skythische in Eisen gehüllt (I 8), die großen persischen Bogen glichen den skythischen (III 4).

[17]) Die Goldgefäße des berühmten Fundes von Nagy Szent Miklos zeigen solche schwergepanzerte Reiter mit Fahnen. Außerdem machen es die mit Schnallen zur Befestigung am Gürtel oder Sattelriemen (nach Herodot, IV 10, eine skythische Sitte) versehenen Trinkschalen mehr als wahrscheinlich, daß dieser Schatz von einem skythischen Volk, Sarmaten oder Alanen, herstammt. Obgleich die Inschriften der Gefäße neben anderen Zeichen acht Runen enthalten, sind sie doch nicht gotisch, wie Dietrich gemeint hat.

der Perſer, der nach dem Sturz der Achämeniden die Oberherrſchaft erlangte. Ihr Name lautet in den keilſchriftlichen Denkmälern Parthwa, der des Landes in den geſchichtlichen Urkunden Parthyaea, Parthyene, der der Perſer keilſchriftlich Parſua, Parſa, hebräiſch Paras, das Land heißt heute Farſiſtan. Der Unterſchied iſt ſo gering, daß wir mundartliche Abweichungen des gleichen Grundworts annehmen dürfen, deſſen Stamm auch in den griechiſchen Wörtern parthenos, pardalios, Edelſtein, pardos, pardalis, Land- und Seeraubtier, dem mediſchen Namen Parſondas, dem perſiſchen Parſodes, dem aetoliſchen Parthaon, den indiſchen Städten Parthalis, Pardabathra enthalten iſt. Verſchiedene Schriftſteller, wie Syncellus, Ammian und Jordan, nennen auch die Parther geradezu Persae; ihre Sprache nahm nach Juſtin (XVII 2) eine Mittelſtellung zwiſchen der ſkythiſchen und mediſchen Mundart ein (sermo his inter Scythicum Medicumque medius). Wir haben die Meder als älteſte, Perſer und Parther als ſpätere, die Skythen als jüngſte Welle des gleichen, von unſerem Weltteil nach Aſien ſich ergießenden Völkerſtroms zu betrachten. Nach Trogus Pompejus hat der Name der Parther in der ſkythiſchen Sprache die Bedeutung „Flüchtlinge", weil landflüchtige Skythen (Scytharum exules) das Parthervolk „gegründet" haben, wie Juſtin (II 1) ſich ausdrückt (Scythae Parthos Bactrianosque condiderunt). Wie Curtius (IV 12) mit aller Beſtimmtheit berichtet, ſind die Parther aus Skythien gekommen (Parthi Scythia profugi) und auch Ammian (XXXI 2) weiß, daß die Perſer von ſkythiſcher Abſtammung[18]) ſind (Persae quidem originitus Scythae), weshalb ſie ſich auch vor den übrigen aſiatiſchen Völkern als Pfeilſchützen und tapfere Krieger auszeichnen (suoque genere respondentes inter omnes pene Asiae nationes soli sagittarii sunt et acerrimi bellatores, Jordan, De reb. Get. VI). Plinius (VI 9) freilich ſtellt die Verhältniſſe auf den Kopf, wenn er die Sarmaten für „Nachkommen der Meder" hält (Sarmatae Medorum, ut ferunt, suboles); Skythen und Parther weiß auch er nicht zu ſcheiden (pertinent ad Scythas, cum quibus ex aequo degunt, VI 29).

Die Sitten der Perſer hatten, ſo lange ſie in ihren urſprünglichen einfachen Verhältniſſen lebten, noch große Ähnlichkeit mit denen der Germanen. Während die Mehrzahl der Stämme ſich hauptſächlich von Viehzucht nährte, waren gerade die vornehmſten, aus denen das Königsgeſchlecht der Achämeniden hervorging und deren einer „Germanier" hieß, feſt anſäſſige Ackerbauer. Ihr Hauptort hieß Paſargadae, Paſa-

[18]) Viele ſkythiſche Namen ſind unzweifelhaft perſiſch, ſo Arſakes, Orontes, Pharnakes, Choroathos, Chopharnes, Mithridates u. a. — Der ſkythiſche Name Madyas erinnert an die Meder, der armeniſche Skydiſes, der thrakiſche Skythes an die Skythen. — Alaniſche Namen ſind: Candax, Atax, Saphrax (nach Ammian, XXXI 12, kein Gote: cum Alatheo reversus est et Saphrace, Alanorum manu permixta), Reſpendial, Sangiban, Eochar, Beorgor, Saros.

grada, Paſſagardae, Perſagadae, von Stephanos von Byzanz mit „Lager der Perſer" überſetzt. Wir gehen daher wohl nicht fehl, wenn wir aus den verſchiedenen, mehr oder weniger verſtümmelten Lesarten die Grundform Parſagarda herſtellen. Ähnlich gebildete Städtenamen finden ſich im Bereich der perſiſchen Sprache noch mehrere, z. B. Aſagarta, Zadrakarta, Diskarthas, Karkathiokerta, Tigranocerta, Lasgird, Burugird (neuperſ. gird = circulus). Darin iſt das germaniſche gard, Zaun, Hofraum, enthalten, das nicht nur der Heimat der Götter und Menſchen, Asgard und Mittelgard, ſondern auch zahlreichen Wohnſtätten, beſonders bei den Slaven (gard, grad, hrad, gorod), den Namen gegeben. Parſagarda bedeutet genau dasſelbe wie das ſpäter an anderer Stelle erbaute Perſepolis. „Bildſäulen, Tempel und Altäre zu errichten," ſagt Herodot (I 31), „iſt bei ihnen nicht Brauch . . ., weil ſie nicht wie die Hellenen glauben, die Götter ſeien von Menſchenart." Dem Zeus, der bei ihnen oberſter Himmelsgott iſt, „opfern ſie auf den höchſten Berggipfeln". Aber auch „der Sonne, dem Mond, der Erde, dem Feuer, dem Waſſer und den Winden" bringen ſie Opfer dar. „Von allen Tagen feiern ſie am meiſten ihren Geburtstag; da muß ein reichlicheres Mahl als gewöhnlich aufgetragen werden." Berauſchende Getränke lieben ſie ſehr und pflegen „trunken über die wichtigſten Dinge zu beraten und zu beſchließen". Leuchtet ihnen auch nüchtern der Beſchluß ein, „ſo handeln ſie darnach, wo nicht, ſo laſſen ſie es". Nächſt der Tapferkeit im Kriege gilt beſonders „reicher Kinderſegen" für verdienſtlich. „Die Knaben unterweiſen ſie vom fünften bis zum zwanzigſten Jahre hauptſächlich in drei Dingen, im Reiten, Bogenſchießen und zur Wahrhaftigkeit." Außer dem Lügen halten ſie „Schuldenmachen für die größte Schande", weil, wie ſie ſagen, „wer Schulden hat, auch lügen muß". Wenn man ſolches lieſt, glaubt man die Germania vor ſich zu haben. Freilich waren ſie auch ſehr empfänglich für fremde Sitten und fremde Laſter und ſtanden, was Achtung der Frauen und Heilighaltung der Ehe anlangt, tief unter der ſittlichen Höhe unſrer Vorfahren. Daß Vielweiberei und Haremswirtſchaft nicht zur Reinhaltung ihres urſprünglich edlen Blutes beitrug, liegt auf der Hand.

Von der Größe und Macht des Perſiſchen Reiches[19]), den Taten ſeiner Könige geben nach Jahrtauſenden noch Kunde die ſtolzen Inſchriften an den Bautrümmern der alten Perſerſtädte oder an weithin ſichtbaren Felswänden. Wie bekannt, ſind dieſe ſteinernen Urkunden in Keilſchrift abgefaßt, die Meder und Perſer von den unterworfenen Aſſyrern angenommen hatten und, da ſie ſich gut zum Einmeißeln in Stein oder Eindrücken in Ziegel eignet, mit Vorliebe auf ihren Denk-

19) Vergleichen wir damit das heutige Perſien, ſo haben wir eines der ſchlagendſten Beiſpiele für die Bedeutung des Raſſenwechſels.

mälern anwandten. Die persische Keilschrift gleicht aber nur äußerlich der assyrisch-babylonischen und ist eigentlich etwas ganz anderes, nämlich keine Bilderschrift wie die sumerische, keine schwerfällige und umständliche Silbenschrift wie die assyrische, sondern eine wirkliche Buchstabenschrift mit ungefähr 36 aus Keilen zusammengesetzten, aber nur 23 verschiedene Laute ausdrückenden Zeichen. Was ermöglichte den Persern eine so wesentliche Verbesserung, einen so gewaltigen Fortschritt? Sie waren vorher schon im Besitz der Schrift, höchst wahrscheinlich einer Buchstabenschrift. Wir lesen bei Herodot, daß sich Dejokes, der erste Mederkönig, alle Klagen schriftlich einreichen ließ, daß Harpagos im Bauche eines ausgenommenen und wieder zugenähten Hasen an Kyros einen Brief schickte, wir erfahren durch Ktesias, daß die königlichen Jahrbücher des Persischen Reiches auf Pergament geschrieben waren. Welcher Art diese altpersische Schrift gewesen, darüber haben die meisten Gelehrten, so auch Spiegel[20]), nicht einmal eine Vermutung zu äußern gewagt. Die Übereinstimmung des altpersischen Wortes für Schreiben, ni-pis, mit dem altslavischen pisa und altpreußischen peisat (eigentlich „malen", verwandt mit lat. pingo, got. faihs, gr. ποικιλος) aber läßt einen uralten Zusammenhang mit europäischer Schrift ahnen, umsomehr als die Inschriften des zweifellos von einem skythischen Volke herrührenden Goldfundes von Szent-Miklos nächste Verwandtschaft mit den ureuropäischen Schriftzeichen erkennen lassen und acht germanische Runen enthalten.

Die Ansicht der Sprachforscher, daß Inder und Perser (Iranier), die Arier im engeren Sinne, eine besondere Sprachgemeinschaft bilden, hat nicht mehr Berechtigung als die Behauptungen von einem „gräkoitalischen" Stammvolke. Gewiß besteht eine nahe Verwandtschaft, aber nicht die von Geschwistern, sondern die von Geschwisterkindern. Die Trennung beider Volksstämme hat schon auf europäischem Boden stattgefunden, und die gleichen Eigentümlichkeiten, die Altpersisch und Altindisch scheiden, zeigen sich auch bei der griechischen und slavischen Sprache, so z. B. die Ersetzung des s durch den Hauchlaut (skr. saptan, soma = ap. haptan, haoma, sl. sedmi, soli = gr. ἑπτα, ἁλς u. dgl.) Die Nebenform Gentu von Hindu zeigt, daß man den Volksnamen der Inder nicht von Sindu, Fluß (Indus), ableiten darf, sondern vom Stamme ind, leuchten, dem eine im Bergnamen Vindya erhaltene, mit v (daraus kann h und g werden) beginnende Wurzel vand, loben, verherrlichen, oder vind zu Grunde liegt, von der auch die slavischen Wenden, die germanischen Wandalen ihre Namen erhalten haben.

---

[20]) Eranische Altertumskunde, Leipzig 1878. — Nach Herodot (III 128) lernten die persischen Knaben schreiben. Toxaris, bei Lukian, erzählt, im skythischen Oresteion sei eine eherne Säule mit Bildern und Inschriften gewesen.

Die Inder hängen durch die Slaven, die Perser durch die Skythen mit den Germanen zusammen.

Während im Westen das Meer der Ausbreitung der arischen Völker Schranken setzte, waren im Osten, wo unser Weltteil in breiter Strecke mit einem anderen, größeren zusammenhängt, alle Bedingungen für eine bunte Durchsetzung und mannigfaltige Vermischung gegeben; in den weiten Grenzgebieten bildeten sich Mischsprachen wie die finnische und Mischvölker aller möglichen Schattierungen vom hellblonden Skandinavier bis zum schwarzhaarigen Mongolen. So sind besonders skythische Wanderscharen über den Ural bis weit nach Innerasien[21]) vorgedrungen und haben mongolische Völker unterjocht, ihnen manches von ihrer Sprache und Sitte mitteilend, dafür aber ein gut Teil fremden Blutes und asiatischer Wildheit in sich aufnehmend. Schon Herodot (IV 3) erzählt von solchen aus der Verbindung skythischer Weiber mit Knechten hervorgegangenen Mischlingen[22]) und Völkern mit platten Nasen und kahlen (geschorenen) Köpfen, aber skythischer Tracht. Auch die Sage von der Entstehung der von den Goten verabscheuten Hunnen, die wir bei Jordan lesen, daß nämlich vertriebene gotische Zauberinnen mit häßlichen Waldgeistern sich vermischt hätten, läßt ähnliche Vorgänge ahnen. Die hunnischen Großen bevorzugten selbstverständlich in ihren Harems die schönen skythischen und gotischen Weiber, so daß ihnen immer mehr europäisches Blut zugeführt wurde und das von Jordan so anschaulich geschilderte, abschreckende Bild der Hunnen im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende allmälig edlere Züge erhielt. Solche Mischvölker sind die schon von Pomponius Mela und Plinius[23]) genannten Türken und die Magyaren, die sich auf europäischem Boden niedergelassen haben. In ihrer Tracht und Bewaffnung, so z. B. in dem Krummsäbel (copidas[24]) vocant gladios leniter curvatos, Curtius, Leb. Alex. VIII 14), ist noch heute skythischer Einfluß unverkennbar. Dazu gehören auch die Tocharen (gr. *Τοχαροι*, skr. Tukhara), deren Sprachdenkmäler man vor kurzem in Ostturkestan entdeckt hat: patschar, pratschar, wir, okso,

[21]) Plin. N. H. VI 24: „ipsos (Seras) excedere hominum magnetudinem, rutilis comis, caeruleis oculis, oris sono truci, nullo commercio linguae", d. h. mit einer in Asien fremden Sprache.

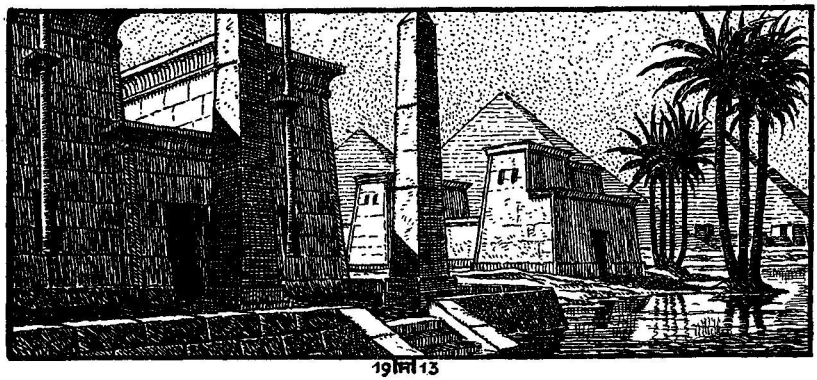
[22]) Auch Plinius (IV 80) spricht von solchen „entarteten", von Knechten stammenden Skythen (Scythae degeneres et a servis orti). Naturwissenschaftlich scheinen sich die oben angedeuteten Vorgänge der Blutmischung in den Gräbern mancher Turkvölker, wo die weiblichen Schädel der europäischen, die männlichen der asiatischen Menschenart (Homo brachycephalus) angehören, zu offenbaren. Vgl. G. Retzius, Beschreibung einiger Schädel aus Turkestan, Helsingfors 1901.

[23]) Turcae usque ad solitudines saltuosis convallibus asperas, Plin. N. H. VI 7. — Juxta Thyssagetae Turcaeque vastas silvas occupant alunturque venando, Pomp. Mel. I 19.

[24]) Zu griech. *κυφος*, got. hamfs, ahd. hamf, krumm, kelt. camboca, Krummstab.

yakwe, man, nom, vändh = got. fadar, brothar, vair, auhsus, aihva, mena, namo, vinds, und die Zahlwörter 2 we, 3 tri, 4 schtvar, 6 sak, 8 okadh, 10 sek, 60 saksuk, 70 saptuk, 80 oktuk. Den von einigen Sprach- und Geschichtsforschern, wie Kluge und Meyer, daran geknüpften Versuchen, die kaum überwundene Irrlehre von der asiatischen Urheimat wieder aufleben zu lassen, bin ich in der Pol.-anthr. Revue (Eine neuentdeckte indogermanische Sprache, VII 10) und in der Heidelberger Zeitung, 25. X. 1908, entgegengetreten.

Ströme abendländischen Blutes sind so seit Jahrtausenden ostwärts geflossen, viel dürres Land befruchtend, allmälig aber darin versickernd. Mit allen Hilfsmitteln der Neuzeit ausgerüstet, schlägt heute der Europäer eiserne Bande um das ungeheure, noch manchen ungehobenen Schatz bergende asiatische Festland. Die Russen haben bis zur Küste des Stillen Oceans die sibirische, die Deutschen quer durch die alten Kulturländer Vorderasiens die anatolische Eisenbahn gebaut. In Indien, wo einst auch skythische Könige geherrscht, gebieten heute die Angelsachsen, in Inselindien die Niederländer, und an den Pforten des himmlischen Reiches rütteln um die Wette und eifersüchtig bemüht, einander zuvorzukommen, verschiedene Völker der „roten Teufel". Wem wird dereinst die alte Asia gehören? Die Antwort ist nicht zweifelhaft, wenn auch vielleicht die gelehrigen, durch eine europäische Schule gegangenen Japaner im fernen Osten ein Inselreich mit asiatischer Rasse und westeuropäischer Kultur behaupten werden.



19 m 13

5. Iberer und Semiten.

Silurum colorati vultus, torti plerumque crines et posita contra Hispania Iberos veteres traiecisse easque sedes habitasse fidem faciunt. Der Siluren dunkle Gesichter und meist krause Haare lassen, bei dem Gegenüberliegen von Hispanien, vermuten, alte Iberer seien vordem herübergekommen und hier ansässig geworden. Tacitus.

Auch diese Nachricht, daß es in Britannien neben einer hochgewachsenen und hellfarbigen Bevölkerung auch Leute mit dunklen Gesichtern und schwarzem Kraushaar gegeben hat, ist 1800 Jahre später durch die naturwissenschaftliche Forschung[1]) bestätigt worden. Nur

[1]) Barnard Davis u. Thurnam, Crania Britannica. — Thurnam, On the two principal forms of ancient british and gaulish skulls, London 1865. Wright, Skulls from the Round Barrows of East Yorkshire, Journ. of An. a. Phys. N. F. XVIII 2, 1904. — Zu den ältesten Überbleibseln der britischen Urbevölkerung gehört das 1888 gefundene, paläolithische Skelet von Galley-Hill. Der Schädel (von Klaatsch, Ztschr. für Ethnol. XXXV 6, mit dem von Brünn verglichen) erinnert an solche von Homo mediterraneus, doch ist er niedriger und hat stärkere Augenwülste, der plumpe Knochenbau dem von Homo primigenius ähnlicher. Der urgeschichtliche Mensch von Galley-Hill scheint demnach der gemeinsamen Wurzel beider Arten noch nahe zu stehen. Ich rechne ihn jetzt zu den ältesten Vertretern des „Lößmenschen (H. mediterraneus var. fossilis)". Vgl. m. Aufsatz „Die Rasse von Galley-Hill" (Globus LXXXV 12) und die Abhandlung „Die Rassengliederung des Menschengeschlecht" (Pol.-anthr. Revue V 6/7, 1906). Dazu ist seitdem das Ende 1911 gefundene, der gleichen Art angehörende, aber in unberührter Schicht unter dem Geschiebelehm (boulder clay) der großen Eiszeit liegende Gerippe von Ipswich gekommen. (The Ill. Lond. News 23./III. 12;

die Annahme, es habe eine Einwanderung spanischer Iberer stattgefunden, war ein, wenn auch sehr verzeihlicher, Irrtum von Tacitus. Die Knochenfunde lehren, wenigstens für die letzten vorgeschichtlichen Jahrtausende, daß die Urbevölkerung der britischen Inseln wie die der Pyrenäenhalbinsel und überhaupt von ganz Süd- und Westeuropa der Mittelmeerrasse (Homo mediterraneus) angehört hat. In den ältesten englischen Grabstätten, den sogenannten „Long barrows" der Steinzeit, liegen nur Gerippe mit ausgesprochenen Langschädeln und von schlanker, mittelgroßer Gestalt; die Rasse war demnach ziemlich rein, und nur die verhältnismäßig beträchtliche Durchschnittsgröße von 165 cm läßt darauf schließen, daß unter den Häuptlingen auch Angehörige der nordeuropäischen Menschenart (Homo europaeus) sich befunden haben. Wiederholte Einwanderungen keltischer und germanischer Völker, mehr oder weniger reinblütiger Vertreter dieser Art, deren Ausstrahlungsgebiet ja nicht weit entfernt war, haben die britische Bevölkerung allmälig umgestaltet, den Wuchs gehoben, die dunklen Farben in die Minderheit gebracht. Schon in der Bronzezeit war, wie die Knochenfunde der „Round barrows" beweisen, die durchschnittliche Größe um ungefähr 10 cm gestiegen. Zur Zeit des Kaisers Augustus sah Strabo (V 5) in Rom britannische Jünglinge, die die größten dortigen Männer noch um einen halben Fuß überragten; sie stammten sicher aus dem hauptsächlich von Kelten besiedelten südöstlichen Teil des Landes, doch spricht ihr etwas dunkleres Haar und ihr nicht tadelloser Wuchs gegen vollständige Reinheit des Blutes. Die vom gleichen Schriftsteller und auch von Cäsar (B. G. V 14) geschilderten rohen Sitten beziehen sich jedenfalls weniger auf die den festländischen sehr ähnlichen Kelten als auf die im Innern der Insel noch lebenden Urbewohner der Mittelmeerrasse. Nach der Einwanderung der Angeln, Sachsen und Friesen gehörten die Einwohner Britanniens nicht nur zu den stattlichsten, sondern auch zu den schönsten Menschen der Welt. Als der Papst Gregor I. auf dem Markt in Rom eines Tages englische Knaben sah, war er betroffen von ihrer weißen Hautfarbe, ihrer anmutigen Gesichtsbildung[2]) und ihren goldenen Haaren. „Wahrlich," rief er aus, „mit Recht werden sie Angeln genannt, denn Engeln gleichen sie von Angesicht und sollen Miterben des Himmelreichs werden."

Der alte Name von Irland, gr. Ἰερνη, lat. Ivernia, Hibernia, ist zweifellos eins und dasselbe mit Iberia, „Land der Iberer", und die weite Verbreitung der so genannten Völker von Britannien bis nach

---

dazu mein Aufsatz „Erdalter und Entwicklungsstufe" in d. „Natur", III 20). Der neueste Fund dieser Art ist der von Halling in Kent (mit Abb. in den Ill. Lond. News, 19. IV. 13, veröffentlicht, von mir in der Heidelb. Zeit. vom 22. gleichen Monats angezeigt).

[2]) Beda, Historia ecclesiastica gentis Anglorum, II 1.

Sizilien[3]) lehrt, daß in diesem Falle die Begriffe „Rasse" und „Volk" sich so ziemlich gedeckt haben; denn wo die ältesten Gräber mittelgroße Skelette mit ausgesprochenen Langschädeln enthalten, wo noch heute eine zierlich gewachsene, schwarzhaarige, braunäugige und zugleich langköpfige Bevölkerung lebt, da finden wir im Altertum auch den Namen Iberer. Als Nachkommen derselben gelten die heutigen Basken in Nordspanien und Südfrankreich, die eine nicht zum indogermanischen Sprachstamm gehörende, d. h. vorarische, Sprache reden. Wäre die frühere Meinung, Europa habe vor der Einwanderung der Indogermanen eine finnische Urbevölkerung[4]) von rundköpfiger Rasse (Homo brachycephalus) gehabt, richtig, so müßte bei den Basken dieses Merkmal am häufigsten anzutreffen sein. In der Tat war früher diese Ansicht[5]) vorherrschend, und Anders Retzius selbst, der „Vater der Schädelmessung", teilte dieselbe vollständig, woraus wir ihm umso weniger einen Vorwurf machen dürfen, als sie noch heute nicht ganz aus den Lehrbüchern verschwunden ist und zwei angebliche Baskenschädel seiner Stockholmer Sammlung tatsächlich brachycephal waren. Bald aber erhob sich ein Widerspruch, und zwar aus dem Lande der Basken selbst. „Eine so wichtige Lehre," sagte Broca[6]), „auf der gewissermaßen die ganze Urgeschichte von Europa beruht, verlangt überzeugendere Prüfung." Er unternahm diese Prüfung mit großem Eifer und sah, zu seiner eigenen Überraschung, seine Zweifel durchaus bestätigt: die Rundköpfigkeit der Basken war eine falsche Voraussetzung. Zahlreiche, zusammen 136, Schädel aus dem Baskenlande diesseits und jenseits der Pyrenäen ergaben einen durchschnittlichen Index von 78,5, die spanischen allein von 77,2, die südfranzösischen von 80,2. Das war genau das Gegenteil von dem, was nach der erwähnten Hypothese, die auch Broca anfänglich „verführt" hatte, zu erwarten war: das Volk, ursprünglich einer langköpfigen Menschenart

---

[3]) Thukydides (VI 2) schreibt: „Die Sikaner nennen sich zwar Urbewohner von Sizilien, in Wahrheit sind sie aber Iberer, durch die Ligurer von ihren Stammsitzen am Sikanosfluß vertrieben". Auch nach Ephoros, von Strabo (VI 2) angeführt, sind die ältesten Bewohner der Insel Iberer. — Solin (5): Sicaniae diu ante Trojana bella Sicanus rex nomen dedit, advectus cum amplissima Iberorum manu; post Siculus Neptuni filius. — *Σικανη πολις Ἰβηριας*, Hekataeos bei Stephanos von Byzanz.

[4]) Worsaae verwahrte sich schon 1874 (Stockholmer Kongreß, Comte rendu p. 207) dagegen: „J'ai dit, il y a déjà plusieurs années, au Congrès de Copenhague, que cette opinion ne pouvait être admise et qu'il fallait s'attendre à une révolution complète dans les idées sur les populations les plus anciennes de la Scandinavie et de toute l'Europe". Zeit und Fortschritt der Wissenschaft haben ihm recht gegeben.

[5]) Vgl. hierüber meine Abhandlung „Geschichte und Bedeutung der Schädelmessung", Heidelberg 1901.

[6]) Bull. de la Soc. d'Anthropologie de Paris III, 1862.

angehörend, hat von Norden her rundköpfige Bestandteile aufgenommen. Die Basken bilden keine Ausnahme und sind, wie die meisten europäischen Völker, nicht von reiner Rasse; ihre Schädelgestalt steht ungefähr in der Mitte zwischen Langköpfen und Rundköpfen, und neben dunklen finden sich bei ihnen auch helle Farben. Es ist daher begreiflich, daß die Anthropologen über ihre Abstammung und Zugehörigkeit nicht gleicher Meinung sind. In letzter Zeit ist manches über das merkwürdige Völkchen geschrieben worden, so von Olóriz, Collignon, Aranzadi[7]) u. A. „Es ist nicht zweifelhaft," meint der letztgenannte Forscher, „daß eine langköpfige Rasse, die häufigste und verbreitetste in Spanien (das ist eben Homo mediterraneus), einen wesentlichen Bestandteil des baskischen Volkes ausmacht; aber daß sie die hauptsächlichste sei, das darf man bezweifeln." Bertholon[8]) (Note sur l'identité des caractères anthropologiques des Basques et des Phéniciens) sucht auf Grund der Schädelform die Einheit der Rasse beider Völker nachzuweisen und „laisse aux historiens et aux linguistes la tâche difficile — oh! oui, difficile, bemerkt dazu ein Kritiker in der Zeitschrift L'Anthropologie VIII — d'éclairer, si possible, le point délicat des origines d'une de nos plus curieuses populations". Geht man von den richtigen Voraussetzungen aus, so ist die Sache gar nicht so schwierig; sondern im Gegenteil höchst einfach: Iberer, das Stammvolk der Basken, und Semiten sind aus derselben Art (Homo mediterraneus) hervorgegangen und hatten daher ursprünglich gleiche Leibesbeschaffenheit, Langkopf, schwarze Haare, braune Augen und mittleren Wuchs; seit der Einwanderung der Kelten in Südfrankreich und Spanien, also seit mehr als dritthalbtausend Jahren, waren die Vorfahren der Basken der Blutmischung mit Homo europaeus und mit Homo alpinus ausgesetzt. Zu Cäsars Zeit waren die Aquitanier zwischen der Garonne und den Pyrenäen von den übrigen Galliern noch sehr verschieden, nicht nur durch Sprache, Sitten und Gesetze (B. G. I 1), sondern nach Strabo (VI 1) auch durch ihr Äußeres, und glichen mehr den Iberern.

Obwohl in der baskischen Mundart zweifellos die uralte, nicht-

[7]) El indice cefalico en España. — L'Anthropologie du sud-ouest de la France, 1895. — Consideraciones acerca de la raza basca, in der Zeitschrift Euskal Erria 1896. — Hervé, La race basque (Rev. de l'Éc. d'Anthr. de Paris, 15./VII. 1900): La race basque est peut-être issue d'une grande souche européenne, dite adriatique, dont l'histoire reste à faire . . . Naturwissenschaftlich kann diese Rasse nur als Homo mediterraneus bezeichnet werden. — Winklers Ansicht (Das Baskische und der vorderasiatisch-mittelländische Völker- und Kulturkreis, Breslau 1909), die Basken seien aus dem Kaukasus eingewandert, muß ich für verkehrt halten.

[8]) Bull. de la Soc. d'Anthropologie de Paris, 1896.

arische Sprache der Iberer fortlebt, so ist sie doch ebenso wenig rein wie die Rasse des Volkes. Als Beispiel sei der Name der erwähnten, die Sache des Baskentums vertretenden Zeitschrift Euskal Erria, d. h. „Baskische Erde", angeführt: beide Wörter der Überschrift sind arisch, sogar germanisch. Euscaldunac[9]) nennt das Volk sich selbst, Euscara seine Sprache, Ableitungen vom Namen Vascones, der uns zuerst bei Strabo (III 3 u. 4) und Plinius (III 4 u. IV 34) begegnet. Wasce ist aber ein nordisches Wort, mit dem die alten Dänen einen Recken bezeichneten (athletam quem nostri wasce nominant, Saxo VI p. 281) und das auch als Schwertname beliebt war (Walthers und Irings Waffen hießen so). Vom Stamm Vasco, als Eigenname durch Vasco de Gama berühmt geworden, sind die spanischen Namen Vascongados oder Bascongados, Biscaya oder Vizcaya[10]), die französischen Gascogne, Basques abgeleitet. Der Volksname, den heute die Nachkommen der Iberer tragen, muß daher durch die keltischen Wanderungen nach dem Süden gebracht worden sein. Auch erria, Erde, ist germanisch, ahd. ero, davon got. airtha, ahd. ertha, erda. Unter den baskischen Zahlwörtern sind 2 bi, 6 sei, 7 zazpi oder saspi sicher indogermanischen Stammes, ebenso manche andere Bestandteile des Wortschatzes, z. B. pago, Buche = fagus. Wie die von Strabo (XI 3) genannten skythischen Iberer am Kaukasus zeigen, ist auch dieser Volksname kein vorarischer, wohl von got. aba, Mann, abzuleiten und demnach gleichbedeutend mit Kelten. Nach dem Volksnamen ist dann das Land Iberia und der Hauptfluß desselben Iberus genannt worden, nicht umgekehrt. Die von dem Spanier Astarloa in seiner „Apologia de la lengua Bascongada" gegebene Erklärung des Flußnamens von bask. ibarra, Tal, ibaya, Fluß, und eroa, schäumend, wird selbst von Humboldt[11]), der doch sonst in solchen Deutungen aus dem Baskischen sehr weit geht, bezweifelt. Der später, bei lateinischen Schriftstellern, an die Stelle des alten „Iberia" getretene Name „Hispania" wird selbstverständlich von Astarloa auch für baskisch gehalten und von ezpaña, Saum, Lippe, hergeleitet, „sehr wenig wahrscheinlich", meint Humboldt, weiß aber „auch nichts Befriedigendes anzugeben". Nach dem von Plutarch (Sertorius) überlieferten keltiberischen Manns-

---

[9]) Euscal ist das Beiwort von Eusc, dunac doch wohl für eine Endung zu lang; ich vermute deshalb, daß darin das kymrisch-irische dyn, dun = homo steckt, „vaskische Männer". Vasco ist stammverwandt mit ahd. waskan, waschen, rein oder glänzend machen, und finn. vaski, est. wask, glänzendes Erz. An. vaskr = strenuus. Es gab ein nordisches Sprichwort: oft eru vaskar hendur under vargs belgie, oft stecken starke Hände unter dem Wolfsfell.

[10]) Im Spanischen wird b wie w gesprochen.

[11]) W. von Humboldt, Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens vermittelst der vaskischen Sprache. Berlin 1821.

namen Spanus, der sehr an unsre deutschen Spahn und Spannagel[12]) erinnert, halte ich auch dieses Wort für ein nordisches. Gerade in den romanischen Sprachen wird ja germanischem sc, sm, sp, st meist ein Anlaut vorgesetzt, z. B. écume, émail, espada, étappe u. dgl. Viele von den auch von Humboldt für baskisch angesehenen Orts- und Eigennamen sind zweifellos keltisch-germanisch, so z. B. Burum, worin nicht „burica, Haupt", liegen mag, sondern das ahd. bur, Haus (wie in manchen keltischen und vielen deutschen Ortsnamen), ferner Salduba, Corduba, genau wie Gelduba, die Stadt der Ubier, gebildet. Viriathus, der Name des bekannten Anführers im Kampf gegen Rom, kann selbstverständlich „nur einheimisch sein", ist aber keltisch und hat die gleiche Endung wie Cotuatus (Gutruatus?), Nantuates, den gleichen Stamm wie Viromandui, Viridovix, Viridomarus u. ä. Mit dem baskischen biruncatu, drehen, wenden, hat er sicherlich nichts zu tun, aber selbst wenn das der Fall wäre, so kämen wir doch wieder auf eine arische Wurzel, denn die von Plinius (XXXIII 12) überlieferten Bezeichnungen der Armringe, „viriolae celtice dicuntur, viriae celtiberice", gehören, wie das Wort Guirlande, zu agf. vir, Draht und daraus gewundener Schmuck, ahd. wieren, mit Golddraht, (Filigran) verzieren, und uuira, Flechtwerk.

Um die Mitte des Jahrtausends vor unsrer Zeitrechnung, vielleicht sogar schon früher, hatten zahlreiche keltische Völkerschaften die Pyrenäen überstiegen und nach langen Kämpfen den größten Teil der iberischen Halbinsel in Besitz genommen. „Das Volk der Keltiberer, schreibt Diodor (V 33), „hat seinen Namen daher, daß es aus einer Vermischung der Iberer und Kelten entstanden ist, die sich früher um den Besitz des Landes stritten, nachher aber aussöhnten, beisammen in demselben Lande wohnten und durch Wechselheiraten sich verbanden. Als Abkömmlinge zweier kräftiger Volksstämme, die zudem ein fruchtbares Land inne hatten, gelangten die Keltiberer zu großem Ansehen." Sehr gut ist auch das Verhältnis der beiden Völker in Lucans Versen (Pharsal. V 5) ausgedrückt:

profugique a gente vetusta
Gallorum Celtae miscentes nomen Iberis.

Mit den Iberern im engsten Zusammenhang stehen die Ligurer oder Ligyer, deren Name im Altertum über den ganzen Westen des bekannten Erdkreises verbreitet war. In einem Gedicht über die Fahrten des Herakles nennt Hesiod (von Strabo, VII 3, angeführt) als Vertreter des Morgen- und Abendlandes wie des Südens

Ligyer und Äthiopen und rossemelkende Skythen.

[12]) Dazu das altgermanische spani in Spanesheim, Spanagoz, Spanieldis u. ä. Die Nebenform Ispanieldis ist genau wie Hispania entstanden. In den Wörtern Grünspan und Spanferkel hat sich die gleiche Wurzel erhalten. Letzteres Wort hängt vielleicht aber auch mit ahd. spenen, entwöhnen, zusammen.

„In Europa," lesen wir in der sogenannten Weltumsegelung[13]) des Skylax, „wohnen zuerst die Iberer, es folgt Emporion, eine Pflanzstadt von Massilia, dann eine aus Iberern und Ligurern gemischte Bevölkerung bis zum Rhodanus; von diesem bis Antion sitzen die Ligurer, und auf dieser Strecke liegt die hellenische Stadt Massilia... Von Antion an folgt das Gebiet der Tyrrhener, das sich bis zur Stadt Rom erstreckt." Der Rhodanus wurde also als Grenze zwischen Iberern und Ligurern angesehen, diese wohnten aber früher noch viel weiter westlich: nach Avienus (IV 284) durchströmte der Tartessos (Guadalquivir) den „ligurischen See" (Ligustinus lacus), Strabo nennt nach Eratosthenes die Südspitze von Iberien die „ligystische", Hekatäos die iberischen Elisyker ein „Volk der Ligyer", Stephanos von Byzanz erwähnt „Ligystine, eine Stadt der Ligurer", in Südspanien, ja Avienus (IV 132) spricht von „Ligurern" in Britannien. Auf der andern Seite reichen die Ligurer weit nach Italien herab (Dionys I 40) und gehen in die Sikuler über, von denen Sizilien den Namen hat: die Sikaner aber heißen wiederum „Iberer". All das muß die Überzeugung bestärken, daß Iberer und Ligurer nur zwei verschiedene Bezeichnungen für ein und dasselbe, der Mittelmeerrasse angehörende Volk sind.

Es gab eine Zeit, in der man überall Kelten witterte und unbedenklich alle nichtrömischen Altertümer, Goldringe oder Muschelhalsbänder, Eisenschwerter oder Steinbeile, ohne Unterschied diesem vielumstrittenen Volke zuschrieb.

Der Kelte, der auf Pfählen saß
Und niedrer Bildungsstufe,

dies scherzhafte Dichterwort kennzeichnet trefflich die Unklarheit damaliger Anschauungen. Neuerdings haben, wie es scheint, die Ligurer[14]) die Rolle der Kelten übernommen: alles mögliche ist man geneigt, ihnen zuzutrauen, überall glaubt man auf ihre Spuren zu stoßen. In einem vielbesprochenen Aufsatz „Nord et Sud" (Revue de Paris VII 18, 1900) hat vor zwölf Jahren ein französischer Schriftsteller, Julian, die Ansicht ausgesprochen, die meisten Franzosen seien leibliche Nachkommen der Ligurer und nur geistige Erben der edlen Gallier, die „Zeit gefunden, Frankreich ihr Gepräge aufzudrücken".

In geschichtlicher Zeit, d. h. in den letzten Jahrhunderten vor unsrer Zeitrechnung, bewohnte ein rauhes und armes, von den Griechen

[13]) Geographi Graeci minores, ed. C. Müller, I 44. — Plutarch (Paul. Aemil. 6): „sie (die Ligurer) sind vermischt mit Galliern sowohl als auch mit Spaniern von der Seeküste".

[14]) Vgl. meinen Aufsatz „Die Ligurer" in der Zeitschrift „Die Umschau", IV 46, 1900.

Ligyes, von den Römern Ligures genanntes Bergvolk den Küstenstrich des Mittelmeers (Sinus Ligusticus) vom Rhodanus bis zum Arnus. Es wurde aber von den sich mächtig ausdehnenden Kelten immer mehr gegen die See gedrängt und, ähnlich wie die benachbarten und stammverwandten Iberer, allmälig so von keltischem Volkstum durchsetzt, daß Strabo (III 6) von „Keltoligyern" sprechen konnte; dieser Schriftsteller unterscheidet sie jedoch als ursprünglich „stammfremd" (ἑτεροεθνεις), d. h. zu einer andern Rasse gehörend, scharf von den Kelten. Sie führten als Hirten, Jäger und Fischer ein mühseliges und ärmliches Leben, doch konnten sie immerhin nach dem Handelshafen Genua Vieh, besonders Bergpferde und Maultiere, Felle, Holz, Honig, und Wolle ausführen, wofür sie besonders Öl und Wein, die damals an ihrer Küste noch nicht recht gediehen, eintauschten. Ihrem Leben entsprechend, waren sie abgehärtet und gewandt, kräftig und sehnig, so daß nach Diodor (V 39) oft „der längste Gallier von einem leibarmen Ligurer zum Zweikampf gefordert und besiegt wurde". Ihre Bewaffnung läßt verschiedene Kultureinflüsse[15]) erkennen: so sah man bei ihnen dreierlei Schilde, leichte, aus Leder nach Art der iberischen geflochtene, wohl ihre ursprünglichen, eherne griechische und große viereckige Holzschilde nach gallischer Sitte.

Der alte Streit, ob die Ligurer zum arischen Sprachstamm gehören oder nicht, ist, da sich ihre ursprüngliche Sprache nicht wie die der Basken erhalten hat, gegenstandslos. Während man früher das Volk zur vorarischen Urbevölkerung unsres Weltteils rechnete, wollen neuere Schriftsteller, besonders auf Ortsnamen (mit der Endung asco, usco u. dgl.) und einige Grabsteine aus ligurischem Gebiet sich stützend, in ihnen eine der ältesten arischen Volkswellen erkennen. So schrieb[16]) z. B. der verstorbene Pauli: „Man wird also, wie ich glaube, in den Ligurern den Vortrab der Indogermanen sehen müssen, die den Italikern und Kelten voraufgingen. Daß sie von Norden kamen, ist aus der Lage und Richtung ihrer Wanderungen noch in geschichtlicher Zeit mit Sicherheit zu entnehmen". Die sprachlichen Überbleibsel, aus denen er seine Schlüsse zieht, sind zweifellos indogermanisch, daß sie aber aus der alten und ursprünglichen Sprache der Ligurer stammen, dafür ist er uns den Beweis schuldig geblieben. Sie sind, wie sich leicht nachweisen läßt, teils rhätisch-etruskisch, teils keltisch. So gehören z. B. die Grabinschriften[17]) mit dem bezeichnenden Wort pala

[15]) Silius Italicus I 628/9:

Et Liguum horrentes coni parmaeque relatae
Hispana de gente rudes alpinaque gaesa.

[16]) Sind die Ligurer Indogermanen? Beil. z. Allgem. Ztg. Nr. 157, 1900.

[17]) Wie z. B. die im Pauli'schen Aufsatz angeführten von Davesco und Sorengo. — Vgl. Giussani, L'iscrizione nord-etrusca di Tesserete etc. (Riv. archeol. di Como, Vol. 46), von mir im Zentralbl. f. Anthr. IX 2, 1904, besprochen.

(makedonisch *πελα, πελλα,* etrusk. falae, *φαλαι,* Fels, Stein) zum thrako-tyrsenischen Zweig des indogermanischen Sprachstamms, während die Endung incus, wie der Ortsname Bodincomagus beweist, gallisch ist und von Plinius und Metrodoros[18]) fälschlich den Ligurern, damals längst keltisch geworden und nur noch ein geographischer Begriff, zugeschrieben wird. Wohin es führt, die Endung asco für ein Kennzeichen der ligurischen Sprache zu halten, zeigt das Beispiel von d'Arbois de Jubainville[19]), auf den sich Pauli ja hauptsächlich stützt. Der französische Sprachforscher schließt nämlich den Abschnitt über die „ligurischen" Namen mit folgenden Worten: „La limite nord-est du territoire charactérisé par les suffixes — asco, — usco, — osco serait une ligne qui partant de Thionville traversait la Haute Bavière au sud de Munich et atteindrait le Tirol au nord-ouest de Trente!" All dies Land soll ligurisch sein! Es ist klar, daß es sich nur um keltisches Sprachgebiet handeln kann.

Unverkennbar ist die Ähnlichkeit der ligurischen mit der rheinischen Steinzeitkultur, dagegen ist es zweifelhaft, ob den Ligurern noch ein Anteil an der Bronzekultur der Pfahldörfer (Terramaren) zugeschrieben werden darf. Viel wichtiger aber ist die Frage: welcher Menschenart haben die ältesten Bewohner der ligurischen Küste angehört? Hier geben uns die Höhlenfunde sichere und entscheidende Auskunft. Nach den Untersuchungen von Issel[20]), Zampa, Desor u. A. waren in der neueren Steinzeit jene Gegenden von einer langköpfigen, untermittelgroßen Bevölkerung bewohnt, über deren Rasse (Homo mediterraneus) demnach kein Zweifel obwalten kann. Nur vereinzelt, wie bei Balzi Rossi und in der „Kinderhöhle" haben sich Skelette von höherem (185—192 cm) Wuchs (Homo europaeus var. fossilis) gefunden, und wo Rundköpfe auftreten, sind sie jünger, östlicher, stammen aus höherliegenden Schichten und gehören daher zweifellos einer später eingewanderten Art (Homo alpinus) an.

---

[18]) Wir lesen bei Plinius (N. H. III 20): Metrodorus tamen Scepsius dicit, quoniam circa fontem arbor multa sit picea, quales Gallice vocentur padi, hoc nomen accepisse. Ligurum quidem lingua amnem ipsum Bodincum vocari, quod significet fundo carentem. Cui argumento adest oppidum iuxta Industria, vetusto nomine Bodincomagum, ubi praecipua altitudo incipit. Daraus geht hervor, daß beide Volksdeutungen falsch sind und daß die Kelten dem alten Flußnamen, der nur aus dem griechischen *βαθυς,* tief, zu erklären ist, eine ihrer Sprache entsprechende Endung angehängt haben. „Auf der italischen Seite der Alpen", schreibt Strabo (IV 6) „wohnen die ligurischen Tauriner und andere Ligurer. Ihnen gehört auch das sogen. Gebiet des Donnus und das des Kottius", lauter keltische Namen; man sieht, der ligurische Name war in Oberitalien auf die Gallier übergegangen.

[19]) Les premiers habitants de l'Europe, Paris, I 1889, II 1894.

[20]) Liguria geologica e preistorica, Genova 1892.

Aus diesen Tatsachen zieht Mehlis[21]), der die Ligurerfrage in einer gründlichen und vielseitigen Arbeit, besonders unter Berücksichtigung der überraschenden, in den letzten Jahren im Rheinland gemachten Steinzeitfunde behandelt, folgende Schlüsse: in der Steinzeit war ein eigenartiger Volksstamm „von kleiner, schlanker Gestalt, langem Schädel und brauner Hautfarbe längs der Rhone nach Norden bis hinab zum Taunus vorgedrungen und hatte diese fruchtbaren Landschaften besetzt, besiedelt, gelichtet und bebaut . . . Iberer und Ligurer sind zweifellos stammverwandt ... sie gehören, wie auch die Libyer, zur nichtarischen Mittelmeerrasse, die sich von Afrika aus nordwärts ausgebreitet hat."

Das ist, wie schon früher auseinandergesetzt, auch meine Meinung, nur die Einwanderung aus Afrika und die südnördliche Ausbreitung der Mittelmeerrasse halte ich für einen Irrtum. Die Geschichte lehrt, daß überall die Völker dieser Art von solchen nordischer Rasse (Homo europaeus) zurückgedrängt und durchsetzt worden sind. In Britannien, in Spanien, in Italien, auf der Balkanhalbinsel sind in wiederholten Nachschüben keltische, tyrsenische, germanische Völkerschaften eingewandert, und diese geschichtlichen Vorgänge lassen auf ähnliche vorgeschichtliche schließen. Man kann den Wert einer Hypothese am besten prüfen, wenn man ihr bis zu den letzten Schlußfolgerungen nachgeht. So muß Sergi[22]), der die Langköpfe aus Afrika stammen läßt, schließlich die germanischen Skandinavier für arianisierte Afrikaner, die Rundköpfe für die echten Arier erklären! Wie widersinnig dies ist, hat auch Mehlis[23]) erkannt, sich aber doch von dem Grundirrtum des Italieners nicht ganz frei machen können. Hätte sich die Mittelmeerrasse nordwärts, die nordeuropäische aber südwärts ausgebreitet, so müßten wir notwendigerweise zwei verschiedene Ursprungsgebiete voraussetzen, was bei der Übereinstimmung des Schädelbaus und der sonstigen Verwandtschaft ausgeschlossen ist.

Der Ansicht, die heutige dunkelfarbige Bevölkerung Süddeutschlands stamme von Homo mediterraneus ab, läßt sich entgegenhalten, daß unsre ausgedehnten Untersuchungen in Baden[24]) kaum Spuren dieser Rasse ergeben haben. Die dunklen Haare und Augen der Rhein-

[21]) Die Ligurerfrage. Sonderabdruck aus dem Archiv f. Anthropologie XXVI, Braunschweig, 1900.

[22]) Ursprung und Verbreitung des mittelländischen Stammes. Deutsche Ausgabe, Leipzig 1897. — Außerdem verschiedene ähnliche Schriften, zuletzt das schon erwähnte Werk „Europa".

[23]) Neuerdings hat derselbe Verfasser eine sehr beachtenswerte, gehaltvolle Abhandlung über „Die Berberfrage" (Arch. f. Anthr. N. F. VIII, von mir in der Pol.-anthr. Revue, VIII 12, besprochen) veröffentlicht, in der starke Einwanderungen von Europa nach Nordafrika zugegeben werden.

[24]) Ammon, Zur Anthropologie der Badener. Jena 1899.

länder sind fast ausschließlich auf die Kreuzung von Homo europaeus mit dem rundköpfigen Homo alpinus zurückzuführen. Anders in England und Südfrankreich, besonders aber in Spanien und Unteritalien, wo trotz aller Völker- und Blutmischung die Mittelmeerrasse immer wieder durchschlug und heute einen beträchtlichen Teil der Bevölkerung bildet.

Nicht aus Afrika nach Europa, sondern in umgekehrter Richtung haben stets sich wiederholende Einwanderungen stattgefunden, die die Ähnlichkeit der Rassen nördlich und südlich[25]) vom Mittelmeer erklären. Der Name der Libyer kehrt wieder bei den gallischen Libui (Livius XXI 38; bei anderen Schriftstellern auch Laevi, Libici, *Λεβεκιοι*), ist also sicher europäischen und höchstwahrscheinlich auch indogermanischen Ursprungs. Auf ägyptischen Denkmälern werden die Lebu vielfach mit hellen Farben dargestellt, und auch verschiedene Schriftsteller des Altertums, wie Skylax (Peripl. 110), Pausanias (I 14), Kallimachos (II 85), Lucan (Pharsal. X 129), schildern die Libyer mit blauen Augen und lichten Haaren.

> Haec Libycos, pars tam flavos gerit altera crines
> Ut nullis Caesar Rheni se dicat in arvis
> Tam rutilas vidisse comas,

so beschreibt der Letztere die Diener der Kleopatra, wobei man allerdings auch an Makedonier oder andre Europäer denken könnte. Der Letzte, der von weißhäutigen und hellhaarigen Volksteilen unter den Mauren spricht, ist Prokop in seinem Wandalenkrieg (II 13). Auch jetzt findet man ja noch vereinzelt unter Berbern und Kabylen Leute mit blauen oder grauen Augen und rötlichen Haaren. Aus alledem geht hervor, daß die Libyer, wohl ursprünglich ein aus der Mittelmeerrasse hervorgegangenes Volk, doch bei ihrer Auswanderung nach Nordafrika schon stark mit nordischen Bestandteilen durchsetzt waren. Da Herodot (VII 72) ein kleinasiatisches Volk von wahrscheinlich thrakischer Abkunft „Ligyes" nennt, da Liger und Licus keltische[26]) Flußnamen sind, so tragen auch die Ligurer, wie die stammverwandten Libyer, Iberer, Siluren[27]) und Vaskonen, einen dem indogermanischen Sprachschatz entstammenden Volksnamen.

Wie in geschichtlicher Zeit Gallier und Franken von Westen, Goten und Langobarden von Osten her in Italien eingedrungen sind, so

[25]) Flinders Petrie, Die Bevölkerungsverhältnisse des alten Ägyptens und die Rassenfrage (Deutsche Revue, Aug. 1895): „Die ältesten bis jetzt bekannt gewordenen Skelette zeigen deutlich eine Mischung des Neger- und des europäischen Charakters". — Oetteking, Kraniologische Studien an Ägyptern, Braunschweig 1909, von mir in d. Pol.-anthr. Revue, VIII 5, besprochen.

[26]) Licus hieß auch die Gail; an ihr wohnten die gallischen Ambilici, wie die Licates am Lech.

[27]) Sil heißt ein aus Gallien stammender weißer Farbstoff, Plin. XXXIII 56.

haben auch die vorgeschichtlichen Einwanderungen diese beiden Einfallspforten benützt, und zwar sind auf dem westlichen Wege Völker keltischen, auf dem östlichen dagegen solche thrakisch-pelasgischen Stammes vorgerückt, die Urbewohner der Mittelmeerrasse verdrängend, überflutend, durchdringend. Die ältesten Wellen, dürfen wir annehmen, bestanden aus Mischvölkern dieser und der nordischen Rasse, die späteren aus mehr oder weniger reinblütigen Vertretern der letzteren. Zum Weststrom gehören die Sikaner, Sikuler[28]), von denen die früher die „Dreieckige" (Trinakria) genannte Insel ihren heutigen Namen hat, Ausoner, Opiker, Sabiner, Marser, Volsker, Latiner, Umbrer und Gallier, zum Oststrom dagegen die Japyger[29]), an die thrakisch-illyrischen Japoden oder Japyden erinnernd, die Pelasger, Tyrsener, Rhäter und Veneter. Dazu stimmen auch die alten Namen des Landes, die teils dem keltischen, Ausonia, Italia[30]), teils dem thrakischen Sprachstamm, Argessa, Tyrrhenia, entnommen sind.

Während um das westliche Becken des Mittelmeers Völker iberischen Stammes sich ausbreiteten, war das östliche mit all seinen Inseln und Halbinseln ursprünglich das Wohngebiet der nach einem Sohne Noahs benannten Semiten, beide der gleichen Rasse (Homo mediterraneus) angehörend. Da diese der nordeuropäischen verwandtschaftlich am nächsten steht, kann sie auch keinen andern Ursprung haben, und es ist daher nicht angängig, für die semitischen Völker ein außereuropäisches Verbreitungszentrum anzunehmen. Sie bilden eine vorläufige Welle der später von unserm Weltteil ausgehenden, der nordeuropäischen Rasse und dem indogermanischen Sprachstamm angehörenden Völkerflut. Gewiß hatte auch die Balkanhalbinsel eine vorarische,

[28]) Thukydides (VI 2) unterscheidet zwar beide Völker, doch macht es die Ähnlichkeit ihrer Namen wahrscheinlich, daß die Sikaner stammverwandte Vorläufer der Sikuler waren.

[29]) Die Sprache der japygischen Inschriften, wie Theotoras artahiaihi bennorrihino, klingt ans Griechische an. — Aristoteles (Plut. Thes. 16) hält sie für Einwanderer aus Kreta und Verwandte der thrakischen Bottiäer. Solin (2): Japygas a Japyge Daedali filio. Fick, bespr. von Much: „Japyges und Japodes ist dasselbe Wort". — Messapier begegnen uns auch auf der Balkanhalbinsel, der Ortsname Bura kommt in Achäa und Unteritalien vor. Im Etym. Mag. 389, 24 wird *βουρίον* (Haus — germ. bur) als messapisch bezeichnet.

[30]) Die Volksdeutung von vitulus, Kalb, ist selbstverständlich wie alle derartigen verfehlt. Beide Namen sind gleichbedeutend (altlat. ausum, Gold, ahd. ital, rein, eitel). Die zum lateinischen Stamme gehörenden Sprachen stehen wegen ihrer Verwandtschaft mit dem Keltischen dem Germanischen näher. Das von Strabo überlieferte sabinische Wort hirpos, Wolf, ist nichts anderes als an. iarpr, der Braune. — Wie verkehrt Sergi's Behauptungen sind, ist schon oben gezeigt worden. So wimmelt auch seine Schrift „Arii e Italici", Torino 1898, von Irrtümern und Widersprüchen und darf daher nicht, wie Rumpelt (Beil. z. Allg. Zeitg. 32, 1904) will, „als eine starke und erfrischende Anregung" begrüßt werden, sondern hat im Gegenteil nur die Verwirrung vermehrt.

wenn man will, semitische Urbevölkerung; diese darf aber nicht, wie es oft geschieht, mit den Pelasgern verwechselt werden, den ersten und deshalb auch am frühesten der Vermischung ausgesetzten Einwanderern aus dem Norden.

Obwohl die Juden unsrer einheimischen Bevölkerung gegenüber, besonders durch ihre dunkleren Farben und eigenartigen Gesichtszüge, den Eindruck einer fremden Rasse machen, sind sie doch keineswegs einheitlich, sondern, wie genauere anthropologische Untersuchungen[31]) ergeben haben, fast ebenso gemischt wie die meisten europäischen Völker. Unsere badischen Erhebungen haben gezeigt, daß sie „kleiner, kurzbeiniger, langköpfiger, dunkler, frühreifer, haariger, bärtiger, engbrüstiger und leichter" sind als die christlichen Wehrpflichtigen. An der Zusammensetzung des Judentums, wenigstens in Mitteleuropa, „ist sowohl der nordeuropäische als der mittelländische und ein rundköpfiger Typus" beteiligt. Welches der ursprüngliche ist, kann bei Vergleichung mit semitischen Völkern von reiner Rasse nicht zweifelhaft sein: der langköpfige, schwarzhaarige, dunkeläugige und mittelgroße, d. h. derjenige der Mittelmeerrasse (Homo mediterraneus).

Der einzige mit dem Anschein von Berechtigung gegen die von mir seit mehr als 25 Jahren vertretene Rassenlehre gemachte Einwand ist der, daß die älteste Kultur im Zweistromland und am Nil nicht von Völkern der nordeuropäischen, sondern solchen der Mittelmeerrasse geschaffen worden sei. Aber auch ihn hat der Fortschritt der Wissenschaft und die Vertiefung unsrer Einsicht entkräftet. Es wird immer wahrscheinlicher, daß auch die alten Kulturvölker der Babylonier, Assyrer und Ägypter, die den Europäern eine Zeit lang vorausgeeilt waren, schon in grauer Vorzeit den Einfluß nordischen Blutes und ureuropäischer Gesittung erfahren haben. Nach den in den letzten Jahren durch die Amerikaner Haynes und Peters in Nippur ausgegrabenen Abbildungen der vorsemitischen Bevölkerung scheint es, daß diese ältesten, Sumerier genannten Kulturträger im Zweistromland, die Erfinder der Keilschrift, nicht, wie man bisher glaubte und wie ich selbst mit Hommel noch 1885 in der „Herkunft der Deutschen" annahm, der mongolisch-rundköpfigen, sondern der nordeuropäischen langköpfigen Rasse angehört haben. Sie sind von schönem, kräftigem und ebenmäßigem Wuchs, haben große, geradestehende Augen, gerade oder

[31]) So von Stieda, Blechman, Ikow, Alsberg u. A. Literatur zusammengestellt in Babad's Aufsatz „Die Rassenmischung im Judentum", Ausland LXIV 42/43, 1891. — Vgl. besonders Alsberg „Die Rassenmischung im Judentum", Samml. gemeinverst. wiss. Vorträge, Hamburg 1891. — Stratz, Was sind die Juden? Wien 1903. Judt, Die Juden als Rasse, Berlin 1903. Beide Arbeiten enthalten viel Irrtümliches. — Weißenberg, Die autochthone Bevölkerung Palästinas in anthropologischer Beziehung, Ztschr. f. Demogr. u. Stat. d. Juden V 9, 1909.

nur leicht gebogene Nasen, schmale Lippen und — das wichtigste Merkmal — ausgesprochene Langschädel, was um so deutlicher zu erkennen ist, als die meisten Köpfe geschoren sind; nur einige Vornehme, Priester oder Könige, tragen langes welliges Haar und einen starken Bart. Gesichts- und Schädelbildung schließen die mongolische Rasse (Homo brachycephalus) mit Sicherheit aus, aber auch semitische Züge[32]) fehlen, und wir wissen ja, daß die Vorgänger der Babylonier eine nichtsemitische Sprache hatten. Die bildlichen Darstellungen finden ihre Bestätigung durch die in den babylonischen Schutthügeln gefundenen Schädel. Schon Layard hatte im Palast des Sardanapal einen solchen ausgegraben, der sich im British Museum befindet und durch seine Gestalt (Index zwischen 70 und 75) jeden Gedanken an eine turanische Bevölkerung verbietet. Fünf andere, 1881 von Dr. Huber nach Paris gebracht und im Museum d'histoire naturelle aufbewahrt, sind von Hamy (Arch. du Mus. d'hist. nat. 1884) beschrieben worden; sie sind dolichocephal und leptorrhin und können daher nur Homo europaeus, Homo mediterraneus oder Mischlingen beider Rassen angehört haben. Vor 12 Jahren hat Bloch in der Pariser Anthropologischen Gesellschaft einen Vortrag[33]) über „die vorsemitische Rasse in Chaldäa und Susiana" gehalten, mit dem Endergebnis, diese sei eine „schwarze", negerähnliche gewesen, wie sie heute noch Südarabien bewohne. Das ist sehr wahrscheinlich; daß sie aber die assyrisch-babylonische Kultur nicht begründet haben kann, liegt auf der Hand. Bloch sagt übrigens selbst, daß die Sumerier dieser Rasse nicht angehört haben[34]).

---

[32]) Vgl. Cope's Abhandlung: The oldest civilized men (American Naturalist, Aug. 1896) und dazu meinen kleinen Aufsatz „Das älteste Kulturvolk im Zweistromland", Globus LXX 22. — Die Gesichter auf den Cope'schen Abbildungen erinnern lebhaft an die auf der erwähnten Urne von Hagia Triada. — In The Ill. Lond. News vom 4. VII. 1908, „The oldest city of the world" (Bismya, 4800 v. Chr.) lesen wir: „Sumerians, a race distinct from the Semites. They had round heads, clean-shaven". Das stark ausladende Hinterhaupt des abgebildeten Statuenkopfes zeigt, daß hier „round heads" nicht im Sinne von Brachycephali, sondern als „wohlgerundet" aufzufassen ist. Die Augen sind groß, geradestehend und ohne Mongolenfalte, Gesichtszüge edel. Vgl. m. Bemerk. in der Pol.-anthr. Revue, VI 7.

[33]) Bull. de la Soc. d'Anthrop. de Paris, 5. ser., t. III., 1902.

[34]) Auch das im Tag (263; 1908) abgebildete Standbild von Umma schließt durch seine Augen- und Nasenbildung, sowie die sonstigen Gesichtszüge sowohl Mongolen (H. brachycephalus) als auch Semiten (H. mediterraneus) vollständig aus. — Über die edle Gesichtsbildung dieses ältesten Kulturvolkes im Zweistromland sagt Heuzey (Catal. des arch. chald., Mus. nat. du Louvre, Paris 1902): „La grande surprise est de voir les traits réguliers du visage achever, jusqu'à un certain point, la ressemblance avec le type grec: grands yeux dessinés en amande, nez parfaitement droit, bouche au sourire délicat, menton ferme, cou bien dégagé dans le quintuple collier qui l'enserre.

Was in den älteſten aſſyriſchen Urkunden von der Sprache der Sumerier[35]) überliefert iſt, klingt durchaus europäiſch, ſo z. B. ein zweiſprachiger Lobgeſang an den Feuergott Gibil[36]), in dem dieſer als „Miſcher von Kupfer (urud) und Zinn (anag)", als Bereiter des „glänzenden" Erzes (zabar), geprieſen wird. Dieſe drei Wörter gehören ſämtlich dem indogermaniſchen Sprachſchatz an: urud, lat. raudus, aſl. ruda, an. raudhi, iſt unſer „rot", anag, ſkr. naga, hat ſich in den deutſchen Wörtern nackt und Nagel erhalten und zabar, ſtimmt mit dem got. saban, glänzend weiße Leinwand (davon ahd. sabenwiz, sabenluter), überein; barza, Eiſen, iſt zum lat. ferrum, alt. fersom, zu ſtellen, takabar zu cuprum. Das ſumeriſche Wort, balag, für Beil erinnert nicht nur an ſkr. paraçu, gr. πελεκυς, ſondern auch an agſ. bil, hildebil; auch eru, ulu, eridu, Erz, Öl, Paradies, ſind nah verwandt mit ahd. er, got. alev und airtha; patesi, Fürſt, entſpricht ohne Frage dem ſkr. pati, lit. patis, gr. (δες)ποτης. Von den altbabyloniſchen Götternamen iſt vor allem der des Sonnengottes, deſſen Verehrung ja aus dem Norden ſtammt, wo nach der Anſchauung der Griechen „des Phoebos alter Garten" lag, ganz indogermaniſch, Bel, Bal = perſ. Belos, kelt. Belenos, agſ. Bäldäg, und findet ſeine Erklärung durch an. bal, agſ. bael, Feuer, Flamme[37]). Merodach oder Marduk iſt genau wie agſ. Bäldäg oder Svafdäg zuſammengeſetzt; ebenſo ſtecken in den Namen Ea, Dagon, Iſtar, Anu, Samas lauter indogermaniſche Wurzeln. Die Göttermutter Tiamat trägt einen ganz ariſch (Deorum mater) klingenden Namen, nicht minder der zu Nippur verehrte Gott des Neumonds Nusku, einem ahd. Niuwisciba entſprechend. Schon im dritten Jahrtauſend gab es nach den Urkunden in der Nähe des Zweiſtromlandes lichthaarige Völker, die Guti namrutim, die „hellen Guti", die als Sklaven ſehr geſucht waren, und noch in der Zeit der Perſerkönige

---

Nulle doute que, dès cette époque, le seul progrès du goût n'ait amené la sculpture chaldéenne, par l'atténuation graduelle du type national, à une conception toute voisine du profil hellénique". Dieſem Schluſſe muß ich widerſprechen: ohne lebende Vorbilder wäre eine ſolche Darſtellung nicht möglich geweſen; auch tragen ſchon die allerälteſten Bildwerke aus einer Zeit, in der es noch keine griechiſche Kunſt gab, die gleichen Züge. Vgl. meine Bemerkungen in der Abhandlung „Die Raſſengliederung des Menſchengeſchlechts", Pol.-anthr. Revue V 7/8, 1906.

[35]) Der Volksname ſelbſt iſt zweifellos verwandt mit dem des Sonnengottes Samas, dieſer wieder mit ahd. sumar, unſerm Sommer.

[36]) Nach Hieronymus von Prag hieß bei den alten Preußen die Göttin, cui fori lucentis administratio creditur, Polengabia, lit. pelene, Herd. — Jul. Capitolinus, Op. Macr. 9: Nam Heliogabalum (halbgriechiſch) Phoenices vocent solem. — Das Meer hieß aſ. gefan, agſ. geofon vom Glanz; dazu gehören auch die Namen der nordiſchen Göttinnen Gefn und Gefion.

[37]) In den ſemitiſchen Sprachen hat dann baal die allgemeine Bedeutung „Herr" angenommen.

wird Medien Matu Gutium, d. h. das „Land der Guti" genannt; ob dieser uralte Volksname, mit dem der zuerst im vierten vorchristlichen Jahrhundert genannten Goten in Verbindung gebracht werden darf, ist zweifelhaft, jedenfalls aber handelt es sich um Angehörige der nordeuropäischen[38]) Rasse.

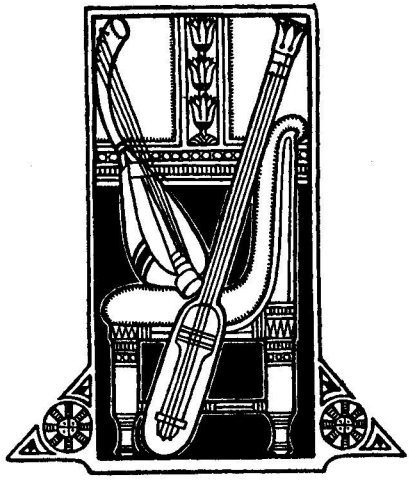
Daß die ägyptische Kultur aus dem semitischen Vorderasien stammt, wird immer deutlicher; aber auch die zumteil hellfarbigen und aus Europa herübergekommenen Libyer und die zweifellos arischen Pelasger und Tyrsener haben sie in nachhaltiger Weise beeinflußt.

Mag man immerhin darüber streiten, wie viel Babylonier und Ägypter nordischem Blute und europäischer Gesittung verdanken, eines ist sicher, daß sie, nicht imstande, die vielversprechenden Anfänge ihrer Kultur aus eigener Kraft weiter zu entwickeln, bald kühnen Eroberern nordeuropäischer Rasse und indogermanischer Sprache, Persern, Makedoniern und Römern, unterliegen mußten. In keckem Anlauf warf Alexander der Große mit seiner makedonischen Phalanx das morsch gewordene Perserreich über den Haufen; aber auch die gewaltige Schöpfung dieses nach Aussehen und Sinnesart einem germanischen Heerkönig des Mittelalters gleichenden[39]) Kriegshelden zer-

[38]) Wenn Lexis (Wesen und Werden der modernen Kultur III, Intern. Wochenschr. f. Kunst, Wissenschaft und Technik, III 33; 1909) schreibt: „Als ihre (der vorderasiatischen Kultur) ersten Träger erscheinen die rätselhaften Sumerer, von denen man nur sagen kann, daß sie weder arischen nach semitischen Stammes waren", so hat er nur teilweise recht, da die nach seiner Meinung einzig noch in Betracht kommenden Mongolen durch Schädelgestalt und Gesichtsbildung vollkommen ausgeschlossen sind. Vgl. auch de Genouillac, Matériaux pour servir à l'histoire de la société Sumérienne, Paris 1909. — Sehr merkwürdig ist die durch Fehr (Hammurapi und das salische Recht; Bonn, Marcus & Weber, 1910) festgestellte Übereinstimmung der altbabylonischen mit den fränkischen Rechtsanschauungen. — Am 4. I. 13 hat Delitzsch in der Berliner Orientgesellschaft in Gegenwart des Kaisers einen Vortrag über „Sumer und Akkad" gehalten. In einem Zeitungsbericht las ich darüber Folgendes: „daß die Kunst und das Kunstgewerbe auf sehr hoher Stufe standen, konnte man aus den mancherlei Kunstwerken sehen, die der Vortragende im Lichtbilde zeigte. Insonderheit riefen die Bronzeköpfe Erstaunen hervor; sie gemahnen lebhaft an die altgriechischen Skulpturen". Dieser Vortrag ist seitdem mit Abbildungen, darunter sechs männliche und fünf weibliche Köpfe, in „Über Land und Meer" (28/9, 1913) erschienen. „Welche Intelligenz", heißt es darin, „spricht aus diesen Gesichtern, diesen hochgewölbten Stirnen, und welcher Adel aus diesen schönen Gesichtszügen der Frauen mit nahezu griechischem Profil". — In meinem Sinne gehalten, wenn auch nicht frei von Irrtümern und Einseitigkeiten, ist ferner der Aufsatz von Wolff über den „Ursprung der Kultur" in der Zeitschrift „Hammer" (XII 255, 1913). Sogar Rediš (Monatsschr. f. Gesch. u. Wissensch. d. Judentums 11/12, 1910) gibt zu, daß die semitischen Wörter für Bauer, Hirte, Schäfer, Stadt, Straße, Palast, Ofen, Schiffer, Fürst, Thron, Schreiber, Gold, Silber, Eisen, Zimmermann u. a. aus dem Sumerischen entlehnt sind.

[39]) De Ujfalvy, Le type physique d'Alexandre le Grand d'après les auteurs anciens et les documents iconographiques, Paris 1902.

fiel nach seinem frühen Tode, und die von seinen Nachfolgern beherrschten Länder gingen größtenteils im römischen Weltreiche auf. Nachdem die Rasse der alten Römer, seiner Begründer, ausgestorben war, geriet auch dieses ins Wanken, und während auf dem Thron der Cäsaren meist nur noch ohnmächtige Schattenkaiser saßen, wurden die Geschicke des Reiches von germanischen Kriegshelden und Staatsmännern wie Arbogast, Rikimer, Stilicho und Belisar gelenkt, konnten Siege römischer Waffen nur noch durch gotische, fränkische, schwäbische Söldner oder Hilfsvölker erfochten werden. Schließlich mußten solche sogar ins Reichsgebiet aufgenommen werden, und auf den Trümmern römischer Herrlichkeit sah man nach den Stürmen der Völkerwanderung nordische Heerführer ihren Königsstuhl aufrichten. Die vielfach verschlungenen und sich durchkreuzenden Wanderungen der germanischen Stämme und Völker, die Art und Weise, wie sie die reiche Erbschaft, die schwertgewonnenen Länder unter sich verteilt und wieder bevölkert haben, all das soll im folgenden Hauptteil geschildert werden.



III.

Geschichtlicher Teil.

1. Der kimbrisch-ingävonische Stamm.

a. Pytheas.[1])

Per non concessas audaces ire tenebras,
Hesperii metas extremaque littora mundi.

Wagemut trieb sie zur Fahrt durch Finsternis,
Nebel und Fluten
Bis zu des Westmeers Säulen am äußersten
Rande vom Erdkreis.

Albinovanus.

Obwohl in den 23 Jahrhunderten, seit Pytheas von Massilia, einer der kühnsten Seefahrer, der erfolgreichsten Forschungsreisenden des Altertums, gelebt und gewirkt, nach Lelewels[2]), des polnischen Geographen, Ausdruck „Hunderte von Gelehrten an ihm sich müde geschrieben haben, teils mit Erbitterung ihn bekämpfend, teils sich anstrengend, ihn zu erklären und ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen", sind doch weder die Widersprüche ausgeglichen, noch die mancherlei an diesen berühmten Namen sich knüpfenden Streitfragen in befriedigender und zusammenhängender Weise gelöst worden. Wenn man bedenkt, daß wir über die Lebensschicksale des merkwürdigen Mannes nur dürftige Nachrichten besitzen, daß seine Reiseberichte — ein unersetzlicher Verlust für die Wissenschaft — bis auf wenige, gelegentlich angeführte Stellen zugrunde gegangen sind, wird man dies begreif-

[1]) Nach einem am 9. IV. 1904 im Württ. Anthropologischen Verein zu Stuttgart gehaltenen Vortrag über „Pytheas und seine Nordlandsfahrt". Bes. Beil. d. Staatsanz. f. Württemberg 9/10, 1904. — Vgl. auch m. Abh. „Die Ostseevölker in alter und neuer Zeit", Monatsschr. f. Soziologie I, 5/6, 1909.

[2]) Pythéas de Marseille et la géographie de son temps. publié par J. Straszéwicz, Bruxelles 1836.

lich finden; zudem stand dem Verständnis und der Würdigung seiner Leistungen von jeher das Vorurteil entgegen, im Altertum die weniger auf Erfahrung beruhenden als künstlich ausgeklügelten Vorstellungen der Philosophen und Geographen über die Gestalt und Beschaffenheit der bewohnten Erde, der *Οἰκουμενη*, in der Neuzeit hauptsächlich der aus der vergleichenden Sprachforschung gezogene Fehlschluß von einem östlichen Ursprung der nordeuropäischen Völker. Dem eigenartigen Verhängnis, daß die kurzsichtigen, nur allzu oft und schnell nach vorgefaßten Meinungen urteilenden Menschen gerade die Wahrheit für Lüge halten, diese aber für bare Münze nehmen, ist auch Pytheas zum Opfer gefallen, so daß seine großartigen Entdeckungen nicht den verdienten Einfluß auf die Entwicklung der wissenschaftlichen Erd- und Völkerkunde erlangen konnten und zum großen Teil wieder in Vergessenheit geraten waren.

Langsam zwar, aber unaufhaltsam brechen unter der unermüdlichen Forscherarbeit die alten Vorurteile, eines nach dem andern, zusammen, durchleuchtet die immer heller strahlende Fackel der Wissenschaft auch die dunkelsten Schatten, so daß ich hoffen darf, auch über die Kundfahrten des massiliischen Reisenden und die merkwürdigen, aus den nordischen Meeren von ihm heimgebrachten Nachrichten einiges Neue mitteilen zu können.

Pytheas, des Kleomenes Sohn und Achates Bruder, ein in der phokäischen Pflanzstadt Massilia geborener Hellene, war in seiner Jugend leichtlebig, dabei aber kühn, unternehmend und stets darauf bedacht, seine Einkünfte zu vermehren. Als Günstling einflußreicher Männer, wie Eumenes und Philetäros, stand er zuerst im Dienste seiner Vaterstadt, wurde aber bald durch angeborenen Tatendrang und lebhaften Wissensdurst dazu getrieben, sich auf Reisen und in den Schulen hervorragender Gelehrter gründliche Kenntnisse in der Erd- und Himmelskunde zu erwerben. Der Astronom Kleomedes[3]) und der kenntnisreiche Arzt Galenus[4]) nennen ihn einen Philosophen, mit dem gleichen Recht, meint Fuhr[5]), „mit dem die in ihrer wissenschaftlichen Richtung mit ihm verwandten Anaximander, Hekatäos, Eudoxos, Eratosthenes, Hipparchos und Polybios bei Strabon dasselbe Prädikat führen".

Selbst dieser letztere Schriftsteller, der so viel an ihm auszusetzen hat und ihn einen „Erzlügner" (*ἀνηρ ψευδεστατος*) und „Aufschneider"

---

[3]) Über die Kreisbewegung der Himmelskörper, herausgegeben von Ziegler, Leipzig 1891.

[4]) Geschichte der Philosophie. Neue Ausgabe der kleinen Schriften von Marquardt, Müller und Helmreich, Leipzig 1884.

[5]) Pytheas von Massilia. Historisch-kritische Abhandlung von M. Fuhr, Darmstadt 1842.

(θαυματοποιος) ſchilt, muß ihm doch in der Aſtronomie und Mathematik gründliche Kenntniſſe, ſowie eine gute Beobachtungsgabe (IV 5) zugeſtehen, wenn er auch behauptet, gerade dadurch habe Pytheas ſeine Unwiſſenheit in andern Dingen verſchleiert und Manche verleitet, ihm Glauben zu ſchenken. Sicher iſt, daß er die geographiſche Lage ſeiner Vaterſtadt mit einer für die damalige Zeit anerkennenswerten Genauigkeit beſtimmt hat (ungefähr auf den 43. Breitegrad; die nördlich von der heutigen Stadt gelegene Sternwarte hat 43° 17′ 49″ nördlicher Breite). Wenn Hipparch[6]) ungefähr die gleiche Breite (in Wahrheit 41° 1′ 27″) für Byzanz fand und daher beide Städte auf denſelben Erdkreis ſetzte, ſo kann das doch unmöglich dem Pytheas zur Laſt gelegt werden, wie Strabo ungerechter Weiſe getan hat. Auch eine andere ſeiner aſtronomiſchen Beobachtungen, über die Lage des Himmelspols, ſtimmt mit unſern heutigen Anſchauungen und Kenntniſſen überein. Während kurz vor ihm der berühmte Geograph und Aſtronom Eudoxos dieſen Pol noch für einen Stern angeſehen hatte, lehrte Pytheas[7]), er ſei nur ein aſtronomiſcher Punkt und bilde mit drei daneben liegenden Sternen faſt genau ein gleichſeitiges und rechtwinkliges Viereck. Die im „äußeren" Meer beſonders auffallende Erſcheinung von Ebbe und Flut ſcheint der maſſiliſche Reiſende gegenüber den früher verbreiteten falſchen Anſchauungen zuerſt auf den Mond zurückgeführt zu haben. Seine wiſſenſchaftliche Bedeutung iſt alſo nicht zu beſtreiten.

Iſt auch weder Geburts- noch Todesjahr bekannt, ſo viel ſteht feſt, daß Pytheas im 4. Jahrhundert vor unſrer Zeitrechnung gelebt hat. Wo und wann er ſeine naturwiſſenſchaftlichen Kenntniſſe erworben? Vielleicht kann die Beantwortung dieſer Frage auch auf ſeine ſonſtigen Lebensſchickſale einiges Licht werfen. Der bedeutendſte Aſtronom und Mathematiker jener Zeit (408—355 v. Chr.) war Eudoxos von Knidos, ein Schüler Platons, und es iſt daher nicht unwahrſcheinlich, daß Pytheas ſeine Ausbildung auf der Sternwarte dieſes ſeit 366 wieder in ſeiner Vaterſtadt lebenden Forſchers[8]) erhalten hat. Über Dikäarch (um 320 v. Chr.), der zuerſt Pytheas mit Namen[9]) nennt, erfahren wir durch Agathemeros (I 4), daß er einen für ſpätere Berechnungen wichtigen Breitenkreis durch Knidos, Rhodos, die ſiziliſche Meerenge und die Stadt Gades gezogen hat. Dabei liegt es nahe, an Pytheas zu denken, der zweifellos in Gades und, da er von den liparifchen Inſeln ſpricht, wahrſcheinlich auch in

[6]) Berger, Die geographiſchen Fragmente des Hipparchos, Leipzig 1869.

[7]) Exegesis Arati et Eudoxi phaenomenon, I 5.

[8]) Dieſe Anſicht wird beſonders von Beſſell, Über Pytheas von Maſſilien, Göttingen 1858, vertreten.

[9]) Nach Polybios bei Strabo, II 4.

Sizilien gewesen, während Dikäarch niemals nach Iberien gekommen ist. Freilich sagt Polybios von diesem, „nicht einmal er habe dem Pytheas Glauben geschenkt", doch bezieht sich das wohl mehr auf die den Zeitgenossen märchenhaft klingenden Berichte über nordische Länder und Völker als auf mathematische Berechnungen und Bestimmungen der geographischen Lage. Dazu kommt, daß sich die erste Erwähnung des Namens Thule, der nur durch den Reisebericht des massiliischen Seefahrers nach Griechenland gelangt sein kann, nach Servius bei Ktesias findet, einem knidischen Arzt, der als Tischgenosse des Kyros den Zug der Zehntausend mitmachte, in der Schlacht von Kunaxa (401 v. Chr.), wo er dem verwundeten König Artaxerxes II. Beistand leistete, gefangen wurde, dann 17 Jahre lang am persischen Hofe als königlicher Leibarzt lebte und schließlich in seiner Vaterstadt als vielseitiger Schriftsteller[10]) sein Leben beschloß. War er in der Schlacht von Kunaxa noch ein junger Mann von einigen zwanzig Jahren, so kann er sehr wohl in den 60er Jahren des 4. Jahrhunderts durch Eudoxos in Knidos mit dem jungen Pytheas bekannt geworden sein und später dessen erste Nachrichten aus dem Norden in seiner Schrift über „Seefahrten" (περιπλοι) verwertet haben.

Demnach hätte Pytheas etwas früher, als gewöhnlich angenommen wird, etwa zwischen 360 und 350 v. Chr., seine Reise angetreten. Von Aristoteles, Dikäarchs Lehrer, der um 328 vier Bücher[11]) über die „Lufterscheinungen" schrieb, wird zwar sein Name nicht genannt, doch findet sich darin, wie auch in anderen Schriften des gleichen Verfassers, manches, was vor Pytheas' Nordlandsfahrt am Mittelmeer nicht bekannt sein konnte; so dehnt er die bewohnte Erde, die Ökumene, bis zum 67. Breitegrad aus und berichtigt die eudoxische Lehre, diese sei doppelt so lang wie breit, dahin, daß die Länge sich zur Breite verhalte wie 5 zu 3. Von vielen großen Flüssen weiß er, daß sie sich von den Arkynien (den mitteleuropäischen Gebirgen) nordwärts wenden und in die nordischen Meere ergießen, und als Beispiel der rasenden Kühnheit und Furchtlosigkeit der Kelten führt er an (Eth. Nic. III 10 und Eud. III 1), daß sie den Fluten mit den Waffen in der Hand entgegengehen.

Ungefähr ein Jahrhundert vor Pytheas, zur Zeit der größten Macht und Blüte von Karthago, waren von dort zwei Kundfahrten ausgegangen, die eine mit 60 Fünfzigruderern und vielen Ansiedlern nach der Westküste von Afrika unter Hanno, dessen Reisebericht in einem kurzen griechischen Auszug noch erhalten[12]) ist, die andere unter

[10]) Ad Verg. Georgica I 30: Praeterea miracula de hac insula (Thule) feruntur, sicut apud Graecos Ctesias et Diogenes, apud Latinos Sammonicus dicit. — Bähr, Ctes. Cnid. fragm., Frankfurt 1824.

[11]) Meteorologica, herausgegeben von Ideler, Leipzig 1834/36.

[12]) Fischer, De Hannonis Carthaginiensis periplo, Leipzig 1893.

Himilko nach dem Norden, von deren Erfolg uns außer gelegentlichen Anführungen griechischer und römischer Schriftsteller besonders die Ora maritima des spätrömischen Dichters Avienus[13]) berichtet, der selbst noch aus punischen Quellen geschöpft haben will:

Haec nos ab imis Punicorum annalibus
Prolata longo tempore edidimus tibi.

In einer durch widrige Winde, Untiefen, Seetang u. dgl. verzögerten Fahrt von vier Monaten —

Quae Himilco Poenus mensibus vix quattuor,
Ut ipse semet rem probasse rettulit
Enavigantem, posse transmitti adserit —

gelangte Himilko bis zur nordwestlichen Halbinsel von Gallien, die damals Östrymnis genannt wurde —

Et prominentis hic iugi surgit caput,
Oestrymnin istud dixit aevum antiquius —,

ins Ärmelmeer mit seinen durch den Zinnhandel berühmt gewordenen Eilanden —

Sinus dehiscit incolis Oestrymnicus,
In quo insulae sese exserunt Oestrymnides,
Late iacentes et metallo divites,
Stanni atque plumbi —

und von hier in zweitägiger, wahrscheinlich von Belerion (Landsend) aus gerechneter Fahrt nach Irland (Jerne, wegen der Ähnlichkeit mit ἱερά auch Sacra insula genannt), dem Albion (das heutige England) gegenüber liegt:

Ast hinc duobus in Sacram (sic insulam
Dixere prisci) solibus cursus rati est.
Haec inter undas multum caespitem iacet,
Eamque late gens Hiernorum colit.
Propinqua rursus insula Albionum patet.

Alle diese Namen sind wohl von ihm erkundet und zuerst den Mittelmeervölkern mitgeteilt worden.

Den Niedergang der karthagischen Macht und Seeherrschaft im folgenden Jahrhundert — eine plötzliche Verteuerung des Zinns im Anfang des 4. Jahrhunderts deutet auf Unterbrechungen des Seehandels mit dem Norden — machten sich die Phokäer von Massilia zunutze, um neue Niederlassungen zu gründen und womöglich den gewinnbringenden Zinnhandel in ihre Hand zu bekommen. Um die Mitte des Jahrhunderts wurden von Massilia aus zwei Forschungsreisen ins Werk gesetzt, eine, den Spuren Hannos folgend, nach Westafrika

[13]) Holder, Rufi Festi Avieni carmina, Innsbruck 1887. — Plin. N. H. II 67: Et Hanno, Carthaginis potentia florente, circumvectus a Gadibus ad finem Arabiae, navigationem eam prodidit scripto; sicut extera Europae noscenda missus eodem tempore Himilco.

unter Euthymenes, die andere, auf dem von Himilko gewiesenen Wege, nach Norden, zu den Zinninseln unter Pytheas. Daß beide Reisenden ihre Kundfahrten zu gleicher Zeit angetreten, ist zwar wahrscheinlich, läßt sich jedoch mit Sicherheit nicht nachweisen; zu den Quellen über Euthymenes gehören aber die erwähnten Meteorologica von Aristoteles.

Wie es dem Pytheas, „einem Mann ohne Amt und Vermögen" (*ἰδιωτῃ ἀνθρωπῳ και πενητι*), möglich war, so weite Reisen zu machen, so ungeheure Strecken zu durchschiffen, darüber haben sich nach Strabo (II 4) schon Eratosthenes und Polybios gewundert. Ob ihm als einem hervorragenden Gelehrten die Mittel dazu vom Rate seiner Vaterstadt zur Verfügung gestellt wurden, ob ihn ein reicher Handelsherr mit der Leitung einer hauptsächlich kaufmännischen Zwecken, der Gewinnung von Zinn und Bernstein, dienenden Unternehmung betraut oder ihn nur als länderkundigen Begleiter auf die Seefahrt mitgenommen hat, darüber sich den Kopf zu zerbrechen, hat keinen Zweck, da es sich nicht mehr feststellen läßt. Tatsache ist, daß er die Reise gemacht und nach seiner glücklichen Heimkehr in einem leider verloren gegangenen, an wichtigen Beobachtungen und merkwürdigen Einzelheiten jedenfalls sehr reichen Werke ausführlich beschrieben hat. Wie dieser Reisebericht überschrieben war, „Umsegelung" (*περιπλους*), „Umkreis der Erde" (*περιοδος γης*) oder „Abhandlungen über das Weltmeer" (*πεπραγματευμενα περι του ὠκεανου*), ob es nur ein einziges oder mehrere Werke von Pytheas gab, auch das läßt sich nicht mehr entscheiden, da weder Dikäarch, Timäos, Eratosthenes, Hipparch und Artemidor, die erwiesenermaßen aus Pytheas selbst geschöpft haben, noch Polybios, Strabo oder Plinius[14]), die ihn vielleicht auch noch zur Hand hatten, etwas Genaueres darüber angeben. Ebenso lassen sich über Ausrüstung und Bemannung des Schiffes, wohl eines der großen Kauffahrer der Handelsstadt Massilia, nur Vermutungen anstellen. Außer dem nötigen Mundvorrat wurden sicherlich auch allerlei Waren für den Tauschhandel, hauptsächlich wohl Waffen und Werkzeuge, sowie Erzeugnisse des griechischen und etruskischen Kunstgewerbes, mit an Bord genommen; die wissenschaftlichen Instrumente nahmen damals noch nicht viel Raum ein. Führer und Steuermann des Schiffes waren wohl Griechen, die Seeleute aber zweifellos der keltisch-ligurischen Küstenbevölkerung entnommen. Vielleicht ging der Eigentümer selbst mit an Bord, jedenfalls aber einer oder mehrere seiner Angestellten zur Leitung der Handelsgeschäfte. Dolmetscher waren dagegen nicht nötig, da die da-

[14]) Die Stellen „scripsit . . . auctor est . . . eandem Pytheas Basiliam nominat . . . Pytheas et Isidorus tradunt", N. H. II 77 u. 99, IV 27 u. 30, lassen darauf schließen.

mals in Westeuropa weitverbreitete keltische Sprache zur Verständigung ausreichte. Als Zeit der Ausfahrt dürfen wir ungefähr die Frühlings-Tagundnachtgleiche annehmen, denn während des Winters ruhte im Altertum die Schiffahrt:

Solvitur acris hiems grata vice veris et Favoni,
Trahuntque siccas machinae carinas[15]).

Es sei nun der Versuch gewagt, aus den wenigen da und dort bei verschiedenen Schriftstellern zerstreuten Bruchstücken der Pytheas'schen Reisebeschreibung Richtung und Ausdehnung seiner Nordlandsfahrt festzustellen. Daß viele Häfen angelaufen wurden, versteht sich von selbst; die Alten entfernten sich nicht gerne allzu weit und lange vom Festlande, auch wurden wohl überall Handelsgeschäfte abgewickelt, Mundvorräte sowie Trinkwasser ergänzt und ortskundige Lotsen an Bord genommen. Zuerst wurden die massiliischen Pflanzstädte und größeren Handelsplätze am Mittelmeer, Emporion, Carthago Nova, Mainake besucht, dann die Säulen des Herkules durchsegelt:

Hic sunt columnae pertinacis Herculis
Abila atque Calpe[16]).

Abila, Abyla, Abylax, heute Punta de la Almina bei Ceuta, soll ein punisches Wort sein und „hoher Berg" bedeuten,

namque Abilam vocat
Gens Punicorum, mons quod altus barbaro est,

Calpe dagegen im Griechischen einen Krug:

Calpeque rursum in Graecia species cavi,
Teretisque visu nuncupatur urcei,

doch ist beides wohl nur Volksdeutung, Calpe wenigstens scheint, wie der römische Name Calpurnius zeigt, ein keltisches Wort zu sein. Der erste längere Aufenthalt wurde jedenfalls in Gades gemacht, der altberühmten Handelsstadt, die einen regen Schiffsverkehr mit den Zinninseln, den Kassiteriden, unterhielt und wo daher zuverlässige Nachrichten über die Länder des Nordens eingezogen werden konnten:

Tartesiisque in terminos Oestrymnidum
Negotiandi mos erat[17]).

Nach Avienus (III 612) hätte die Stadt zuerst Cotinussa geheißen und wäre dann von tyrischen Ansiedlern Gades oder vielmehr Gadir genannt worden, welcher Name im Phönikischen einen mit Wall und Pfahlgraben befestigten Ort bedeute:

[15]) Horatii Flacci carmina, I 4.
[16]) Rufi Festi Avieni carmina, IV 86. — Bei Hesych καλπη = ὑδρια.
[17]) Avieni carmina: IV 548 und 113.

Haec Cotinussa prius fuerat sub nomine prisco,
Tartessumque dehinc Syrii[18]) dixere coloni,
Barbara quin etiam Gades hanc lingua frequentat:
Poenus quippe locum Gadir vocat undique saeptum[19])
Aggere praeducto.

Ob die angeblich älteste, von Plinius (N. H. IV 39) auf Timäos zurückgeführte Bezeichnung wirklich griechisch ist und von κοτινος, wilder Ölbaum, abgeleitet werden darf, wie Dionys der Perieget (456) meint und wofür auch die Endung (wie Pityusae von πιτυς, Ophiusa von ὀφις) spricht, lasse ich unentschieden, ebenso ob Tartessus (hebräisch Tarschisch, Ezechiel XXVII 12) ein semitisches Wort ist; jedenfalls ist dieser auch für den Fluß Quadalquivir (Baetis, Certis, letzteres wie Cartare, Carteia sicher keltisch) und die ganze Landschaft gebrauchte Name später auch auf eingewanderte keltische Völker, die Turduler oder Turdetaner, übergegangen.

Als Hauptstapelplatz für den Zinnhandel wie für alle sonstigen Erzeugnisse des an Naturschätzen reichen iberischen Landes war Gades, infolge seiner günstigen Lage, seines guten Hafens und der seetüchtigen[20]) keltiberischen Küstenbevölkerung, bald zu einer mächtigen Handelsstadt erblüht, die nach Strabo (III 5) „die meisten und größten Handelsschiffe sowohl ins innere als auch ins äußere Meer" aussandte, „multa et opulens civitas aevo vetusto" (Avien. IV 270).

Nach der Eroberung Phönikiens und schließlich auch der Stadt Tyrus (573 v. Chr.) durch die Assyrer bekamen die Jonier freie Hand, und die Aussicht auf reichen Handelsgewinn führte samische und phokäische Fünfzigruderer durch die Säulen des Herkules, wo nach der Sage die Phokäer mit dem Beherrscher des Landes, einem König mit dem keltisch klingenden Namen Arganthonios, so große Freundschaft schlossen, daß er ihnen das nötige Geld zur Erbauung einer festen Stadtmauer schenkte (Herod. I 163 und IV 152). Später freilich wußte Karthago, die seebeherrschende Pflanzstadt von Tyrus, den ganzen Handel außerhalb der Säulen des Herkules wieder an sich zu reißen und jeden fremden Wettbewerb auszuschließen.

Daß in Gades auch im Lande selbst gefundenes Zinn gehandelt wurde, kann nicht wohl in Abrede gestellt werden. „Genetrix haec

[18]) Ea tempestate et Tyria classis, plurimum pollens mari, in extremo nostri orbis termino, insulam circumfusam Oceano, perexiguo a continenti divisam freto, Gades condidit, Vell. Paterc. Hist. I 3.

[19]) Av. carm. III, 612, ebenso IV 268: Nam Punicorum lingua conseptum locum Gadir vocabat. Ferner Plin. IV 36: Poeni Gadir, ita Punica lingua septem significante. — Die Ableitung aus dem Griechischen (nach Stephanos von Byzanz, Suidas u. A.) als γης δειρα, Erdhals von der Landenge, ist sicher verfehlt.

[20]) Avien. III 743: acer Hiberus hic freta veloci percurrit saepe phaselo.

ora metalli", ſagt Avien (III 742), „liventis stanni venas vomit", und führt dies in einem andern Gedicht, Ora maritima (IV 291), noch weiter aus:

> At mons paludem incumbit Argentarius,
> Sic a vetustis dictus ex specie sui,
> Stanno iste namque latera plurimo nitet.

Wegen ſeines Glanzes hieß dieſer Berg auch Cassius (zwei gleichbedeutende keltiſche Wörter), und von ihm leitete man daher im Altertum das griechiſche *κασσιτερος* ab (IV 259):

> Cassius inde mons tumet,
> Et Graia ab ipso lingua cassiterum prius[21])
> Stannum vocavit,

denn aus dem Sande des dort entſpringenden Fluſſes ſoll Zinn gewaſchen worden ſein (IV 296):

> Idem amnis autem fluctibus stanni gravis
> Ramenta volvit, invehitque moenibus
> Dives metallum,

eine Sage, die auch bei Skymnos (v. 164):

> *ἡ λεγομενη Ταρτησσος, ἐπιφανης πολις,*
> *ποταμοῤῥυτον κασσιτερον ἐκ της Κελτικης*
> *χρυσον τε και χαλκον φερουσα πλειονα,*

und Stephanos von Byzanz (*ὁστις ποταμος και κασσιτερον ἐν τω Ταρτησσῳ καταφερει*) wiederkehrt. Dieſe Sage iſt nicht ſo „widerſinnig", als Müllenhoff[22]) meint, denn das Vorkommen gediegenen Zinns in ſpaniſchen Wäſchen und Geröllen wird nicht nur von Plinius (N. H. XXXIV 47: Interveniunt et minuti calculi, maxime torrentibus siccatis. Lavant eas arenas metallici et, quod subsidit, coquunt in fornacibus, ſondern auch von der heutigen Wiſſenſchaft[23]) beſtätigt. Die Ausbeute kann jedoch, da Spanien und Portugal jetzt gar kein Zinn mehr erzeugen und auf den Markt bringen, nur gering geweſen, die Hauptmenge des in iberiſchen Häfen, vor allen in Gades, gehandelten Zinns muß über See eingeführt worden ſein. Sonſt wären ja auch die wiederholten Anſtrengungen, das Urſprungsland des wertvollen Metalls zu Schiff zu erreichen, ganz unbegreiflich.

---

[21]) Daß das als kastira ins Sanskrit, als kazdir ins Arabiſche übergegangene *κασσιτερος* in der Tat ein keltiſches Wort iſt, genau wie die Namen Cassignatus und Brogitarus aus den Wurzeln cass und tar zuſammengeſetzt, habe ich zuerſt, Ausland Nr. 20, 1890, und Globus XLII 7, 1892, nachgewieſen.

[22]) Handbuch der deutſchen Altertumskunde. Neuer vermehrter Abdruck, beſorgt durch Max Roediger, Berlin 1890.

[23]) Alb. Schmidt, Zur Frage nach dem Urſprung des Zinns uſw., Beilage zur Allgem. Zeitung 202, 1900.

Ob schon die Phöniker bis nach Britannien vorgedrungen[24]) oder bloß die Unterhändler für das von keltischen Schiffern eingeführte Zinn gewesen sind, läßt sich mit Sicherheit nicht mehr feststellen. Die so oft zu Gunsten der ersteren Annahme angeführten Worte von Plinius (VII 57) „Plumbum (sc. album) ex Cassiteride insula primus apportavit Midacritus" beweisen in Wahrheit gar nichts, denn daß dieser Name für Melicertus verschrieben sein und den phönikischen Melkart bedeuten soll, ist durchaus nicht so „sicher", selbstverständlich und „natürlich", als viele Forscher, darunter auch Schrader, der Verfasser des „Reallexikons der indogermanischen Altertumskunde" (Straßburg 1901), annehmen. Schon im 17. Jahrhundert hat der gelehrte Jesuit Harduin die Vermutung geäußert, bei Plinius sei „Midas Phryx" zu lesen, und Reinach[25]) hat diese Ansicht durch zwei bisher nicht beachtete, offenbar auf eine gemeinsame Quelle zurückgehende Stellen[26]) bekräftigt, nach denen der sagenhafte König Midas als „Erfinder" des Zinns anzusehen wäre. Aber auch, wenn man Midacritus für die richtige Lesart hält, braucht dieser Name nicht phönikisch zu sein, sondern kann, wie Theokritos, Demokritos, Polykritos u. ä., als eine Zusammensetzung mit dem auch der griechischen Sprache eigenen Wort *μιδας* (einen Käfer bedeutend) betrachtet werden. Demnach hätten die Phryger, nach einem durch Eusebius überlieferten Bruchstück aus Diodors 7. Buche in der Seeherrschaft (Thalassokratia) Vorgänger der Phöniker, als Einführer des Zinns in die Mittelmeerländer zu gelten. Inwieweit dabei außer dem Seehandel auch der, meistens ältere, Landweg in Betracht kommt, soll hier nicht weiter untersucht werden. Jedenfalls muß im 5. Jahrhundert, zur Zeit der Vorherrschaft Karthagos, der unmittelbare Handelsverkehr mit Britannien unterbrochen gewesen sein, sonst wäre ja die Aussendung der Kundfahrt unter Himilko nicht nötig geworden. Über alle diese Verhältnisse konnte sich Pytheas, der Nachfolger und Nacheiferer des karthagischen Seefahrers, nirgends besser unterrichten, nirgends konnte er auch bessere Vorbereitungen für seine eigene Reise treffen, als eben in Gades.

In seinem Reisebericht hat Pytheas anscheinend erwähnt, daß Ebbe und Flut nur „bis hieher reiche", oder vielmehr erst von hier

[24]) G. Mair, „Auf alten Handelswegen", Progr. d. Gymn. in Pola 1903, behauptet, die Phöniker und Karthager hätten nicht nur mit England, sondern auch mit Schonen und der samländischen Küste unmittelbaren Seehandel getrieben; das ist zweifellos unzutreffend.

[25]) Un nouveau texte sur l'origine du commerce de l'étain, L'Anthropologie X 4, 1899. Von mir unter der Überschrift „Neue Kunde über den ältesten Zinnhandel" eingehend im Globus XXVI 20 besprochen. — Vgl. auch Carthaus, Das Zinn. Kosmos H. 4, 1913.

[26]) Hyginus (Fab. 24): Midas rex, Cybeles filius, Phryx, plumbum album et nigrum primus invenit. Cassiodorus (Var. III 21): Aes enim Jonos, Thessaliae rex, plumbum Midas, regnator Phrygiae, repererunt.

an für die Schiffahrt in Betracht komme. Artemidor und, diesem mit Behagen folgend, Strabo (III 2) machen nun dem Eratosthenes einen Vorwurf daraus, daß er, auch hierin dem Pytheas vertrauend, solche „Aufschneidereien" nacherzähle, während doch, wie jedermann wisse, dies „rings um die ganze bewohnte Erde" stattfinde. In Wahrheit sind aber in den Binnenmeeren, so auch im Mittelländischen, die Gezeiten ganz unbedeutend, allerhöchstens 1 m betragend, und Pytheas war daher vollkommen im Recht, wenn er die Wichtigkeit derselben für den von Gades aus in die nordischen Meere Segelnden hervorhob. Der Verfasser der Placita philosophorum (III 16) und der angeblich galenischen Abhandlung über die „Geschichte der Philosophie" (c. 12) haben Pytheas offenbar mißverstanden, wenn sie sagen, er habe die Flut der Zunahme, die Ebbe der Abnahme des Mondes zugeschrieben. Solche Torheiten kann ein Mann, der auf langer Seefahrt die täglich zweimal wiederkehrende Erscheinung zu beobachten Gelegenheit genug hatte, nicht behauptet haben. Wenn er aber, wie wahrscheinlich, berichtet hat, daß zur Zeit des Vollmonds und des Neumonds die höchsten Fluten, die sogenannten Springfluten, eintreten, so stimmt er mit der heutigen Wissenschaft überein und hat auch bei dieser, sogar jetzt noch nicht vollständig erforschten Erscheinung sich als zuverlässigen Beobachter erwiesen. Strabo selbst erwähnt an zwei Stellen (III 5 und IV 5) die Zunahme der Flut bei Neu- und Vollmond und hat somit, da sein Gewährsmann Posidonios diese Kunde nur aus Pytheas geschöpft haben kann, keinen Grund, dessen Glaubwürdigkeit in Zweifel zu ziehen. Die gleiche Angabe findet sich auch bei Solin (24): At hi, qui siderum sequuntur disciplinam, contendunt meatus istos commoveri lunae cursibus: adeo ut vicissitudines inter maciem aquarum et plenitudinem respiciant adauctus ejus vel eliquia, neque eodem semper tempore, sed prout illa aut minuatur aut crescat, variari alternantes recursus.

Von der Hafenstadt Gades führte dann die Reise nach der Südwestspitze Iberiens, dem „heiligen Vorgebirge" (Promontorium sacrum), nach einer dem Herakles geweihten Opferstätte so benannt. Daß dazu „eine Fahrt von fünf Tagen" nötig sei, auch das erklären Artemidor und Strabo für erlogen, da die Entfernung ja nur 1700 Stadien betrage; doch konnte ein altes Segelschiff, gegen widrige Winde aufkreuzend, wohl so viel Zeit für diese Strecke brauchen, und Pytheas fügt auch aus eigener Erfahrung hinzu, daß die Umsegelung der Nordküste von Iberien leichter sei „nach dem Keltenlande", d. h. mit günstiger Strömung und dem Westwind im Rücken, als „nach dem Ocean zu". Nachdem auch die Nordwestspitze des Landes, das Promontorium Nerium, umschifft war, wurde jedenfalls im „Hafen der

Artabrer" beim heutigen Corunna, Rast gemacht, wo „die Seefahrer Anker zu werfen pflegten".

An der keltischen Küste wurden zweifellos die bedeutendsten Handelsstädte, Burdigala an der Mündung der Garumna und Korbilo am Ausfluß des Liger, angelaufen, und von hier aus in „dreitägiger Fahrt" die Insel Uxisama (ein echt keltisches Wort wie die Ortsnamen Uxama und Uxellodunum; die spätere lateinische Form Uxantis des Itin. Anton. leitet zum heutigen Ouessant über) erreicht, gegenüber dem Vorgebirge Kalbion (das *καβλιον* mancher Handschriften, das Gobaion des Ptolemäos sind als Entstellungen anzusehen), das dem Namen nach mit Calpe übereinstimmt. Die Oestrymnier (Ostidamnioi und Ostimioi oder gar Timioi sind ebenfalls Verstümmelungen) in der heutigen Bretagne bestätigen die schon von Himilko genannte Ostrymnis.

Wie der massiliische Seefahrer bisher immer den Spuren des karthagischen gefolgt war, so segelte er auch jetzt quer über den Eingang des Ärmelmeers nach der südwestlichen Spitze von Albion, dem Vorgebirge Belerion (heute Landsend), wohl nach dem keltischen Sonnengott Belenos benannt, dem dort, wo man „des Helios leuchtende Fackel" ins Meer hinabsinken sah, ein Heiligtum errichtet war. Während die meisten Forscher annehmen, Pytheas sei von hier ostwärts, längs der Südküste von Albion oder der Nordküste von Keltike, gesegelt, glaube ich, daß er aus Gründen der Vorsicht, um die gute Jahreszeit und die immer länger werdenden Tage auszunützen, zunächst soweit als möglich nach Norden vorzudringen versucht hat. Hier an der Westküste von England, insbesondere im Kanal von Bristol, bei Portishead an der Mündung des Avon, erreicht die Flut eine Höhe wie sonst an keiner europäischen Küste, von über 12 m, und der sorgfältige Beobachter Pytheas hat nicht unterlassen, was er beim Vorbeifahren selbst sah oder von landeskundigen Schiffsleuten erfuhr, in seinem Tagebuch zu vermerken. Octogenis cubitis supra Britanniam intumescere aestus Pytheas Massiliensis auctor est, sagt Plinius (II 99), und auch diese Angabe hat man dem Pytheas als tolle Aufschneiderei angerechnet, da auch die mächtigsten Sturmfluten kaum halb so hoch aufsteigen und der Ausdruck aestus, wie Fuhr[27]) ganz richtig bemerkt, die „regelmäßige" Wiederkehr der Gezeiten anzuzeigen scheint. Betrachten wir aber octogenis (80) als einen der in den Plinius-handschriften so häufigen Schreibfehler für octonis denis (18), so kommen wir der Wahrheit sehr nahe.

Zwischen Albion und Jerne[28]) — der zusammenfassende Name *Βρεταvιδες*, Bretannicae insulae scheint vor Pytheas noch nicht be-

[27]) a. O. S. 20.

[28]) Offenbar wegen der Ähnlichkeit dieses Namens, der aber nichts anderes als Ibererland, Ivernia, Hibernia, bedeutet, mit *ἱερα*, vielleicht auch durch Ver-

kannt gewesen zu sein — hinauffahrend, gelangten die Reisenden zunächst nach der durch einen geheimnisvollen Gottesdienst mit weiblichen Priestern berühmten Insel Mona, heute Anglesey. Die übereinstimmenden Schilderungen bei Strabo (III 5) und Avien (III 951):

> Et brevis e pelago vertex subit; hic chorus ingens
> Feminei coetus pulchri colit orgia Bacchi,
> Producit noctem ludus sacer; aëra pulsant
> Vocibus et crebris late sola calcibus urgent,

können nur aus dem Pytheas'schen Reisebericht stammen und werden durch Tacitus' dramatische Erzählung (Ann. XII 30) von der Eroberung der Insel bestätigt. Von hier führte der Weg an Monavia (diese Gestalt des Namens dürfen wir aus Monapia und Mevania herstellen), dem heutigen Man, und den Hebriden[29]) vorüber nach den Orkaden, Orkneys, deren größte Dumna hieß, im Mittelalter zu Pomona entstellt, von da nach den Scandiae (heute Shetlands wie angelsächsisch Scedenig = Scandinavia), wo auf Mainland (ich vermute, daß die überlieferten Formen Nerigon oder Verigos aus Meginovia, d. h. großes Eiland, verderbt sind) die letzten Vorbereitungen für die sechstägige Fahrt nach Island, dem äußersten aller bewohnten Länder, der ultima Thule[30]), getroffen werden mußten, da die unwirtlichen Bergae, die heutigen Faeröer[31]), wohl nur gestreift wurden (maximamque

---

wechselung mit Mona, heißt die Insel bei Avien auch Sacra insula. Die bei Diodor sich findende Bezeichnung Iris, älteste Form von Erin, Irland, hat mit Ierne nichts als einen zufällig ähnlichen Klang gemein.

[29]) Vermutlich hat Pytheas *Αἰβρυδες* geschrieben, woraus dann Haeboudes, Haemodes, Acmodes, Ebodia geworden ist. — In seinem auch sonst viel Irrtümliches enthaltenden Vortag über „Die Entdeckungsgeschichte von England im Altertum" (Verhdlg. des 7. Internationalen Geographenkongresses in Berlin) behauptet Sieglin, die Inseln verdankten ihren Namen „einer Willkür des schottischen Gelehrten Hector Boëthius". Aus der Luft gegriffen kann er aber doch nicht sein.

[30]) Der Name ist zweifellos keltisch und mit Tulion, Tullium, Toletum, Tolosa, Tolistoboii zusammen zu stellen. Das auffallende Th rührt vielleicht nur von den griechischen Quellen her. Ebel schreibt an Müllenhoff (D. A. I. S. 408): „Das anlautende th ist überhaupt rätselhaft". Das Keltische hat freilich ebensowenig wie das Lateinische ein th, doch kommt es gerade in britannischen Namen, Thamesis, Alcluth, Arthur, einigemale vor.

[31]) Nach Pomp. Mela (III 6) lagen die Bergae der Insel Thule gegenüber (Thule Bergarum litori opposita). Faeröer ist daher wahrscheinlich die germanische Form des Namens (germ. faro, kelt. baro, nobilis) und die Volksdeutung „Schafinseln" falsch. Bei den Burgunden hießen die Edelleute farones, faramanni, bei den Langobarden die vornehmen Geschlechter farae. Bei Adam von Bremen wird auch Helgoland, wie die Faeröer im Leben das h. Anschar, Farria genannt, und es gab im Mittelalter einen episcopatus Farensis. Die südlichste der Shetlands heißt Fair Island (an. Fridharey, „schönes Eiland"), ein Inselchen an der Nordspitze von Gotland Fåroe, eine der Orkaden Faras; ungefähr gleichbedeutend ist Scandiae.

omnium Nerigon, ex qua in Thulen navigetur, Plin. N. H. IV 30). Daß die Insel, wo „der Wendekreis zum Bärenkreise wird", d. h. die den Polarkreis berührt, damals nicht unbewohnt war, geht aus den von Geminus (Elem. astron. 5) überlieferten Worten des Pytheas hervor: „dort zeigten uns die Barbaren, wo die Sonne zur Ruhe geht". Auch die Norweger fanden dort eine spärliche, schon früher durch schottische Mönche zum Christentum bekehrte keltische Bevölkerung vor: nuntiaverunt mihi clerici, schrieb im 9. Jahrhundert der Mönch Dicuil, qui a Kl febroarii usque Kl augusti in illa insula manserunt ... Der Tag, der in Britannien 17 Stunden gedauert hatte, erreichte an der Südküste von Thule die Länge von 21 Stunden; Pytheas scheint demnach gerade zur Zeit des längsten Tages, an dem die Sonne nur für wenige Stunden unsichtbar wird, zur „Ruhe geht" nach nordisch-germanischer Auffassung, dort gewesen zu sein. Daß noch weiter im Norden die Sonne im Sommer gar nicht mehr untergehe, im Winter dagegen eine „halbjährige Nacht herrsche", hat er von den Einwohnern erfahren (quod in insula Thyle compertum Pytheas Massiliensis asseruit, Marcian. Capell. VI p. 194).

Zweifellos war Pytheas der erste Südeuropäer, dessen Fuß die berühmte Thule (Graecis et Romanis carminibus celebratam, Pomp. Mela) betreten hat, der einzige, der sie aus Erfahrung[32]) kannte und, das muß selbst Strabo (II 5) zugeben, „darüber Auskunft geben" konnte. Aber damit noch nicht zufrieden, ist er anscheinend noch eine Tagreise weiter nach Norden, gegen das Eismeer zu, gefahren, das in der Sprache der Kelten oder, was in dieser Hinsicht gleichbedeutend, der Kimbern das „geronnene" hieß (germ. hrunnan, kymr. crunn, gäl. cronn. A Thule unius diei navigatione mare concretum, a nonnullis Cronium appellatur, Plin. N. H. IV 30[33]), Dionysii Periegetis 32: *ποντον μιν καλεουσι πεπηγοτα τε Κρονιον τε*). Auf dies geronnene, halb gefrorene und daher breiartige Meer muß sich auch der Ausdruck „Meerlunge" (*πλευμων θαλαττιος*) beziehen, der den Erklärern so viel Kopfzerbrechen[34]) gemacht hat; er ist anscheinend nichts anderes als die

[32]) Mit Unrecht erklärt Nansen in seinem neuesten, auch sonst allerlei Anfechtbares enthaltenden Werk „Nord i Taakeheimen" (Norden im Nebelheim, 1911) Thule für Norwegen.

[33]) Wenn auch, wie sich einwenden läßt, got. ahd. rinnan kein anlautendes h hat, so könnte dieses doch, wie in so manchen anderen Fällen (z. B. hring und ring, hraban und raban, hreini und reini) verloren gegangen sein. An der Zusammengehörigkeit von kelt. crunn, cronn mit ahd. runnan wird man so wenig zweifeln dürfen wie an der Verwandtschaft von crème und Rahm. Vielleicht darf auch das agf. hrind, erstarrt, beigezogen werden.

[34]) Kählers Erklärung der Meerlunge als Wattenmeer (Forschungen zu Pytheas' Nordlandsreisen, Festschr. des Stadtgymn. in Halle zur 47. Philologenversammlung 1903) ist ebenso verfehlt wie seine Behauptung, Pytheas sei „meist zu Fuß gereist". — Lebirmeri, libermer, labermer bedeutet „geronnenes" Meer,

Überſetzung des germaniſchen „lebirmere“, das Pytheas aus dem Munde nordiſcher Seeleute gehört haben kann. Hier aber machte der kühne Seefahrer, vielleicht durch Eisberge veranlaßt, kehrt und ſegelte quer durch das „Tote Meer“ (morimarusa in der Sprache der Kimbern, von der in mors und Mord ſteckenden Wurzel mor und got. marisaivs, ah. mareoseo) herüber[35]) nach dem Vorgebirge Rubnaes an der norwegiſchen Küſte (Philemon, ein unbekannter Schriftſteller, Morimarusam a Cimbris vocari, hoc est mortuum mare, usque ad promontorium Rubenas, Plin. N. H. IV 27); da es noch heute nördlich von den Lofoten ein kleines Felſeneiland Rebnaesoe gibt, glaube ich ſo das Rubeas der Ausgaben verbeſſern und mit Promontorium clarum (angelſ. rof) überſetzen zu dürfen.

Dann ging die Fahrt nach Süden, längs der Lofoten und Schären Oeonae (nichts anderes als das nordiſche oear; der Zuſammenhang mit ὠόν iſt nicht ſo „rätſelhaft“, als Müllenhoff meint), wo die Bewohner von „Vogeleiern und wildem Hafer“ lebten. Dieſe, wohl lappiſchen Stammes und in Rentierfelle und Kapuzenmäntel gehüllt, wurden vielleicht nur ſcherzweiſe vom Schiffsvolk „Pferdefüßler“ und „Ohrenmenſchen“ (Hippopodes und Panotii) genannt; dieſe alten Schiffermären ſind aber in ſpätere Wundergeſchichten, ſo in den deutſchen

---

verwandt mit lab, coagulum, und libara, lebara, lepar. Ein mere ist geliberot, daz ist in deme wentilmere westerot, heißt es in dem Bruchſtück einer althochdeutſchen Weltbeſchreibung. — Detleſſen, Die Entdeckung des germaniſchen Nordens im Altertum (Quellen u. Forſch. 1904, H. 8), hält Metuonis für das Wattenmeer an der Nordſee und Abalus für Helgoland. Mathias, der dieſe Arbeit beſpricht (Wochenſchr. f. klaſſ. Phil. 1905, Nr. 27), verſetzt die Goten an die Ems und erklärt Mentonomon für das Ärmelmeer. — Den Anſichten von Kähler und Mathias ſchließt ſich im allgemeinen Beckers an (Vom germaniſchen Norden uſw., Georgr. Zeitſchr. XVII 12 u. XVIII 9); nur verlegt er die Wohnſitze der Goten an die Elbmündung (Mentonomon). Von da ſollen ſie über Schleswig-Holſtein und Dänemark nach Schweden, dann über die Oſtſee wieder nach dem Feſtland gewandert ſein. Auch ſonſt enthält die Arbeit viel Unmögliches und bedeutet keinerlei Fortſchritt. Nach dem Erſcheinen eines noch ausſtehenden Schlußaufſatzes werde ich den Verfaſſer in der gleichen Zeitſchrift berichtigen.

[35]) Die wahrſcheinlich von Pytheas aus eigener Erfahrung zuerſt in Südeuropa bekannt gemachte Erſcheinung des „toten“ Waſſers (Tac. Agr. 10: mare pigrum et grave remigantibus) iſt auch heute noch ein Hindernis für die Schifffahrt. In einer Reiſeſchilderung aus Nordgrönland ſchreibt darüber der ſchweizeriſche Naturforſcher Rikli (N. Zürich. Ztg. 311, 1909): „Eine eigentümliche Erſcheinung, die in nördlichen Meeren oft beobachtet wurde, iſt auch dieſen Gewäſſern eigen, das ſog. tote Waſſer. Vermutlich handelt es ſich um eine Erſcheinung der Denſität des Waſſers, bedingt durch das Zuſammentreffen von kaltem Salz- und Süßwaſſer in einem ganz beſtimmten Miſchungsverhältnis. In der toten See kommen die Schiffe nicht vom Fleck, ſelbſt größere Dampfer haben Mühe, ſich aus dem verhängnisvollen Waſſer herauszuarbeiten“. Dieſe anſprechenden und lehrreichen Schilderungen ſind als Buch erſchienen (M. Rikli u. A. Heim, Sommerfahrten in Grönland; Frauenfeld, Huber & Co., 1911).

„Herzog Ernſt" und die arabiſche[36]) Märchenſammlung „Tauſend und eine Nacht" übergegangen. „Zu den Erzählungen von Völkern mit menſchlichen Geſichtern, aber Tiergeſtalt", meint auch Geijer (Schwedens Urgeſchichte, deutſche Ausg. Sulzbach 1826), „ſcheinen die Kleider der nordiſchen Nationen aus Tierfellen die erſte Veranlaſſung gegeben zu haben".

Durch das Skager Rak (Codanus[37]) sinus bei Pomponius Mela und Plinius) ſegelnd, kam Pytheas dann an die „Nordſäule" (στηλη βορειος) oder das „Kimbriſche Vorgebirge" (Promontorium Cimbrorum) und ging vermutlich in einem Hafen an der Weſtküſte der kimbriſchen Halbinſel vor Anker, um hier den koſtbaren Bernſtein einzuhandeln, der, wie er von den Einwohnern erfahren konnte, in großer Menge an der Bernſteininſel (Raunovia, heute Bornholm, auch Baltia[38]), zu Basileia oder Abalus entſtellt) von den Meereswogen ausgeworfen, von den Bewohnern geſammelt und den „benachbarten", d. h. damals auf den däniſchen Inſeln wohnenden, Teutonen verkauft wurde (proximisque Teutonis vendere, Plin. N. H. XXXVII 11). Aus der Erwähnung der Goten (Guttones) haben die meiſten Forſcher geſchloſſen, Pytheas ſei auch in der Oſtſee geweſen, doch haben wir für eine ſolche Annahme keinerlei Anhalt, und die Zeit einer Sommerreiſe wäre dafür auch zu kurz geweſen. Die Goten wohnten damals in der Ausdehnung von 6000 Stadien an einem Mentonomon, Metonomon oder Metuonis[39])

---

[36]) Sindbad, wie der durch ſeine merkwürdigen Abenteuer berühmte Seefahrer heißt, könnte auch ein gotiſcher Name ſein.

[37]) Dieſen Namen möchte ich als Godanus sinus, d. h. gotiſchen Meerbuſen (wie got. kaurbanus, thiudans gebildet) deuten. Nachträglich ſah ich, daß ihn ſchon Melanchthon (Germania) und Aventin (Hist. boj.) mit den Goten in Verbindung gebracht haben. Auch Lyscander (Antiqu. Dan.) ſchreibt „mare godanicum". — Noch heute heißt das Land nördlich und öſtlich von dieſem Meerbuſen Götarike, d. h. Gotenreich. Der erwähnte Steinhauſen hat zwar darin recht, daß Pytheas „nicht an der Oſtſee geweſen", ſchweigt aber vollſtändig von den Goten. Die Inſel, von der die Teutonen und durch ſie die Kimbern den Bernſtein bezogen, kann nur das heutige Bornholm, alt. Baltia (entſtellt Abalos, Baſileia) oder Oſtricia (entſtellt Oſericta) geweſen ſein. Ich gebe aber jetzt zu, daß nach Zuſammenhang und Wortlaut das von Plinius (IV 27) genannte Oſteiland (Austravia) unter den Friſiſchen Inſeln, deren Größe und Lage ſich ja ſeitdem vielfach geändert hat, geſucht werden muß. Ähnlich gebildet iſt ja noch der heutige Name Norderney, und Borkum iſt ſicher das alte Burchana. Daß Auſtravia auch Glessaria (Bernſteininſel) hieß, erklärt ſich daraus, daß im Altertum auch an der Nordſee noch viel mehr Bernſtein gefunden wurde.

[38]) Von ihr bekam ſpäter die ganze Oſtſee den Namen Mare balticum; die Bedeutung ergibt ſich aus lit. baltas, weiß, wozu auch die Dora baltea im keltiſchen Sprachgebiet gehört. Offenbar wurde manchmal auch ganz Skandinavien Baltia genannt.

[39]) Dieſer Name hat bisher jeder Erklärung geſpottet; ich halte ihn für eine Entſtellung von Metonovia, d. h. „Mittelwaſſer", gebildet wie das keltiſche Metiosedum, „Mittelſaß". Als Angehörige des kimbriſchen Stammes hatten Kimbern und Teutonen eine dem Keltiſchen ſehr nahe ſtehende Sprache.

genannten Meeresarm, d. h. jenseits vom Sund (aestuarium Oceani ist die wörtliche Übersetzung). Daß dieser voll von Inseln war (refertus insulis, Plin. IV 27) und jenseits der auch Cartris (d. h. wohl „Waldland", von ahd. hart) genannten kimbrischen Halbinsel noch eine andere große Bucht, heute Kattegat, im Altertum Lagnus, nichts anderes als See bedeutend, sich befand, kann Pytheas sehr wohl an der Westküste erfahren haben. Die übrigen Nachrichten über die Bernsteinländer an der Ostsee, wie auch der schon dem Hekatäos bekannte skythische Name Amalchium für das Eismeer, gleichbedeutend[40]) mit Cronium (quod nomen eius gentis lingua significet congelatum) sind den Griechen wohl auf dem Landwege, der uralten Handelsstraße vom Tal der Oder nach dem der Donau, zugekommen. Früher und anderwärts schon habe ich die Vermutung ausgesprochen, Catualda sei vor Marbods Macht über den Sund zu den Goten[41]) geflohen und diese hätten erst nach dem Zusammenbruch des großen schwäbischen Reiches auf dem Südufer der Ostsee festen Fuß gefaßt. Der um die Mitte des ersten Jahrhunderts schreibende Pomponius Mela kennt sie dort noch nicht, nach ihm sind die Herminonen die östlichsten der festländischen Germanen (III 3), und nach Jordan (De reb. Get. 4 und 24) haben seit der Ausfahrt aus Skandia unter Berig bis zu Ankunft an der Donau nur fünf Könige über die Goten geherrscht; das entspricht ungefähr einem Zeitraum von anderthalb Jahrhunderten, von der Mitte des ersten bis zum Anfang des dritten.

Nach Einnahme einer tüchtigen Ladung des nach der Heimkehr vorteilhaft zu verwertenden Bernsteins wird dann Pytheas westwärts an den im Altertum auch Glessariae oder Electrides, d. h. Bernsteininseln, von dem früher entschieden häufiger als jetzt dort gefundenen Harz, genannten friesischen Eilanden vorbei gegen die östliche Einfahrt des Ärmelmeers gesteuert sein, wo die englische Landschaft Kent noch heute den alten Namen des Vorgebirgs Kantion (Foreland) bewahrt

[40]) Zu griech. *ἀμελγειν*, *μαλκη*, *μαλκιαν* zu stellen. Wenn Müllenhoff (l. c.) aber meint, keine Grieche könne darunter „etwas anderes als den frostlosen, ungefrorenen Ozean im Gegensatz zu dem gefrorenen verstanden haben", weil nach der Sage auf der seligen Insel der Hyperboreer „stets eine milde Luft herrschte und zweimal im Jahr die Ernte reifte", so kann man das mit seinen eigenen Worten nur einen „frostig geistreichen Einfall" nennen. Das vorgesetzte *α* ist wie bei *ἀμελγειν* u. ä. kein privativum.

[41]) Von den beiden aus dem Pytheas'schen Werk stammenden Namen Teutonen und Goten wollen uns Zeuß (Die Deutschen und die Nachbarstämme, 1837) und Müllenhoff (Deutsche Altertumskunde I) je einen, der eine diesen, der andere jenen abstreiten. Das heißt Hyperkritik. — Mathias (Über Pytheas von Massilia und die ältesten Nachrichten über die Germanen, Progr. des K. Luisengymn. in Berlin 1901/2) meint, Pytheas habe die Germanen an der Emsmündung getroffen. Das ist unmöglich, denn dort wohnten damals belgische, allerdings den Kimbern nahverwandte Völkerschaften.

hat. Die nächſte Raſt wurde jedenfalls bei der Inſel Vectis, in griechiſcher Form Iktis, gemacht, dem heutigen Wight, im Altertum Hauptſtapel- und Handelsplatz für das wertvolle, aus den benachbarten britiſchen Gruben auf Lederkähnen, bei Ebbe ſogar auf Wagen dorthin gebrachte Zinn. Hier wurde dann damit die Rückfracht des Schiffes vervollſtändigt, hier wird auch Pytheas Genaueres über den von der gegenüberliegenden Mündung der Sequana nach der des Rhodanus auf Roſſesrücken bewerkſtelligten Überlandhandel erfahren haben, der von Diodor (V 22 und 38) ſo anſchaulich geſchildert iſt. Daß unter den Zinninſeln, den Kaſſiteriden der Alten, nichts anderes zu verſtehen iſt als eben die britiſche Inſelgruppe, auch das habe ich ſchon früher, beſonders in einem Vortrag[42]) im Karlsruher Altertumsverein, dargelegt und begründet. War dann Pytheas, die übrigen Kanalinſeln, Oestrymnides, links liegen laſſend, bis zum Vorgebirge Belerion zurückgefahren, ſo konnte er in der Tat von ſich ſagen, daß „er ganz Britannien, ſoweit zugänglich, umſchifft habe" (*ὅλην μεντοι Βρεταvικην ἐμβατον ἐπελθειν*, Strabo II 4). Er hat auch den Umfang der Hauptinſel Albion berechnet und zwar das Verhältnis der einzelnen Seiten des Dreiecks wie 3:6:8 ganz richtig angegeben, im ganzen aber eine viel zu hohe Zahl, nach Strabo über 40000 Stadien, herausgebracht, woraus ihm ſeit Polybios ein ſchwerer Vorwurf gemacht und ſeine Unzuverläſſigkeit und Lügenhaftigkeit gefolgert worden iſt. Wahrſcheinlich hat aber Pytheas die Entfernungen gar nicht in beſtimmten Maßen, ſondern nur nach Tagereiſen angegeben, die dann einzelne Bearbeiter und Erklärer in verſchiedener Weiſe zu Stadien oder Millien umgerechnet haben, mit voneinander abweichenden (Strabo nach Polybios 40000, Diodor 42500 Stadien, Plinius nach Iſidor 4875 römiſche Meilen = 39000 oder nach anderer Lesart 3875 M. = 31000 St.), im allgemeinen aber zu hohen[43]) Ergebniſſen.

Von Belerion aus erfolgte dann die Heimfahrt über Uxiſama in gleicher Weiſe wie die Hinreiſe, und Pytheas, noch vor den Stürmen der Herbſt-Tagundnachtgleiche glücklich in den heimiſchen Hafen zurückgekehrt, konnte mit gutem Recht behaupten, er habe auf der Rückfahrt von Thule (*ἐπανελθων ἐνθενδε*) die ganze Meeresküſte (*πασαν την παρωκεανιτιν*) von Europa „von Gades bis zum Tanais" umſchifft, denn dieſer Fluß galt als Grenze zwiſchen unſerm Weltteil und Aſien —

Europam atque Asiam Tanais disterminat amnis —,
(Avien. III 28)

[42]) Auszug im Globus LXX 6, 1896.

[43]) Caeſar dagegen gibt (B. G. V 13) die Länge der Seiten (500, 700 und 800 Millien), den Umfang (2000 M. = 16000 St.) ziemlich richtig an, Solin (23) den „circuitus Britanniae", alſo Irland eingeſchloſſen, mit 3600 M. Joſſelin hat berechnet, daß die Küſte von England und Schottland, wenn man alle Einbuchtungen mitmißt, etwa 42000 Stadien lang iſt.

und die Gestalt der Nordhälfte der Oekumene dachte man sich „mantelförmig", als Halbkreis, der nordwärts vom Okeanos umflossen wird und von dessen Durchmesser die Strecke von Gades bis zum Tanais ungefähr die Hälfte bildet.

Aus welchen Tatsachen oder Angaben Sieglin und Bessel[44]) geschlossen haben, Pytheas habe in Britannien überwintert oder die Heimreise von Burdigala an zu Land gemacht, ist nicht einzusehen.

Pytheas, der ohne Nachfolger[45]) und bis auf Plinius und Tacitus die Hauptquelle der Alten für die Kenntnis des Nordens geblieben ist, hat sich überall als sorgfältigen und zuverlässigen Beobachter erwiesen und in seinem leider verloren gegangenen Reisebericht, wie aus gelegentlichen Anführungen zu schließen ist, nicht nur Länder und Meere mit ihrer Tier- und Pflanzenwelt, sondern auch Sitten, Tracht und Bewaffnung, Schiffahrt und Ackerbau der von

[44]) a. O.

[45]) Einige Jahrhunderte später, zur Zeit des Kaisers Domitian, hat die römische Flotte Island nur von weitem erblickt: Dispecta est et Thule, quam hactenus nix et hiems appetebat, sed mare pigrum et grave remigantibus perhibent ne ventis quidem perinde attolli (Tac. Agr. 10). — Daß unter Thule nur Island verstanden werden kann, scheint nach den Zeugnissen älterer und neuerer Schriftsteller zweifellos. So schreibt Seneca (Med. II 59):

Venient annis secula seris,
Quibus Oceanus vincula rerum
Laxet, et ingens pateat tellus,
Tethysque novos detegat orbes
Nec sit terris ultima Thule.
Kommen werden einstens Zeiten,
Die des Weltmeers Bande sprengen:
Weithin dehnt sich dann der Erdkreis,
Neues Land entsteigt den Fluten,
Thule ist nicht mehr das letzte.

Ebenso Virgil (Georg. I 30): Tibi serviat ultima Thule, und Ammian (XVIII. 6): etiamsi apud Thulen moraretur. Ferner Solin (23): Multae et aliae circum Britanniam insulae, e quibus Thyle ultima . . . Ultra Thylen pigrum et concretum mare . . ., und endlich Adam von Bremen (IV 36): Thyle nunc Island vocatur. Althof (Waltharii poësis II, Leipzig 1905) kann darum nicht das Richtige getroffen haben mit dem Ausspruch: „Wahrscheinlich haben wir unter dem Lande die Gruppe der Shetland-Inseln, deren größte Mainland ist, zu verstehen". Die im Beowulf genannten Scedelanda umfaßten jedenfalls die skandische Halbinsel (Scedenig) selbst mit den umliegenden Eilanden. Die Deutung von Scandinavia als „Heringsaue" (von dem seltenen agl. sceadd, engl. shad, norw. skadd für einen verwandten Fisch) von Müllenhoff, Schrader u. A. ist verfehlt, das Stammwort von scand (davon auch der alte Name Scandiae der Shetlands), dem das gr. *ξανθος* entspricht, ist unzweifelhaft scan, got. skauns, ahd. sconi, schön. Eine der Shetlands heißt ja auch Balta, „die Weiße". Thyle, Tyle ist sicher keltisch, wie die Stadtnamen Tyle, Tullium, Tulion, Tolosa, Toletum, und ungefähr gleichbedeutend mit Island.

ihm besuchten Völker eingehend geschildert. Die „Meerlunge" behauptet er selbst gesehen zu haben, was er aber von den Gegenden erzählt, wo die Grundstoffe, Erde, Wasser und Luft, in einander übergehen und „am Band des Ganzen", d. h. an den Angeln der Welt, ein weder zu durchwanderndes noch zu durchschiffendes Gemische bilden, das wußte er nur vom „Hörensagen" (ἐξ ἀκοης), das waren eben die der Zeit entsprechenden Anschauungen der Nordländer, die er einfach wiedergibt. Daß Scipio mehr als hundert Jahre später, wie Polybios bei Strabo (IV 2) berichtet, weder in Massilia noch in Narbo oder Korbilo, den bedeutendsten keltischen Handelsstädten, über Britannien „etwas der Rede Wertes" erfahren konnte, fällt selbstverständlich nicht dem Pytheas zur Last: entweder waren seine auch für den Handel hochwichtigen Berichte infolge der karthagischen Seeherrschaft schon wieder in Vergessenheit geraten, oder aber die schlauen Kaufleute wollten nichts sagen, um dem Römer ihre Geschäftsgeheimnisse nicht zu verraten. Wenn Fuhr, im Vorwort seiner angeführten Schrift, „die Bemühungen, alte Örtlichkeiten und alte Namen in den neuen schlechterdings wiederfinden" zu wollen, „widerlich und kleinlich" nennt, so möchte ich demgegenüber hervorheben, daß, wie z. B. Kantion und Vectis beweisen, doch viele jener uralten Namen noch heute fortleben.

Möchte es mir, soweit es in dem engen Rahmen eines Vortrags und bei der lückenhaften Überlieferung möglich war, gelungen sein, ein einigermaßen zutreffendes Lebensbild jenes Mannes zu entwerfen, der für sein Zeitalter und mit so bescheidenen Mitteln Bewundernswertes geleistet, der die erste sichere Kunde vom Norden unsres Weltteils nach den Ländern am Mittelmeer gebracht und mehr als irgend ein Anderer eine Ehrenrettung verdient hat.

Insbesondere schulden wir Deutschen ihm dankbare Anerkennung; hat er doch als erster Südländer einige jener Völker, die später unter der Gesamtnamen „Germanen" eine so große Rolle in der Geschichte gespielt haben, in ihren Ursitzen aufgesucht und kennen gelernt, die nachmals so hochberühmten Namen der Kimbern, Teutonen und Goten, wie er sie selbst aus dem Munde von Angehörigen der betreffenden Völker vernommen, wohl zum erstenmal mit griechischen Buchstaben wiedergegeben.

b. Kimbern und Teutonen.

Parva nunc civitas, sed gloria ingens.
Klein ist jetzt die Völkerschaft, doch groß ihr Ruhm. Tacitus.

„Nirgend," schrieb vor mehr als einem halben Jahrhundert[1]) Jakob Grimm, „wo europäische Geschichte beginnt, hebt sie ganz von frischem an, sondern setzt immer lange, dunkle Zeiten voraus, durch welche ihr eine frühere Welt verknüpft wird." So sind auch der kimbrischen Heerfahrt, die nach der allgemeinen Annahme die deutsche Geschichte eröffnet — 1887 hat man ihre zweitausendjährige Dauer gefeiert —, ähnliche vorgeschichtliche Wanderungen vorausgegangen. Schon der alte Homer (Od. XI 14—16) spricht von „Kimmeriern", die im äußersten Norden, am Gestade des tiefwallenden Okeanos wohnen:

Dort nun ist das Gebiet und die Stadt kimmerischer Männer,
Immer in Dunkel und Wolken gehüllt, denn Helios schauet
Niemals von oben auf jene herab mit den leuchtenden Strahlen.

Von einer kimmerischen Stadt weiß auch Hekatäos (bei Strabo VII 3) zu berichten, Herodot (I 103, IV 1 und 11) aber kennt das Volk nicht im Norden, sondern am Schwarzen Meer, wo der Bosporus Cimmericus noch lange, die Krim (Chersonesus Taurica, russisch Krym, aus Kymr?) vielleicht bis auf den heutigen Tag seinen Namen bewahrt hat, und in Vorderasien, wohin es im Kampfe mit den Skythen gedrängt worden war. Die keilschriftlichen Denkmäler erwähnen die Kimmerier unter dem Namen Gimirrai, die im Anfang des 7. Jahrhunderts vor unsrer Zeitrechnung, unter dem König Assarhaddon, das assyrische Reich beunruhigten. Die als kühne Seeräuber berüchtigten Taurier, auf der nach ihnen benannten Halbinsel zurück-

[1]) Geschichte der deutschen Sprache I S. 161.

geblieben und von Strabo zu den Skythen gerechnet, waren wohl ein kimmerisches, später mit skythischen Bestandteilen vermischtes Volk, dessen Name an die keltischen Taurini und Taurisci erinnert[2]). Über die Herkunft der Kimmerier und ihren Zusammenhang mit den Kimbern ist schon viel geschrieben und gestritten worden. Wir haben, wie ich glaube, keinen Grund, an der Angabe des Poseidonios, eines Zeitgenossen des Kimbernzugs (bei Strabo VII 2), zu zweifeln, daß „die Hellenen die Kimbern Kimmerier nennen". Im Altertum haben sich ihr Strabo, Diodor und Plutarch, in neuerer Zeit Wimpheling, Turner, Thierry, Lappenberg, Keyser[3]) u. A. unbedenklich angeschlossen. Ist es denn auch so wunderbar, daß ein nordisches Volk sich in der Krim festgesetzt hat? Die Skythen, die den Kimmeriern das Land streitig machten, waren ja selbst nordischen Ursprungs und die Goten, die später das Land eroberten und dort bis ins Mittelalter Volkstum und Sprache[4]) bewahrten, aus Skandinavien gekommen; heute herrschen dort die Russen, auch ein Volk nordeuropäischer Herkunft. Gallische und germanische Völkerschaften haben in späterer Zeit noch viel weitere Strecken durchwandert und in Asien und Afrika Reiche gegründet.

Da nach den Anschauungen der Alten die Kimmerier gerade da zu Hause waren, von wo die Kimbern ausgezogen sind, nämlich „am äußeren Meer, in einem schattigen und baumreichen, den Sonnenstrahlen wenig zugänglichen Lande", in der Nähe des Nordpols, wie Plutarch[5]) berichtet, so kann es nicht befremden, daß man beide Namen für gleichartig hielt und annahm, dieselben Völkerscharen seien „anfänglich Kimmerier, später Kimbern genannt" worden. „Dieses durch seine Stärke und Wildheit berüchtigte Volk ist," nach Diodor[6]), „wie Einige behaupten, dasselbe, das in alter Zeit ganz Asien durchzogen hat und das man Kimmerier hieß; im Lauf der Zeit soll sich der Name etwas verändert und die Gestalt Kimbern angenommen haben. Sicher war jenes Volk von jeher gewohnt, räuberische Ein-

[2]) Dieser Ansicht waren schon früher Diefenbach, Kiepert u. A. gewesen.

[3]) Rerum Germanicarum epitome, c. 2, Straßburg 1505 (Nam Graeci Cimbros *Κιμμεριους* vocant). — Hist. of Anglosaxons, 1840. — Hist. des Gaulois, 1840—47, — Geschichte Englands I 7. — Om Nordmaendenes Herkomst, Samlade afhandlinger, Christiania 1868. — Nicolaus Petrejus, (Cimber a Japheto oriundus etc. 1574, deutsch Leipzig 1699) schreibt: „Daß der Cimbrische Namen hergeführet sey von Gomer, Japhets Sohn, auch das Cimbrische Reich durch seine Nachkommen von Alters her bebauet und bewohnet worden, das giebt die Vernunfft selbsten, und die Schrifften der allergelehrtesten Männer machen es handgreifflich klar". Dieser Ansicht war u. A. auch Melanchthon.

[4]) Die Tetraxitischen Goten. Prokop, Gotenkrieg IV 4. Busbeck, Legationis turcicae epistolae IV, Paris 1589.

[5]) Leben des Marius, c. 11.

[6]) Diodori Siculi Bibliotheca historica, V 22.

fälle in fremde Länder zu machen und der ganzen Welt Trotz zu bieten. Sie sind es, die Rom eingenommen, den Tempel von Delphi geplündert, einen großen Teil von Europa wie auch einige Völker in Asien sich zinsbar gemacht und in den eroberten Ländern sich niedergelassen (von den Griechen Helleno-Galater genannt), zuletzt viele große Heere der Römer aufgerieben haben." Auch Poseidonios hält die Bezeichnung „Kimmerischer Bosporus" für gleichbedeutend mit „Kimbrischer", da ja, wie schon erwähnt, „die Hellenen die Kimbern Kimmerier nannten". Daß Strabo, wie Arbois de Jubainville[7]) behauptet, die Kimmerier für ein thrakisches Volk erkläre, ist ein Irrtum, einer von vielen.

Der überlieferte Name der Heerkönigs Lygdamis[8]), unter dessen Anführung die Kimmerier nach Asien gezogen und bis nach Indien vorgedrungen sein sollen, hat keltischen Klang: Lugdunum (Lyon) bedeutet nach dem Mönch Hericus (Vita S. Germani) „mons lucidus" und Damno[9]) ist ein im Monumentum Ancyranum genannter britischer König; Ephoros, bei Strabo V 41, führt ein Wort der kimmerischen Sprache an, argillai, wie „sie unterirdische Wohnungen nennen", von gleicher Bedeutung wie das kymrische argel. Wenn auch Schiern, dessen inhaltreicher Dissertation[10]) diese Gleichung entnommen ist, die Frage offen läßt und meint „mihi quidem argumenta allata haud satisfaciunt, itaque Cimbrorum ex Cimmeriis originem neque omnino affirmare audeo neque negare", so glaube ich doch, daß neben der nordischen Herkunft diese sprachlichen Gründe genügen, uns in den Kimmeriern ein keltisches Volk, die Vorläufer der Tolistoboier, Tektosagen und Bastarner erkennen zu lassen. Die Ähnlichkeit der Namen Cimmerii, Cymri, Cimbri ist so groß, daß ihr mehr als ein zufälliger Anklang zugrunde liegen muß. Während er bezüglich des ersten noch schwankt, hält Schiern den Zusammenhang der beiden letzten für zweifellos: „Et primum quidem", schreibt er, „mira nominum similitudo se offert: quis enim neget, nomen Cymbri cum nomine Cimbri arctissime cohaerere?" Nun, es hat auch Leute gegeben, die jeden Zusammenhang leugnen, wie z. B. der genannte Arbois de Jubainville. Dazu genügt, wie er meint, eine einzige

[7]) Les premiers habitants de l'Europe, 1877, 2. Aufl. 1889.

[8]) Lygdamus heißt bei Lucan (Phars. III 710) ein balearischer, also wohl einen keltiberischen Namen tragender Schleuderer, Lygdamis ein Sklave der Cynthia bei Properz. Letztere Form kommt auch in Kleinasien vor, z. B. bei dem Tyrannen von Naxos, dem Vater der Artemisia von Halikarnaß.

[9]) In keltischen Namen, wie Dannicus, Dannotalus, Danum, Danubius u. ä., häufiger ist die Wurzel dan = fortis, strenuus; es wäre daher auch möglich, daß der Name ursprünglich Lugidanos, „von glänzender Tapferkeit", gelautet hätte. Ähnlich gebildet ist Lugetorix.

[10]) Origines et migrationes Cimbrorum. Havniae 1842.

Bemerkung: „quand un mot, commençant par la gutturale sourde, c'est à dire par le *c*, dans les langues celtiques, existe en même temps dans les langues germaniques, il doit, dans ces langues, commencer par *h*, c'est un des éléments de la règle connue sous le nom de loi de Grimm, c'est un des principes fondamentaux de la phonétique germanique. Le nom des Cimbres, qui est germanique, et celui des Cymry, qui est celtique, commencent chacun par un *c*, n'ont donc l'un avec l'autre aucune relation". Dies Beiſpiel zeigt wieder einmal aufs klarſte, wohin es führt, wenn man aus unbewieſenen oder geradezu falſchen Vorausſetzungen[11]) Schlüſſe zieht. Wie in den vorhergehenden Abſchnitten gezeigt worden iſt, beſteht ein ſolches Geſetz in der von Grimm gelehrten Weiſe gar nicht: wohl entſpricht dem gotiſchen und ſchwäbiſchen h ein fränkiſches ch, ein keltiſches und lateiniſches c, aber es gibt auch germaniſche Völkerſchaften, und gerade dazu gehören die Kimbern, mit einer Mundart keltiſchen Lautſtandes und Wörter mit wurzelechtem, all dieſen Sprachen gemeinſamem k-Laut. Wenn R. Much[12]) behauptet, in der jütiſchen Landſchaft Himmerland, alt Himberſyſael, lebe der Kimbernname „noch heute fort", ſo iſt dem der von Cäſar genannte Suebenkönig Cimberius, der engliſche Ortsname Kimberley[13]) entgegenzuhalten, die beweiſen, daß der Anlaut des Namens gemeingermaniſch, das C wurzelhaft iſt. Damit ſtehen wir vor der Frage nach der Bedeutung dieſes hochberühmten Völkernamens, von dem bekanntlich Plutarch[14]) ſagt, daß „bei den Germanen die Räuber Kimbern heißen". Ein ſolches Wort findet ſich aber im altgermaniſchen Sprachſchatz nicht, und es iſt auch wenig wahrſcheinlich, daß es in dieſer Bedeutung als Eigenname gebraucht ſein könnte. Außer dem genannten ſchwäbiſchen (?) ſind dazu der angelſächſiſche Name Cumbra, der lateiniſche Cimber — einer von Cäſars Mördern hieß ſo —, die keltiſchen Andocumborius, Combolomarus, Combaromarus und Cambarius, der von Paul Warnefrids Sohn genannte oberitalieniſche Ortsname Cimbra, das agſ. cumbol, Feldzeichen, das an. kumbl, Helmzier, Wappen, das ſchwediſche bokummel, Haus-

[11]) Ein Irrtum zieht immer wieder andere nach ſich. So ſchreibt z. B. Lapouge (L'Aryen, p. 2) dem viel zu ernſt genommenen Arbois de Jubainville (Revue celtique 1898) nach: „Le premier (Kymri), qui veut dire compatriotes (combroges) ne date que du Moyen-Age et n'a aucun rapport avec le nom des Cimmériens ou des Cimbres".

[12]) Deutſche Stammeskunde. Sammlung Göſchen. Leipzig 1900.

[13]) Die mit ley, alt hlaev, Hügel, zuſammengeſetzten engliſchen Ortsnamen ſind, wie die deutſchen auf leben, den ſchwäbiſchen Angeln zuzuſchreiben. — Möglicherweiſe war auch Cimberius von Abſtammung ein Ubier, Sigamber oder Brukterer und der Anführer einer aus ſchwäbiſchen und kimbriſchen Beſtandteilen gemiſchten Schar.

[14]) Leben des Marius. So auch bei Feſtus, De verborum significatione: Cimbri lingua gallica latrones dicuntur. Die Bedeutung „Räuber" hat das Wort wohl erſt ſpäter bekommen, wie z. B. auch das nordiſche Markamenn.

marke, das irische cimb, Silber, vielleicht auch das griechische κιμβερίον, Frauengewand, zu stellen. Die Grundbedeutung dürfte wohl, wie bei so vielen Namen, „glänzend" gewesen sein. Das Wurzelwort hat ursprünglich camb gelautet; davon Cambria, agſ. Cumbraland, an. Kumraland, heute Cumberland, Cambri, Cambrivii[15]), nach Tacitus „die echte und alte" Benennung des ersten, ingävonisch-kimbrisch-friesischen Germanenstamms, später Cimbri, Cymbri, Cumbri, Kymri. Die gleiche Wurzel steckt wohl auch im lat. campus, campania, im ahd. kamf, khenfo, doch kann aus rein sprachlichen Gründen Cimber nicht von chempho, khenfo abgeleitet werden, wie Grimm und, diesem folgend, Mommsen[16]) wollen. Der keltische und germanische Völker umfassende Name Cimbri, der keltisch-lateinische Eigenname Cimber, der schwerlich erst nach dem Kimbernkrieg aufgekommen sein wird, beweist das hohe Alter auch der jüngeren, ablautenden Form. Der durch die Inschriften von Heidelberg und Miltenberg bezeugte Mercurius Cimbrius oder Cimbrianus ist nicht als „kimbrische" Gottheit (in diesem Falle müßte das Beiwort cimbricus stehen) aufzufassen, sondern sein Beiname ist, wie bei Hercules Saxanus oder Mars Teutates, nur von der gleichen Wurzel wie der Volksname gebildet (S. m. Bemerkung in d. Ztschr. Germania VII S. 243). Die Ansicht von Fabricius (Die Besitznahme Badens durch die Römer, Neujahrsschrift d. Bad. Hist. Komm. 1905), am Main und Neckar seien Teile der Kimbern und Teutonen (Miltenb. Inschr. Inter Toutonos) zurückgeblieben, ist als sachlich unbegründet zurückzuweisen. Die Toutonen am Main waren, wie Christ (Mannh. Geschichtsbl. XII 1) sehr richtig bemerkt, eine „keltische Völkerschaft", allerdings mit verwandtem Namen.

Die überlieferten kimbrischen Namen und Wörter entsprechen in ihrem Lautstand und nach den Wurzeln der zwischen Kelten und Germanen vermittelnden Stellung des Volkes. Mommsen's Auffassung, daß es nicht befremden könne, wenn an der Spitze eines „Schwarms", der sich jahrzehntelang im Keltenland herumgetrieben, jeden Waffenbruder willkommen geheißen und eine Menge fremder Bestandteile aufgenommen habe, „Männer keltischen Namens" stehen, trifft nicht den wahren Sachverhalt. Vor allem ist der Name des feurigen jungen Kimbernkönigs, der auf den raudischen Feldern den Heldentod fand, auch keltisch; ebenso hieß ein Anführer der italischen

[15]) Die Handschriften haben Gambrivii, doch hat bekanntlich die alte lateinische Sprache und Schrift keinen Unterschied zwischen c und g gekannt. Der Name ist gebildet durch Anhängen von aba, Mann, an den Stamm, wie Frisiabones, Frisiavi aus dem einfachen Frisii; dazu der Mannsname Frisaevo.

[16]) „Daß Begriffe der Helden und Kämpfer übertreten in die von Räubern und Gewalttätigen, beweist der Name Kimbern" (Gesch. der deutsch. Sprache); „Kimbrer, das heißt die Chempho, die Kämpen, oder, wie ihre Feinde übersetzten, die Räuber" (Römische Geschichte).

Boier[17]), und ein im Museum von Autun befindlicher Weiheſtein trägt die Inſchrift: Boiorix de sua Pecvnia. Die andern in den Schlachtberichten genannten Fürſtennamen: Lugius, Claudicus oder Claodicus und Ceſorix erinnern an die keltiſch-lateiniſchen Lucius, Lugetorix, Lucterius, Lugdunum, Clodius, Clondicus[18]), Caeſius, Caeſena.

Wenn auch in den wenigen von Pytheas Reiſebericht erhaltenen Bruchſtücken die Kimbern nicht genannt ſind, ſo beſteht doch kein Zweifel, daß ihm die von Plinius (N. H. VI 27) nach Philemon angeführten kimbriſchen Wörter entſtammen: „morimarusum a Cimbris vocari, id est mortuum mare, usque ad promontorium Rubeas; ultra deinde cronium". Das erſte Wort wird gewöhnlich ſo erklärt, daß mor in den heutigen keltiſchen Sprachen „Meer", maru dagegen „tot" bedeute; ich ſehe dagegen in marusa das gotiſche marisaivs, ahd. mareoseo, in mori[19]) den dem lat. mors, deutſchen Mord zugrunde liegenden Wortſtamm, ſo daß die Überſetzung genau der lateiniſchen Wortſtellung entſpricht. Daß mit Rubeas, verſchrieben für Rubenas (promontorium clarum, agſ. rof), wohl das heutige Vorgebirge Rebnäs auf der gleichnamigen norwegiſchen Inſel gemeint iſt, habe ich ſchon früher erwähnt. Cronium, mare concretum, kymriſch crunn, gäliſch cronn, d. h. „geronnen", entſpricht einem altgermaniſchen hrunnan in kimbriſch-keltiſcher Lautgebung. „Oeonae, wo die Einwohner von Vogeleiern und Strandhafer leben", ſind nichts anderes als die nordiſchen Schären, Oear. Der Name des Sundes (aestuarium Oceani), jenſeits deſſen zu Pytheas' Zeit noch die Goten wohnten, Mentonomon, Metonomon oder Metuonis iſt zweifellos entſtellt aus Metonovia, gebildet wie Metioſedum, d. h. „Mittelſaß", Stadt der Senonen auf der Seineinſel, und bedeutet „Mittelwaſſer", got. midjunahva, ahd. mittanauwa[20]) oder metalauwa. Der von Pomponius Mela und Plinius genannte große Meerbuſen Codanus, wahrſcheinlich Godanus zu leſen, wäre demnach nichts anderes als der „gotiſche", nämlich das Skager Rak, der andere, den Kimbern benachbarte dagegen, Lagnus, das Kattegat, einfach „See" (ahd. lacha, agſ. lago, an. lögr, keltiſch loch, lat. lacus). Die in das kimbriſche Vorgebirge (Promontorium Cimbrorum) auslaufende Halbinſel Cartris, *Κιμβρικη χερσονησος* bei Ptolemäos, iſt, wie ſchon erwähnt, das „Waldland" ahd. hart, wo-

[17]) Boio iſt ein altſächſiſcher, Boius ein keltiſcher Mannsname. Boie, Boieſen, Boyſen ſind niederdeutſche und däniſche Familiennamen. In Schleswig-Holſtein iſt Boie ſogar noch als Vorname im Gebrauch.

[18]) So heißt ein König der galliſchen Baſtarner, wohl verſchrieben für Cloudicus, Stamm keltiſch clod, fränkiſch chlod, ſchwäbiſch hlud, gloria; bei Appian mit anderer Entſtellung Cloelius.

[19]) Die tſchechiſche Todesgöttin hieß Morana.

[20]) Medalfarar sund hieß im Mittelalter die Meerenge zwiſchen Jütland und Fünen, fretum Midelfartum bei Meurſius, Middelfart noch heute ein Ort am Kleinen Belt.

mit unſer Holſtein, alt Holtſtein, vielleicht gleichbedeutend (ſtein, wie jetzt noch im Perſiſchen stan, urſprünglich Land bedeutend). Bei Latris darf man wohl an das ſpätere Lethra, Ledera, Leire auf Seeland[21]) denken. Die ganze Nordſee heißt im Altertum „kimbriſches Meer", Cimbrica Thetis (Claudian, Bell. Get. v. 335).

Öſtlich von den Kimbern, auf den däniſchen Inſeln, zumteil ſogar noch auf der ſkandinaviſchen Halbinſel (quam adhuc Teutoni tenent, Pomp. Mela III 6), wohnten in den letzten Jahrhunderten vor unſrer Zeitrechnung die Teutonen, (Teutones, Teutoni, in ihrer eigenen Sprache vermutlich Teutuns). Die Inſel, von der ſie nach Pytheas (bei Plinius N. H. XXXVII 11) den Bernſtein bezogen, hieß nach ihrem Reichtum an dem koſtbaren Harz Raunovia, d. h. „Bernſteininſel" (dän. ſchwed. rav, raf) oder von ihrer Lage im baltiſchen (weißen, lit. baltas) Meer Baltia (Abalus und Baſilea ſind Verſtümmelungen); ihren heutigen Namen Bornholm (agſ. Burgendaland, an. Borgundarholmr, bei Saxo Burgunda insula) erhielt ſie erſt ſpäter von den nach der Ausfahrt der Teutonen nachrückenden Burgunden.

Wenn Mommſen meint, „dafür, daß die Kimbrer und nicht minder der ihnen ſpäter ſich anſchließende gleichartige Schwarm der Teutonen ihrem Kerne nach nicht der keltiſchen Nation angehören, der die Römer ſie anfänglich zurechneten, ſondern der deutſchen," ſprächen außer anderen Tatſachen „die Völkernamen ſelbſt", ſo befindet er ſich im Irrtum. Wie es auch keltiſche Kimbern gab, ſo beweiſt der Name Teutones nicht das mindeſte für germaniſches Volkstum, denn die Wurzel teut kommt in ſo vielen zweifellos keltiſchen Namen, wie Teutates, Teutalus, Teutomatus, Teutomalius, Teutagenus, Teutanus, Teuticus, Teuta[22]) vor, daß ſie auch ſehr wohl zur Benennung eines keltiſchen Volkes gedient haben könnte (wie tatſächlich in Teutobodiaci). Mit dem Beiwort teutonicus bezeichneten die Römer keltiſche und germaniſche Völker: „teutonico ritu", ſingt Virgil (Aen. VII 741), „soliti torquere cateias," wozu Servius bemerkt „cateias, tela gallica",

[21]) Lethrica arx bei Saxo. Die Dänenkönige nannten ſich Lethrarum reges, kongur aff Ledru. „Der Anſicht Suhms und Schönings, daß unter dem Latris des Plinius Lethra zu verſtehen, trete ich bei". Mone (a. O.).

[22]) So (Teuca iſt eine falſche Lesart) nennt Plinius (XXXIV 11) eine illyriſche Königin, zweifellos wie Teuticus und Bellus bei Livius (XLIV 31), keltiſchen Stammes. Nach Polyb. (II 1) war Teuta (bei Dion Teuto, bei Florus Teutana) die Gemahlin des illyriſchen Königs Skerdilaides, wohl eine Gallierin. Dion nennt auch eine Triteuta, rechte Mutter des Pinnes, deſſen Stiefmutter Teuta war. Dieſer einfache, wie auch der Göttername Teutates oder Teutanus machen die Ableitung von teuta, wie nach Grimms Meinung „vor der Verſchiebung das gotiſche thiuda, Volk, gelautet haben muß", unmöglich. Beſſer paßt thiuth, in kimbriſch-keltiſcher Lautgebung teut, mit der Bedeutung „gut". Wie der reckenhafte Teutobod, nach andern Lesarten auch Teutobochus, Teutomodus, Teutomolus, dem nach Florus der Königsſprung über ſechs Roſſe ein Leichtes war, könnte auch ein Gallier geheißen haben.

Martial dagegen (XIV 26), wo er offenbar germaniſches Haar meint, „caustica teutonicos accendit spuma capillos“. Erſt im Mittelalter wurde des ähnlichen Klanges wegen teutonicus auch für theodiscus[23]) im weiteren Sinne gebraucht; mit Teutones alle Deutſchen zu bezeichnen, iſt ein ſpäter und irrtümlicher[24]) Gebrauch. „Wären die Kimbern keltiſch“, folgert Grimm, „ſo würde dadurch ſelbſt die Deutſchheit der Teutonen, ihrer Gefährten verdächtigt“. Für jene frühe Zeit aber, die noch nicht einmal den Namen Germanen kannte, von „Deutſchheit“ zu ſprechen, iſt ungeſchichtlich. Der ganze Streit, ob Kimbern und Teutonen zu den Kelten oder zu den Germanen[25]) gerechnet werden müſſen, iſt gegenſtandslos: ſie gehören zu den einen ebenſo gut wie zu den andern, bilden das Bindeglied zwiſchen beiden und ſtellen zugleich die letzte Welle der keltiſchen und die erſte der germaniſchen Völkerwanderung dar[26]).

Die der welterſchütternden Heerfahrt ihrer Stammesgenoſſen ſich anſchließenden Ambronen, deren nichts anderes als „Mannen oder Helden“ bedeutender Name[27]) ſchon früher beſprochen worden iſt,

---

[23]) Schon Ulfila überſetzt (Gal. II 14) ἐθνικως, mit thiudisko, von thiuda, Volk.

[24]) Es iſt nicht mit Grimm anzunehmen, daß „der Name auf den unſrigen, alle Stämme des Volkes umfaſſenden, ohne Zweifel eingewirkt hat“, wohl aber, daß er des Gleichklangs wegen damit verwechſelt wurde, ſo z. B. von den Gründern der ſich Teutonia, im Sinne von Germania, nennenden Studentenverbindungen.

[25]) Auch Penka (Die alten Völker Nord- und Oſteuropas und die Anfänge der europäiſchen Metallurgie, Pol.-anthr. Revue VIII 10—12) iſt im Irrtum, wenn er ſchreibt, „daß zwar die germaniſchen Kimbern, die, nachdem ſie die ſkandinaviſche Halbinſel verlaſſen hatten, die jütiſche Halbinſel bewohnten, von den Kimmeriern zu trennen ſind, daß aber die Gallier der hiſtoriſch bekannten, durch die Vorſtöße der Germanen bewirkten Wanderzüge und mit ihnen auch die übrigen Kelten mit den Kimmeriern tatſächlich nahe verwandt ſind“. Germaniſche und keltiſche Kimbern ſind, da ſie die Verbindung zwiſchen beiden Völkern bilden, nicht ſcharf zu trennen. Mit dem Begriff „Italokelten“ treibt Penka entſchieden einen großen Mißbrauch.

[26]) Dibius Sequeſter ſchreibt: Teutones Galli. Teutomeres bei Ammian (XV 3) könnte auch ein keltiſcher Name ſein.

[27]) Auch dieſer Name hat ſpäter eine Begriffsveränderung durchgemacht und die Bedeutung „gewalttätig, räuberiſch“ angenommen. Feſtus: turpis vitae homines ambrones, Placidus: ambronem perditae improbitatis, Iſidor: ambro devorator . . . luxuriosus, profusus, Saxo: crudelissimi ambrones. — Agſ. sceatha bedeutet latro und heros. — Auch in Godescalci carmen ad Raethramnum (Mon. Germ.) wird latro und ambro als gleichbedeutend gebraucht: v. 152: Nec leo nec praedo, lupus ac draco, latro nec ambro. Hinc rapient quenquam vel vi vel fraudibus unquam. Bei Sueton (Cäſar 9) heißen auch die oberitaliſchen Umbrer (Ὄμβρωνες, Ὄμβρικοι) Ambrones, und Plutarch (Marius 19) erzählt, die umbriſchen Hilfstruppen der Römer hätten, als ſie den Schlachtruf der Ambronen hörten, geſagt, „das ſei auch ihr eigener urſprünglicher Name“. Appian (IX 16) nennt ein wahrſcheinlich keltiſches Volk in Illyrien „Cis-Ambrer“, anſcheinend gleichbedeutend mit Cenomani, „kühne Männer“, wozu vielleicht auch das keltiberiſche Conimbria, heute Coimbra in Portugal gehört.

müssen ursprünglich in der Nachbarschaft der Kimbern und Teutonen gewohnt haben; ob aber, wie vielfach angenommen wird, die Insel Amrum die Erinnerung an sie bewahrt hat, ist zweifelhaft. Jedenfalls wäre sie in ihrem heutigen Umfang viel zu klein, um ein Volk mit 30 000 Waffenfähigen zu beherbergen; doch könnte sie immerhin das Überbleibsel eines früher größeren Landes sein. Da aber die Ambronen den letzten Entscheidungskampf an der Seite der Teutonen ausgefochten haben, scheinen sie doch diesen näher zu stehen und von einer der dänischen Inseln zu stammen, vielleicht von Fehmarn, das von Adam von Bremen Imbra und noch im 14. Jahrhundert Imbria genannt wurde, mit dem angrenzenden Festland: Umbrorum dehinc vel Umbriciorum se extendit planities (im Osten der kimbrischen Halbinsel), Lyscander bei Wormius, Mon. Dan. 1043.

Der jetzige Zustand der Halligen und des Wattenmeers läßt die Berichte von Klitarch und Ephoros, daß gewaltige Sturm- und Springfluten einen großen Teil des Kimbernlandes weggerissen hätten, glaubwürdig[28]) erscheinen, und Strabo macht sich mit Unrecht darüber lustig, daß eine so alltägliche Erscheinung wie Ebbe und Flut die Auswanderung der Völker veranlaßt haben sollte. Neben Tatendurst und Kampflust ist ohne Zweifel Übervölkerung, vielleicht mit durch Verkleinerung des Landes hervorgerufen, damals wie vordem die treibende Ursache gewesen.

Die Völkerflut ergoß sich zuerst, wie die früheren kimmerischen Wanderungen, in östlicher Richtung, im Elbtal aufwärts nach Böhmen, wo es den durch ihre Tapferkeit unter den Galliern berühmten Boiern (B. G. I 28: quod egregia virtute erant cogniti) gelang, hinter ihren Bergwällen den Sturm abzuwehren, dann durchs Marchtal an die Donau und ins Vorland der Alpen. Bei Noreia im Gebiet der Noriker trat der römische Consul Papirius Carbo im Jahr 113 v. Chr. der drohenden Gefahr entgegen, überfiel, angeblich in hinterlistiger Weise, während noch Verhandlungen im Gange waren, die Ahnungslosen, büßte aber seinen Treubruch mit einer schweren Niederlage, die ohne ein plötzlich ausbrechendes und die abergläubischen Nordländer schreckendes Gewitter mit völliger Vernichtung des römischen Heeres geendet hätte. Nach Livius und Strabo haben bei Noreia nur die Kimbern, nach dem späteren Appian nur die Teutonen gekämpft. Hauptsächlich auf die kurzen Inhaltsangaben der leider verlorenen letzten

---

[28]) Festus: Ambrones fuerunt gens quaedam gallica, qui subita inundatione maris, quum amisissent sedes suas, rapinis et praedationibus se suosque alere coeperunt. Von einer Sturmflut, durch die „zahlreiche Inseln mit Menschen, Vieh, Häusern, Gebäuden, Vorräten, Kirchen und ganzen Dörfern von Grund aus weggerissen wurden", erzählen u. a. die Jahrb. von Magdeburg zum Jahr 1164.

Bücher der Livianischen Geschichte sich stützend, vertritt Mommsen[29]) die Ansicht, erst im Jahr 103 seien im Land der belgischen Vellokasser die Teutonen, die durch „nicht überlieferte Fügungen aus ihrer Heimat an der Ostsee hierher an die Seine verschlagen waren", zu den Kimbern gestoßen. Es ist ja möglich, daß die Teutonen, denen erst der Auszug der Kimbern den Weg freigemacht hatte, etwas später aufgebrochen sind, es ist sicher, daß auf manchen Schlachtfeldern die einzelnen Völker getrennt gefochten haben, doch sind beide Namen in der Überlieferung so eng verknüpft, daß es doch wahrscheinlicher wird, schon bei dem ersten Heereszug, der sich wie eine „Wetterwolke" gegen Italien heranwälzte und zudem aus 300000 Kriegern bestand, seien die beiden Völker verbündet gewesen. Ohne ihren Sieg zu verfolgen, wandten sich die Kimbern nach Westen und zogen donauaufwärts, durch die Schweiz, wo sich ihnen zwei Gaue der Helveter, die Tugener und Tiguriner[30]) unter Divico anschlossen, und zwischen dem Jura und den Alpen nach Gallien. Hier griff sie, ihre Bitte um Land zur friedlichen Ansiedelung unbeachtet lassend, der Konsul M. Junius Silanus an, wurde aber im J. 109 mit Verlust seines Lagers geschlagen. Eine neue Gesandtschaft[31]) mit der Bitte um Land ging nach Rom, ebenfalls abschlägig vom Senat beschieden. Inzwischen waren die Helveter auf eigene Faust, wie es scheint, in Gallien vorgedrungen und schlugen 107 ein römisches Heer unter dem Konsul Longinus und dem Legaten Piso so gründlich aufs Haupt, daß mit dem Anführer der größte Teil der Soldaten fiel, die Überlebenden durchs Joch gehen mußten. Bald darauf, 105, drangen auch die Kimbern wieder vor; der Legat M. Aurelius Scaurus wurde an der Rhone besiegt, gefangen und, als er im Kriegsrat der Kimbern mit ungebrochenem Stolz ausrief, „sie möchten sich hüten, nach Italien zu ziehen, denn Rom sei unbesiegbar", von dem jähzornigen König Boiorix niedergestoßen. Auch das große Heer unter dem Konsul Manlius und dem Prokonsul Caepio

[29]) Römische Geschichte II, S. 185. — Liv. ex libro XLXVII: Cimbri, vastatis omnibus, quae inter Rhodanum et Pyrenaeum sunt, per saltum in Hispaniam transgressi ibique multa loca populati, a Celtiberis fugati sunt; reversique in Galliam in Vellocassis (andere Lesarten in belli casus oder bellicosis) se Teutonis coniunxerunt. Ganz verfehlt ist Bremers Behauptung, die Teutonen seien ein helvetisches Volk und südlich vom Main zu den Kimbern gestoßen.

[30]) Bei dem ersten dieser Namen darf man an Zug denken, der zweite aber hat mit Zürich (Turicum) nichts zu tun. Woraus Mommsen auf Wohnsitze der Tiguriner bei Murten schließt, ist unerfindlich.

[31]) Nach Livius (ex libr. LXV) bestand diese Gesandtschaft nur aus Kimbern (legatis Cimbrorum sedem et agros, in quibus considerent, postulantibus senatus negavit). Plinius (XXXV 8) dagegen spricht auch von einem Teutonen: In foro fuit et illa pastoris senis cum baculo, de qua Teutonorum legatus respondit, interrogatus, quanti eum aestimaret, sibi donari nolle talem vivum verumque, d. h. „solch einen Kerl wolle er nicht einmal lebend geschenkt haben".

war nicht glücklicher und wurde im gleichen Jahr bei Arausio (Orange) vollständig vernichtet: 80000 Soldaten und 40000 Troßknechte sollen den Tod gefunden haben. Da als Mitkämpfer in dieser Schlacht auch die Ambronen genannt werden, scheint hier die gesamte Heeresmacht der Kimbern und Teutonen vereint gewesen zu sein. Nach nordischer Sitte hatten sie die ganze Beute den siegverleihenden Göttern geweiht: Gold und Silber wurde in den Fluß geworfen, die Waffen zertrümmert, die Rosse ertränkt, die Gefangenen an Bäumen aufgeknüpft. „Für den Sieger gab es keine Beute, für den Besiegten kein Erbarmen" (Orosius). Italien, das Endziel der kriegerischen Scharen, schien ihnen offen zu stehen, Rom, die Herrin der Welt, rettungslos verloren. Da wandte sich in unbegreiflicher Weise das Glück. Statt ihren Siegeslauf fortzusetzen, gingen die Verbündeten wieder zurück. War das stolze Wort des Scaurus von der unbesiegbaren Roma noch nicht vergessen oder wollten, wie Mommsen sich ausdrückt, „die Deutschen ihr Talent, nicht zuzugreifen, gleich bei ihrem ersten Eintritt in die Geschichte beweisen?" Jedenfalls machte das ausgesogene Land eine Trennung der gewaltigen Menschenmenge nötig. Die Kimbern zogen, wie aus den kurzen Angaben bei Livius doch mit Sicherheit hervorzugehen scheint, über die Pyrenäen, schlugen sich ohne dauernden Erfolg mit den kriegerischen Bergvölkern der Keltiberer herum und vereinigten sich erst nach ihrer Rückkehr nach Gallien wieder mit den Teutonen, ob aber gerade im Lande der Vellokasser, also beim heutigen Rouen (Rotomagus), ist bei der schwankenden Lesart unsicher. Bald aber wurde eine neue Trennung notwendig; nachdem ein Teil der Beute und das überflüssige Gepäck (B. G. I 29: iis impedimentis, quae secum agere ac portare non poterant, citra flumen Rhenum depositis) unter dem Schutze von 6000 Kriegern bei Aduatuca — Cäsars Beschreibung paßt am besten auf Lützelburg[32]) (Luxembourg) — zurückgelassen war, schlugen die Teutonen mit den Ambronen und Tugenern, um nun endlich nach so vielen Siegen auch Rom zu vernichten, den Westweg durch die römische Provinz, die Kimbern mit den Tigurinern den Ostweg über die norischen Alpenpässe ein. Inzwischen aber war Marius ruhmbedeckt aus Afrika zurückgekehrt und hatte, um sein Vaterland und die Ehre der römischen Waffen zu retten, in mühseliger Arbeit und strengster Mannszucht ein neues, kriegstüchtiges und rachedürstendes Heer zu schaffen gewußt.

Daß die ältesten Schriftsteller, die der Kimbernkriege Erwähnung tun, wie Cicero und Sallust[33]), nur von Galliern sprechen, hat

[32]) Alt Lyzaborie. Der die hohen Felsen (altissimas rupes, Caesar) umströmende Fluß Alisontia, heute Alzette, entspricht der Alisantia, heute Elsenz. (Auch in der bairischen Pfalz gibt es eine Alsenz).

[33]) Cicero de provinc. consul. 13: (Marius) influentes in Italiam maximas Gallorum copias repressit. — Sallust. Bell. Jugurth. 114: per idem

nichts Auffallendes, denn erstens war die Ähnlichkeit sehr groß und zweitens gab es damals noch keinen die späteren germanischen Stämme zusammenfassenden Gesamtnamen. Wenn Plutarch schreibt, man habe die Kimbern und Teutonen „wegen ihres hohen Wuchses und der hellen Farbe ihrer Augen meist für germanische Völker gehalten, zu denen gehörig, die am Nordmeer wohnen", so geht daraus nur hervor, daß sie von reiner nordeuropäischer Rasse waren, der ja ursprünglich auch die Gallier angehörten, von den Germanen, den „echten Galliern" nach Strabo äußerlich nur wenig verschieden. Aber auch die Sprachen müssen, da aus dem kimbrischen Stamm ja die belgischen Völkerschaften, die jüngste Welle im Keltenstrom, hervorgegangen waren, sehr ähnlich gewesen sein. Die Tugener und Tiguriner haben sich sicher ohne Dolmetscher mit den Kimbern verständigen[34]) können, und die zurückgelassenen Aduatuker gingen ohne weiteres in den Galliern auf. In keltischer Tracht schlich sich nach Plutarch (Leben des Sertorius 3) Sertorius ins feindliche Lager, um „die Gemeinsamkeit der Mundart" — er sprach jedenfalls gallisch — zum Kundschaften zu benutzen. Daß der Römer, wie Brandes[35]) meint, nur „anerkannte Kelten", d. h. Helveter, ausgehorcht haben sollte, ist nicht „das Wahrscheinlichere". Auch die von Plutarch so anschaulich geschilderte Rüstung und Bewaffnung der kimbrischen Reiter, mit Tierhörnern, Federbüschen und Vogelflügeln geschmückte Helme, eiserne Kettenpanzer, glänzende Schilde, mächtige Lanzen und Schwerter, entspricht ganz der von Diodor (V 30) als keltisch beschriebenen.

Erst nachdem im letzten Jahrhundert vor unsrer Zeitrechnung der dritte der vier altgermanischen Hauptstämme, die Herminonen, mächtig gegen Süden und Westen vordrängend, sich auf dem linken Rheinufer, zumteil mitten unter den Galliern, festgesetzt hatte, wurde ihr, der Sieger, Stammesname in keltischer Lautgebung, „wegen der Furcht" (ob metum, Tac. Germ. 2) auch auf die andern Stämme übertragen. In der Inschrift der kapitolinischen Fasten, die gewöhnlich als erste Erwähnung des Germanennamens angeführt wird (222 v. Chr. zum Siege des Konsuls Marcellus über italische Gallier), ist „de Galleis Insubribus et germaneis" zu übersetzen, „über insubrische und echte, d. h. transalpine Gallier", wie der in Lugdunum geborene

tempus advorsum Gallos ab ducibus nostris Q. Caepione et M. Manlio male pugnatum. — Auch Appian (IV 1) nennt Kimbern und Teutonen „Kelten", ebenso Dion (XLIV 42): „Nun gehorcht uns Gallien, das früher die Ambronen und Kimbern gegen uns aussandte".

[34]) Bei Ariovist, der oft als Beispiel für die Verschiedenheit der gallischen und germanischen Sprache angeführt wird, lagen die Verhältnisse anders, denn erstens lebte er unter den Arvernern, einem Volk des mittleren Galliens, zweitens war er ein Schwabe mit so verschiedener Mundart, daß ihm die Landessprache nur durch „langjährige Übung" (longinqua consuetudine, B. G. I) geläufig wurde.

[35]) Das ethnographische Verhältnis der Kelten und Germanen. Leipzig 1857.

Kaiser Claudius von Seneca (De morte Claud. 6) „ein echter Gallier, Gallus germanus“ genannt wird. Cäsars Siegesberichte haben den „neuen Namen“, für Tacitus noch „recens et nuper additum“, in Rom bekannt gemacht, der dann von gleichzeitigen und späteren Schriftstellern, wie Cicero, Livius, Plutarch, Strabo, Vellejus, Plinius, Tacitus auch rückbezüglich für frühere Zeiten, den Kimbernkrieg und den Sklavenaufstand, gebraucht wurde. Wenn Plinius dem aus Pytheas „Weltumsegelung“ stammenden Namen der Goten beifügt „Germanorum genti“, so ist das eigene, den erweiterten Kenntnissen seiner Zeit gerecht werdende Zutat.

Wie gewöhnlich waren die Kimbern und Teutonen nicht in ihrer Gesamtheit ausgewandert, sondern nach dem Monumentum Ancyranum, nach Strabo, Pomponius Mela, Plinius und Tacitus waren Teile der beiden Völker in ihrer alten Heimat zurückgeblieben. Zu ihnen schickte König Mithridates, einer der unversöhnlichsten Feinde der Römer, eine Gesandtschaft um Hilfe. Doch die Kimbern ließen sich an dem Ruhm ihrer nach unsterblichen Heldentaten in mörderischen Schlachten vom Erdboden vertilgten Brüder genügen. Sie sandten sogar später dem Kaiser Augustus ihren heiligsten Weihekessel, den wir uns wie den bei Gundestrup[36]) gefundenen vorstellen müssen, um Verzeihung für das Geschehene und Freundschaft zu erbitten. Von der Menge der Ausgezogenen zeugten auf beiden Ufern des Rheins die weiten, verlassenen Heerlager (veterisque famae lata vestigia manent utraque ripa, castra ac spatia, quorum ambitu nunc quoque metiaris molem manusque gentis et tam magni exercitus fidem, Germ. 37).

Wenn Strabo (VII 2) die an der Nordsee zwischen Rhein und Elbe wohnenden germanischen Völkerschaften zu den Kimbern rechnet, so ist damit nur gesagt, daß sie größtenteils zum kimbrisch-ingävonisch-friesischen Stamm gehörten. Da sie mit solchen des marsisch-istävonisch-fränkischen vielfach durchsetzt waren, kommt Plinius (N. H. VI 28) etwas in Verwirrung, so daß er die Chauken unter den Ingävonen aufführt, Kimbern aber unter diesen wie unter den Istävonen. Darin hat er recht, daß viele der niederrheinischen Völker, Vorläufer der Franken, kimbrischen Stammes waren. Je länger man sich mit diesen Dingen

[36]) Sophus Müller, Den store sölvkar fra Gundestrup i Jylland, Nord. Forntidsminder 2, 1892. Tracht und Bewaffnung jener Zeit ist sehr anschaulich dargestellt: die Reiter tragen Helme mit Tierbildern, Hörnern oder Flügeln, lange Schwerter und spitze Sporen, die Fußgänger lange schmale Schilde mit runden Buckeln, kurze Röcke, Hosen bis zum Knie und Schuhe. Das Pferdegeschirr gleicht dem gallischen. Die langen Kriegshörner (lurer) endigen in Drachenköpfe mit weit geöffnetem Rachen. — Im amtlichen Führer durch das dänische Nationalmuseum steht: „ist wohl in Dänemark im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung unter starker Beeinflussung durch die gallo-römische Kunst verfertigt worden“. Ich halte ihn für etwas älter und bezweifle die „starke Beeinflussung“ von auswärts.

beschäftigt, desto deutlicher läßt der Lautstand der Namen die Zugehörigkeit zu diesem Stamme erkennen, desto schwieriger aber wird die Trennung von den Belgen. Die von Cäsar zu den linksrheinischen Germanen gezählten Eburonen z. B. haben ganz keltische Namen, Ambiorix und Catuvolcus, und verständigen sich mit den Galliern ohne Dolmetscher. Meine früheren Ansichten verbessernd, bin ich jetzt geneigt, auch die Ubier, wegen ihrer Städte Gelduba und Marcodurum, die Sigambern[37]) wegen der Fürstennamen Deudorix (nur mundartlich etwas vom rein keltischen Teutorix verschieden) und Baetorix, die Nemeter, wegen des keltischen Wortes nemeton und der Göttin Nemetona (Bullet, Lex. celt., führt ein keltisches Wort nemes = himmlisch an, Grundbedeutung „Glanz"), die Triboker, wegen der keltischen Tricorii, Tricastini, Treviri, Trigabali, nicht zum fränkischen oder schwäbischen, sondern zum kimbrischen Stamme zu stellen[38]). Da belgische Kelten und kimbrische Germanen kaum zu unterscheiden waren, wird es auch verständlich, warum Livius (XXI 38) einige Alpenvölker „gentes semigermanae" nennt.

Von den Nachkommen kimbrischer Völker gehören heute nur noch die Friesen, die aber ihre angestammte Mundart[39]) immer mehr mit

[37]) Sigambri, zusammengesetzt aus dem Flußnamen Siga und ambri, ambrones, Mannen, wie Amsivarii, Chasuarii, bedeutet nur „die an der Sieg Wohnenden". Angelsächsisch heißen die Ambronen Ymbran, und es ist daher sehr fraglich, ob die englischen Nordhumbri und Sudhumbri, Nord- und Südmannen, überhaupt etwas mit dem Fluß Humber zu tun haben. Die heutige Grafschaft Nothumberland liegt sehr viel nördlicher. Maelchomber, „ausgezeichneter Mann", ist ein alemannischer Name, mit magyarember (ember, Mann, scheint ein Lehnwort aus dem Keltischen) bezeichnet man einen echten Ungarn. Nennius nennt alle Sachsen Ambronen: omne genus Ambronum, id est Aldsaxonum, ebenso Sigebertus Gemblacensis: isti Ambrones. — Saxo (7) gebraucht Humbrer ohne Zusatz als Bezeichnung für Engländer: Britanniam petens, Humbrorum rege prostrato . . . In Lamberts Jahrbüchern (ad ann. 705) lesen wir: Aldfridus rex Nordanembrorum, bei Adam von Bremen (I 41): Siwardum Northimbrorum (das Land heißt Nordimbria). Von Beda (Hist. eccl. I 15) stammt die Erklärung des Volksnamens durch den Flußnamen: tota Nordanhymbrorum progenies, id est illarum gentium, quae ad. Boream Humbri fluminis inhabitant, wir wissen aber aus hundertfacher Erfahrung, daß die mittelalterlichen Etymologien meist falsch sind. König Alfred und die Sachsenchronik lassen bei Übersetzung obiger Stelle ins Angelsächsische Bedas Erklärung weg und nennen das Volk Nordhembra cynn oder Nordhymbra. Wahrscheinlich waren die Nordumbrier größtenteils skandinavischer Abkunft, wie die bei ihnen besonders zahlreichen Ortsnamen auf wick und by vermuten lassen.

[38]) Vielleicht gab es auch einige Völker, die als Bindeglieder zwischen dem kimbrisch-friesischen und dem marsisch-fränkischen Stamm in der Mitte standen.

[39]) Die überlieferten friesischen Eigennamen, wie Verritus und Malorix, könnten nach Zusammensetzung und Lautstand ebenso gut gallisch sein. Das hohe Selbstgefühl dieser Friesenfürsten, die mit den Worten „keine Sterblichen überträfen an Tapferkeit und Treue die Germanen" sich im römischen Circus auf die Sessel der Senatoren setzten, bezeugt Tacitus (Ann. XIII 54), und auch Sueton (Claud. 9)

dem sächsischen Platt vertauschen, teilweise zu Deutschland. Dagegen enthalten Dänen, Norweger, Niederländer, Nordfranzosen und Engländer viele kimbrische Bestandteile. Die alte Sprache der Friesen, die uns in ihren Rechtsbüchern erhalten ist, zeigt daher eine auffallende Ähnlichkeit mit den nordischen Sprachen; Endungen wie in den altfriesischen Wörtern blawelsa, blodelsa haben von allen germanischen Sprachen nur die skandinavischen. Ebenso bezeichnend und übereinstimmend ist das manchmal dem Anlaut vorgesetzte j, z. B. afr. jelna, Elle, und skand. jarl, Mann, germ. erl. Merkwürdig ist die Erweichung des k-Lauts, der sogenannte Zetazismus, vor i, e, y, ae, die außer dem Friesischen und Nordischen nur dem Neulateinischen und den romanischen Sprachen eigen ist (z. B. fr. tzierka, schwed. kyrka, sprich tchörka, Kirche, fr. tziasa neben kiasa, wählen, dän. kjär, frz. cher). Das gänzliche Verschlucken des ursprünglich durch die Nase gesprochenen n hat das Friesische (muda, Mund, svida, stark) nicht nur mit dem Skandinavischen, sondern auch mit dem Sächsischen, Englischen und Alemannischen gemein. Die merkwürdige Übereinstimmung einiger lateinischer Wörter (carus, ver, tempus, lex, lenis, somnus, sol, beta, tetrao, asinus, plerus, gerere, calare[40]) gerade mit solchen der nördlichsten germanischen Sprachen (schwed. dän. kär, kjär, schwed. vår, timma, lag, len, sömn, sol, beta, tjäder, åsna, flera, göra, kalla) erklärt sich daraus, daß die kimbrische Mundart dem Keltischen am nächsten kam und dieses wieder mit dem Lateinischen in engem verwandtschaftlichem Zusammenhang stand.

Die in den unvermischten nordischen Völkern steckende Kraft[41]) geht aus dem unvergleichlichen Siegeszug der Kimbern, Teutonen und Ambronen, nur eines kleinen Teils des kimbrischen Stammes, hervor, die nach der Vernichtung zahlreicher römischer Heere beinahe das mächtige Römerreich zu Fall gebracht hätten. Nur der Tatkraft und Feldherrngröße eines Marius, aber auch seinem Kriegsglück und nicht zuletzt der südlichen Sonne ist es zu danken, daß sie schließlich nach heldenmütigem Widerstand unterlagen. Er allein hat nach den Worten Juvenals „die bebende Roma beschützet",

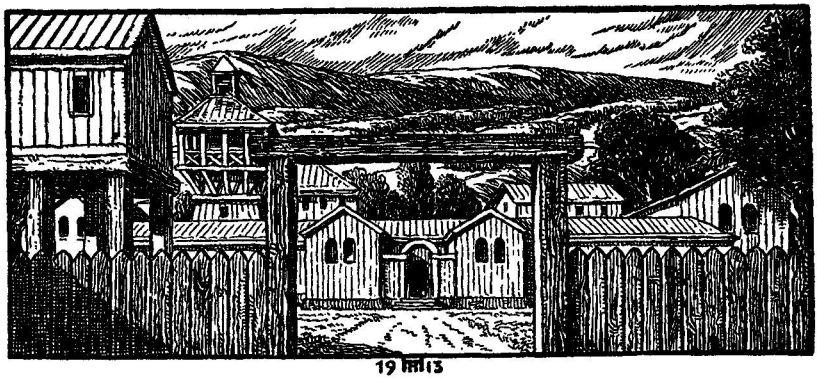
> Als zu der Walstatt hin und der Kimbern Leichen die Raben
> Flogen, die nimmer zuvor so riesige Leiber benagten.

---

spielt offenbar auf den gleichen Vorfall an. — Außer dem Tempel des Forseti auf Helgoland hatten die Friesen auch noch ein anderes Stammesheiligtum auf Walcheren (Welacra) mit einem hölzernen Götterbild (Alcuini V. S. Willibrordi 14).

[40]) Gerade bei diesem seltenen und altertümlichen Wort ist eine Entlehnung vollständig ausgeschlossen.

[41]) Nicht mit Unrecht pflegte Karl V. zu sagen, der ganze Adel Europas stamme aus Skandinavien.



2. Der marsisch-istävonische Stamm.

a. Die Franken[1]).

Gens Francorum inclyta
Auctore Deo condita.
Der hochberühmte Frankenstamm
Von Gott gegründet Anfang nahm.
Salisches Gesetz.

Die Bildung der „neuen Stämme" hat bisher für die Geschichtschreiber etwas Rätselhaftes gehabt. Tacitus und seine Zeitgenossen nennen über fünfzig Namen germanischer Völker und Völkchen, die drei Jahrhunderte später bis auf einige wenige verschollen sind und neuen, größere Volksmengen umfassenden, Bezeichnungen Platz gemacht haben. „Woher kommt dieser auffallende Wechsel?" fragt Wilhelm Arnold[2]), ohne eine befriedigende Lösung zu finden, ohne die Verbindung zwischen den Stämmen der Urzeit und denen der neueren deutschen Geschichte herstellen zu können. Auch die hervorragendsten Forscher sind hierin nicht glücklicher gewesen, und sogar Leopold von Ranke muß, wie schon erwähnt, gestehen[3]): „Es ist ein vergebliches Beginnen, die verschiedenen Völkerschaften, welche in der Geschichte auftreten, auf diese Stämme zurückzuführen." Wie ist bei all dem aufgewendeten Fleiß und Scharfsinn ein so auffallender Mangel an Erfolg zu erklären? Geben die Quellen zu dürftigen Aufschluß? Nein, in

[1]) Nach der zuerst in den „Rheinischen Geschichtsblättern", I 4, 1894, erschienenen, dann in meine Schrift „Stammbaum und Ausbreitung der Germanen", Bonn 1895, aufgenommenen Abhandlung „Der Frankenstamm". — Vgl. auch „Europäische Völkerkunde" usw., sowie „Rassen und Völker".

[2]) Deutsche Urzeit, 1879.

[3]) Weltgeschichte III S. 36.

den Werken der alten Schriftsteller sind, wie wir sehen werden, wertvolle Nachrichten in genügender Fülle enthalten, um die gesuchte Verbindung herstellen zu können. Der Fehler muß also wo anders, und zwar an den Voraussetzungen liegen, von denen die Geschichtschreiber ausgingen; denn, bei falscher Voraussetzung, muß auch die folgerichtigste Schlußziehung zu verkehrten Ergebnissen führen. „Die neuen Gruppierungen sind es aber[4]), welche dem Neubau Mittel- und Westeuropas zur Grundlage gedient haben. Gewiß ist daher die Geschichte ihrer Entstehung von weltgeschichtlicher Wichtigkeit."

Die erste Voraussetzung, die als unhaltbar aufgegeben werden muß, ist die Auffassung der „neuen Stämme" als „politischer" oder „staatlicher" Verbände oder als „Kampfgenossenschaften". Das einzige, was damals die ungestüm auseinanderstrebenden Germanen einigermaßen zusammenhielt, war die Blutsverwandtschaft, auf der ihre Verfassung, ihr Gottesdienst, ihre Schlachtordnung[5]) beruhte. Aus der Germania des Tacitus ist ersichtlich[6]), daß auch die älteste Stammeseinteilung unsrer Vorfahren auf Verwandtschaft begründet war. Nach Tacitus und Plinius[7]) ist die Verzweigung des germanischen Stammes in vier Hauptäste sicher; denn der von dem zweiten Schriftsteller beigefügte fünfte (quinta pars Peucini, Basternae ...) umfaßt nicht germanische, sondern pannonische Völker thrakischer und gallischer Abkunft. Diese Vierteilung des Stammbaums ist von grundlegender Bedeutung; ein völliges Verständnis desselben war jedoch ausgeschlossen, so lange seine Wurzel im Verborgenen lag. Das führt uns zur zweiten falschen Voraussetzung, die eine richtige

[4]) E. v. Wietersheim, Geschichte der Völkerwanderung, zweite von Dahn besorgte Auflage, 1880.

[5]) Germ. 7: Non casus nec fortuita conglobatio turmam aut cuneum facit, sed familiae et propinquitates . . . 39: Stato tempore in silvam auguriis patrum et prisca formidine sacram omnes ejusdem sanguinis populi legationibus coëunt . . . Caes. B. G. I 51: Germani suas copias castris eduxerunt generatimque constituerunt . . . Jordan. 5: Divisi per familias populi, Vesegothae familiae Balthorum, Ostrogothae praeclaris Amalis serviebant. — Tac. Hist. IV 16: Canninefates, Frisios, Batavos propriis cuneis componit . . . (Immer ist Verwandtschaft das Ausschlaggebende).

[6]) Germ. 2; Manno tres filios adsignant, e quorum nominibus proximi Oceano Ingaevones, medii Herminones, ceteri Istaevones vocentur. Quidam ut in licentia vetustatis, plures deo ortos pluresque gentis appellationes, Marsos, Gambrivios, Suevos, Vandilios, adfirmant, eaque vera et antiqua nomina. (Einige, was bei dem Alter der Sage begreiflich, zählen mehr Söhne des Gottes und mehr Stammesnamen auf, Marsen, Gambrivier, Sueben, Vandilier, und wirklich sind auch dies echte und alte Namen).

[7]) Nat. hist. IV 28. Germanorum genera quinque: Vindili, quorum pars Burgundiones, Varini, Carini, Guttones. Alterum genus Ingaevones, quorum pars Cimbri, Teutoni ac Chaucorum gentes. Proximi autem Rheno Istaevones, quorum pars Cimbri. Mediterranei Hermiones, quorum Suevi, Hermunduri, Chatti, Cherusci. Quinta pars Peucini, Basternae . . .

Auffassung der ältesten deutschen Geschichte erschwert, ja unmöglich gemacht hat. Auf einen Fehlschluß der Sprachforscher vertrauend, gingen die neueren Geschichtschreiber von einem östlichen Ursprung unsres Volkes aus, und ein solcher ist schlechter Dinge nicht in Einklang zu bringen mit der überlieferten Stammeseinteilung der Germanen. Deshalb waren die Fäden nicht zu verknüpfen, darum die Verbindung zwischen Tacitus und der neueren Zeit nicht herzustellen. Bleiben wir aber auf der durch die geschichtlichen Urkunden gegebenen Grundlage stehen, so ergibt sich der Zusammenhang von selbst: kein Völkchen geht verloren.

Die strahlenförmige Ausbreitung der Germanen von Nordeuropa, und zwar der skandinavischen Halbinsel aus, ist durch die Quellen so wohl bezeugt, daß, wer ihn leugnet, die schriftlichen Urkunden als Geschichtsquelle überhaupt verwirft. Es seien hier nur einige, den Frankenstamm besonders betreffende, Zeugnisse angeführt. Die Reihe mag Tacitus eröffnen, der diesen Dingen doch noch etwas näher stand als unsre heutigen Gelehrten, und von einer Einwanderung der Germanen nichts weiß und nichts wissen will. Ipsos Germanos indigenas crediderim (Die Germanen möchte ich für Urbewohner halten), versichert er, und dies Zeugnis gilt auch für die skandinavische Halbinsel, die damals von den Festlandsgermanen in weitem Halbkreise umlagert war und Germaniens Nordmark bildete (cetera Oceanus ambit.). Noch im 9. Jahrhundert war unter den Franken die Überlieferung von der nordischen Abstammung des Volkes lebendig, und die Schriftsteller erwähnen sie als etwas Selbstverständliches. Ermoldus Nigellus (carm. in hon. Hludovici IV v. 13) beschreibt die Taufe des Dänenkönigs Harold und bringt dabei die folgenden bemerkenswerten Verse:

Nort quoque francisco dicuntur nomine Manni,
Veloces, agiles, armigerique nimis;
Ipse quidem populus late pernotus habetur,
Lintre dapes quaerit, incolitatque mare,
Pulcher adest facie, vultuque statuque decorus,
Unde genus Francis adfore, fama refert[8]).

Frekulf, Bischof von Lisieux (Lexovium), schreibt in seiner Weltchronik: Haec quidem ita[9]) se habere de origine Francorum opi-

[8]) Auch Nordmannen benennet sie unsere fränkische Zunge,
Schnell sind sie und gewandt, wohl in den Waffen geübt;
Weithin bekannt ist das Volk und berühmt, es suchet auf schwankem
Kahne sich Nahrung und wohnt an den Gestaden der See.
Schön von Gesicht und Gestalt und stattlich von Wuchse, aus Nordland
Kommt es, woher nach dem Lied stammt auch der Franken Geschlecht.

[9]) Dies bezieht sich auf die in manchen Chroniken (Sigibert, Annolied u. a.) erzählte Sage von der trojanischen Abstammung der Franken. Diese offenbar in majorem Francorum gloriam erfundene Geschichte, die mit der für alle Germanenstämme übereinstimmenden Überlieferung von der skandinavischen Urheimat

nantur. Alii vero affirmant, eos de Scanza insula, quae vagina gentium est, exordium habuisse, de qua Gothi et caeterae nationes Theotiscae exierunt[10]). Der kenntnisreiche Hrabanus Maurus endlich, von Geburt ein Franke und als Erzbischof von Mainz im Jahre 856 gestorben, behandelt die nordische Abkunft aller Deutschredenden als feststehende Tatsache, indem er in seiner „Erfindung der Sprachen" zu den abgebildeten Runen nachstehende Erklärung gibt: Literas quippe quas utuntur Marcomanni, quos nos Nordmannos vocamus, infra scriptas habemus: de quibus originem, qui Theodiscam loquuntur linguam, trahunt[11]). Vielleicht darf auch noch die folgende Stelle (Eumen. panegyr. IV 6) hier angeführt werden: Quid loquar intimas Franciae nationes, non iam ab his locis, quos olim Romani invaserant, sed a propriis ex origine suis sedibus, atque ab ultimis barbariae litoribus . . .[12])

Wenn wir nun auf diesen Grundlagen die Verbindung zwischen dem Frankenvolke und den Stämmen der Urzeit herstellen wollen, so ergibt sich zunächst die Frage, welchem der vier Hauptäste des germanischen Stammbaums sind sie entsprossen? Da die Franken weder Schwaben noch Goten sind, so kann es sich bloß darum handeln, welchem der beiden ersten sie angehören, ob sie kimbrischen oder marsischen

nicht verglichen werden kann, wird gestützt durch einige zufällige Anklänge der Namen (fri, frig, gleichbedeutend mit frank, erinnert an Phryges, Anfegis an Anchises, und Troja hieß auch die Colonia Trajana als fränkische Stadt). In ähnlicher Weise ist auch die behauptete Abstammung der Sachsen von den Makedoniern (as. maki, ags. mece, got. meki Schwert = sahs), der Burgunden von den Römern (Roma ist auch ein alter Ortsname auf Gotland, der Nachbarinsel von Bornholm, Borgundarholmr, Burgendaland, dem früheren Wohnsitze des Volkes) aufzufassen. Mit Recht macht sich schon Graf Hermann v. Neuenahr, ein Zeitgenosse Karls V., über diese Märchen lustig: Quos in Sicambria olim sedes habuisse, et vera origine Germanos fuisse indigenas, non Troianos, ut fabulantur quidam, mea fert opinio . . . Hinc etiam Saxones, qui semper inter Germanos praecipuum locum habuerunt, origine se Macedonas gloriabantur, hac in re non minus ridiculi quam Franci (darin nicht weniger lächerlich als die Franken. Brevis narratio de origine ac sedibus priscorum Francorum). — Die Sage von früheren Wohnsitzen der Franken in Pannonien kann davon herstammen, daß nach Tacitus (Ann. IV 47) eine cohors sugambra gegen die Thraker focht und später in Ofen stand, wo sie eine Sicambria gegründet und inschriftliche Spuren hinterlassen haben soll (Apiani Inscriptiones sacrosanctae vetustatis, Ingolst. 1534: in Buda veteri lapis effossus Matthiae regis Ungariae tempore . . .).

[10]) So soll es sich mit dem Ursprung der Franken verhalten. Andere aber versichern, sie stammen von der Insel Scanza, dem Mutterschoß der Völker, von der auch die Goten und die übrigen deutschen Stämme ausgegangen sind.

[11]) Rerum Alamannic. Scriptores etc. II p. 67: Die Schriftzeichen der Markomannen, die wir Nordmannen nennen, sind unten abgebildet: von ihnen leiten alle Deutschredenden ihren Ursprung her.

[12]) Brauche ich die inneren Völker des Frankenlandes zu erwähnen, nicht aus den Gegenden, die einst die Römer betreten, sondern aus ihren eigentlichen Ursitzen, an den äußersten Nordlandsküsten.

Stammes sind. Da ferner die Ingävonen oder Kimbern als Bewohner des Küstenlandes (proximi Oceano) von Tacitus, Plinius, Ptolemäos, Strabo u. A. bezeugt sind, so bleiben für die Franken nur die Marsen übrig. Dieser altehrwürdige Name, den zu Tacitus' Zeit noch die Hüter des Stammeseigentums für die rheinischen Völker, des Tanfanatempels, trugen, ist später verschollen: nur die Marsaci, Chetmarsi, Stormarsi[13]) und die Ortsnamen Marsberg, Merseburg erinnern noch an ihn. So dürfen wir also einen Zusammenhang der Franken mit der marsischen Völkergruppe annehmen? Ein glücklicher Zufall kommt uns zu Hilfe. Wenn es auch von vornherein wahrscheinlich ist, daß schon die tacitëischen Stämme ihre mundartlichen Verschiedenheiten und Eigentümlichkeiten gehabt haben, so scheint es doch kaum möglich, daß sich diese in den wenigen aus jener alten Zeit erhaltenen Namen bemerkbar machen. Und doch ist es so!

Jedem, der einen Blick in ältere fränkische Urkunden geworfen, muß die Schreibung der Namen Chlothacharius, Chlothovechus, Chilpericus, Childebercthus, Chamingus, Chardaricus, Bertechramnus, Childoaldus, Nantichildis, Chrodieldis u. a. auffallen. Diese durchgehende Wiedergabe des Hauchlautes durch ch zeugt nicht nur von einer der den Franken eigentümlichen rauhen Aussprache desselben, sondern auch von dem allgemeinen Brauch, diese durch die Schrift kenntlich zu machen. Das Gleiche finden wir aber schon bei Tacitus, und zwar bei einer räumlich zusammenhängenden Gruppe von Völkern zwischen Elbe und Niederrhein, deren Namen zufällig meist mit dem Hauchlaut beginnen, den Chatti, Chamavi, Chasuarii, Chauci, Cherusci. Daß diese Schreibung keine zufällige ist, geht daraus hervor, daß sie Tacitus bei keinem der östlich von der Elbe wohnenden Völker anwendet. Mitten in der Gruppe dieser Völker aber lag das marsische Stammesheiligtum (celeberrimum illis gentibus, Tac., Ann. I 51). Da nun solche Heiligtümer immer nur blutsverwandten Völkern (eiusdem sanguinis) gemeinsam waren, da ferner die mundartliche Eigentümlichkeit des Marsenstammes bei den späteren Franken sich wiederfindet, so ist der Schluß, daß auch zwischen diesen Blutsverwandtschaft besteht, wohl gerechtfertigt. Die Franken können nichts anderes sein als die alten Marsen. Auch die anderen Schriftsteller,

[13]) Lysander (bei Wormius, Mon. Dan. V): inde quatuor Marsorum genera se exserunt, Teutomarsi, Storemarsi (später auch Dithmarsi, Stormarii geschrieben), Villemarsi, Crempemarsi. In einem Richtiges und Irriges vermengenden Aufsatz über „Die Geschichte der Besiedelung Dithmarschens" (Ztschr. d. Ges. f. d. Gesch. XXXIII, 1904) fragt sich Reimer, ob die Dithmarschen Friesen oder Sachsen sind? Antwort: keines von beiden, sondern Franken. Ältere Schriftsteller, wie z. B. Meursius, unterscheiden scharf zwischen Marsen, Friesen und Sachsen. — Harpfs Ausspruch: „Der Name Dithmarschen oder Dithmarsen bedeutet deutsche Marschen" (Die Dithmarschen und ihre Geschichte, ein Vortrag, Prag 1910), muß ich demnach für unzutreffend halten.

Lateiner und Griechen, folgen Tacitus' Beispiele, indem sie die Angehörigen dieses Stammes durch die Schreibweise der Namen von anderen unterscheiden. Plinius, Ammian, Fortunatus Venantius, Apollinaris Sidonius schreiben Chauci, Chatti, Cherusci, Chamavi, Charietto, Chariberthus, Berthichildis, Chariobaudus, weil Franken, dagegen Herminones, Hermunduri, Eruli, Hariobaudus, Herminfrid, Bertharius, Modaharius, Gomaharius, weil Schwaben oder Goten; Strabo, Dion, Agathias, Zosimos haben *Χαττοι, Χερουσκοι, Χαυκοι, Χαμαβοι, Χαριομηρος, Χαριοβαυδης, Χαριεττων, Χλωθαριος, Χλωθωμηρος*, dagegen *Ἑρμουνδουροι, Ἐρουλοι, Ἐλμιγγειρος* u. s. f. Die fränkischen Münzen und Siegel der älteren Zeit folgen ebenfalls diesem Gesetze mit den Inschriften Childerici, Chlothovechus, Chramnus, Chariulfo, Charemundus u. a., nicht minder die in das Salische Gesetz eingestreuten fränkischen Wörter, wie changisto, chunno, chrenecruda, chariocheto u. dgl. Diese Eigentümlichkeit der Franken, die sich, wie aus den Urkunden hervorgeht, erst im 8. Jahrhundert allmälig verliert, ist zwar nicht unbemerkt geblieben[14]), im ganzen jedoch nicht nach ihrer vollen Bedeutung[15]) gewürdigt worden. Sonst müßte ja die Frankenfrage längst entschieden sein; braucht man doch nur einen Kreis um die von Tacitus mit ch geschriebenen Völker zu legen, um zu wissen, aus welchem Grundstock der spätere Frankenstamm erwachsen ist. Gerade das Hauptvolk dieses Stammes, die Chauken, von dem manche kleinere Völker nur Zweige sind, ist von allen Forschern, die sich bisher mit dieser Frage beschäftigt haben, Zeuß, von Ledebur, von Wietersheim, Müllenhoff, Freytag, Arnold, Schröder, Wormstall, Dahn u. a. verkannt und fälschlich den Sachsen[16]) zugeteilt worden.

[14]) Wackernagel, Abhdlg. z. Sprachkunde 1874, sagt darüber: „Die Verhärtung des h zu ch, die schon in älterer Germanenzeit für die Bevölkerung des mittleren Deutschlands bezeichnend und nachher eine unterscheidende Eigenheit zumal der Franken gewesen" . . . Garke, Prothese und Aphärese des H im Althochdeutschen 1891, „am längsten scheint der fränkische Dialekt den gutturalen Wert behalten zu haben"; Behaghel, Gr. d. Germ. Phil. 1891 I. S. 546, „soll der deutsche Laut wirklich deutlich zur Anschauung gebracht werden, so greift der romanische Schreiber zu dem Zeichen ch oder selbst zu c, wie dies besonders im Westfränkischen und im ältesten Südrheinfränkisch geschieht." In der Mitte eines Wortes kommt ch für h zuweilen auch bei Alemannen und Baiern vor (z. B. Eberchardus, Egischeim, Wintchari, Helmchovin), am Anfang jedoch ausschließlich bei Franken.

[15]) Ich selbst habe wiederholt darauf hingewiesen, zuerst 1889 in einem Vortrage über die „dunkeln Jahrhunderte der deutschen Geschichte", Bericht in Nr. 73 d. Karlsr. Ztg., dann 1890 in einem Aufsatze „Anthropologie und Geschichte". Ausland Nr. 46 und 47.

[16]) So auch von Bremer, Ethnographie der germanischen Stämme, Sonderabdruck aus der 2. Aufl. von Pauls Grundriß der germanischen Philologie, Straßburg, 1899, während R. Much, deutsche Stammeskunde, Leipzig 1900, 2. Aufl. 1905, wenigstens die Chauken richtig beurteilt. Von allen in der Germania genannten Völkern sind allein die Angrivarii, die späteren Engern, die zu Tacitus Zeit neue Einwanderer aus dem Norden waren (nunc . . . . immigrasse narratur)

Der Beweis, daß in der Tat die Chauken ein Hauptbestandteil der Franken waren, ist nicht schwer zu erbringen: werden diese doch auch ahd. Huga, as. Hugos, ags. Hugas genannt. Das Beowulfslied (V. 1912—16) gebraucht die Namen Francan, Hugas, Hetwäre (Chattuarii) als völlig gleichbedeutend (der Dänenkönig Hygelac ist der Chochilaicus der fränkischen Quellen), und ebenso der spätrömische Dichter Claudius Claudianus die Benennungen Chauci und Franci[17]). Hugo, in älterer Form Chucus, war bei den Franken ein beliebter Name, und noch heute leben Hugo, Hug, Haug, Hueck, Hauck, als Vor- und Geschlechtsnamen fort. Die Quedlinburger Jahrbücher melden[18]), daß „einst alle Franken Hugonen hießen", und in der Sage ist „Hugdietrich" der fränkische (auch der Annalista Saxo die Annal. Laubiens. et Lodiens. haben Hugo Chiedericus, Merovecus Huogo), „Dietrich von Berne" dagegen der gotische Theoderich vom Heldenstamme der Amaler (Amelung Theoderic dicitur, Ann. Quedlinb.). Auch der in der Lebensbeschreibung des H. Liudger genannte rechtsrheinische Gauname Hugmerchi erinnert noch an die Chauken, wie Borahtra an die Brukterer.

Nach diesen Ausführungen gehören auch die Cherusker, die alten Vorkämpfer germanischer Freiheit[19]), zum fränkischen Stamme; dies ist in mehr als einer Hinsicht, besonders aber für die Sagengeschichte[20])

sächsischen Stammes. — Helmke, Die Wohnsitze der Cherusker und der Hermunduren (Beil. z. Jahresbericht des Wilhelmsgymn. in Emden 1903) rechnet zwar die Cherusker zu den Istävonen, läßt sie aber doch mit den Chauken in den späteren Sachsen aufgehen. Die mancherlei Irrtümer der Schrift sind von mir in der „Deutschen Erde" (1904 S. 157) richtiggestellt worden. — Seitdem ist ein beachtenswertes, von mir in der Karlsr. Ztg. (6. III. 13) besprochenes Buch über die Franken erschienen: J. Schmaus, Geschichte und Herkunft der alten Franken. Bamberg, C. C. Buchner, 1912. Der gelehrte Verfasser hat manches von meinen Auffassungen übernommen, so auch die Abstammung von den Chauken. Dankbar müssen wir dafür sein, daß er einige ältere Schriftsteller, Teschenmacher und v. Falkenstein, als Vorgänger in dieser Hinsicht namhaft macht. Über die Zugehörigkeit der Cherusker und Chatten zum gleichen Stamm spricht er sich nicht deutlich genug aus. Zustimmung verdient das Schlußwort, daß die hervorragenden, leiblichen wie geistigen, Eigenschaften der Franken „das gewichtige Wort aus Römermund (Tacitus) wie das stolze Selbstlob (Salisches Gesetz) als vollberechtigt erscheinen" lassen.

[17]) De cons. Stilichonis I. v. 225:

Ut iam trans fluvium non indignante Chauco
Pascat Belga pecus, mediumque ingressa per Albim
Gallica Francorum montes armenta pererrent . . .

[18]) Annal. Quedlinburg. III 31: Hugo Theodericus iste dicitur, id est Francus, quia olim omnes Franci Hugones vocabantur.

[19]) Die Erinnerung an die stets bewahrte Freiheit war im Frankenvolke nicht erloschen; wir finden in einigen Chroniken, Chron. Moissiacense, Fredegar, die bemerkenswerte Stelle: Franci multis temporibus cum ducibus suis, externas semper dominationes negantes (stets jede Fremdherrschaft zurückweisend), transegisse comperimus.

[20]) Aus cheruskischer Zeit stammt wahrscheinlich die Verehrung, sicher die Namensform des Gottes Crodo, der nach Verstegan, Dellejus und Thurius

von Bedeutung. Das im 12. Jahrhundert entstandene Nibelungenlied, unser „Nationalepos", verschmelzt bekanntlich fränkische Sagenstoffe mit Teilen des burgundischen und gotischen Sagenkreises. In der Hauptsache ist es jedoch fränkischen Ursprungs, und sein Name bedeutet ja auch nichts anderes als „Frankenlied": Nibilo, Nibilunc war ein beliebter fränkischer Name, von dem, da ihn auch Fürsten trugen, das ganze Volk „Nibelunge" (Franci Nebulones im Waltharilied) genannt wurde.

Die weltgeschichtliche Bedeutung und Großmachtstellung der Franken[21]) wird begreiflich, wenn sie aus Völkern hervorgegangen, die schon früher mächtig waren und selbst dem Feinde Achtung abnötigten. Tacitus nennt die Cherusker, ehe sie durch die inneren Kämpfe, denen Armin zum Opfer fiel, zerrüttet waren, boni aequique (die Tüchtigen und Biedern), die Chatten ehrt er mit folgenden Worten: Duriora genti corpora, stricti artus, minax vultus et maior animi vigor, multum ut inter Germanos rationis ac sollertiae . . . alios ad proelium ire videas, Chattos ad bellum[22]), und ein größeres Lob, als er den Chauken zollt, kann kaum gedacht werden: tam immensum terrarum spatium non tenent tantum Chauci sed implent; populus inter Germanos nobilissimus, quique magnitudinem suam malit justitia tueri. Sine cupiditate, sine impotentia, quieti secretique nulla provocant bella, nullis raptibus aut latrociniis populantur. Id praecipuum virtutis ac virium argumentum est, quod, ut superiores agant, non per injurias adsequuntur. Prompta tamen omnibus arma ac, si res poscat, exercitus plurimum virorum equorumque; et quiescentibus eadem fama[23]). Damit stimmt überein, was Agathias (Hist. I 2) von den Franken zu berichten weiß: „für ein Barbarenvolk scheinen sie mir ungemein gesittet und gebildet . . . Ich bewundere sie sowohl wegen ihrer übrigen Vorzüge als

(bei Worm a. O.) bei Harzburg (Altar jetzt in Goslar) ein Heiligtum hatte. Seine Bildsäule stand auf dem Rücken eines Fisches; er war bärtig und barfuß dargestellt, in der Linken ein Rad, in der Rechten ein Gefäß mit Wasser und Blumen tragend. Crodo, der dem Saturn gleichgesetzt wird, ist jedenfalls der Himmelsgott Wodan, der ja auch Hruodberht, fränk. Chrodobercht (Knecht Rupprecht) heißt. Die sächsische Gestalt des Kurznamens wäre Hrodo. Der Alemannenherzog Hruotbert wird in fränkischen Quellen Crodobertus genannt.

[21]) Noch heutigen Tages ist für die östlichen Völker Frankistan und Abendland gleichbedeutend.

[22]) Harte Leiber, feste Glieder, drohende Miene und größere Seelenstärke, für Germanen viel Verstand und Überlegung .... andere, möchte ich sagen, siehst du in die Schlacht ziehen, die Chatten in den Krieg.

[23]) Diesen ungeheuren Landstrich behaupten die Chauken nicht nur, sondern füllen ihn auch aus, eines der edelsten Völker unter den Germanen . . . (bei aller Rechtlichkeit usw.) wird doch ihr Schwert nicht stumpf und stellen sie, wenn Not an den Mann geht, ein mächtiges Heer von Fußvolk und Reiterei ins Feld; aber auch wenn sie Frieden halten, genießen sie das gleiche Ansehen.

besonders wegen ihrer Gerechtigkeitsliebe und Eintracht ... So ist bei ihnen das Volk gerecht und vaterlandliebend, die Herrscher sind wohlwollend und, wenn es darauf ankommt, nachgiebig. Deshalb ist auch ihre Macht festgegründet, und ihre Gesetze bleiben immer dieselben; von ihrem Land haben sie nichts verloren, wohl aber viel hinzuerworben. Denn wo Gerechtigkeit und Menschenliebe zu Hause sind, da machen sie den Staat glücklich und sicher, und seine Feinde sind ihm gegenüber machtlos." Ähnlich spricht sich auch der Redner Libanios (Orat. LIX 128) aus: „Ihre Menge geht über jede Zahl hinaus, ihre Kraft übertrifft aber noch die Menge. Die Meerflut ist ihnen nicht furchtbarer als das feste Land. Nordischer Frost erscheint ihnen angenehmer als linde Lüfte. Für das größte Unglück halten sie ein untätiges Leben, für des Glückes Gipfel Gelegenheit zum Kampf". Wohl waren sich die Franken ihrer Vorzüge auch selbst bewußt, eines ihrer alten Volksrechte, die Lex Salica, hebt an mit den stolzen Worten: Gens Francorum inclyta, auctore Deo condita, fortis in armis, firma pracis foedere, profunda in consilio, corpore nobilis et incolumis, candore et forma egregia, audax, velox et aspera[24]). Das sind die helede lobebaere, die recken uzerkorn, die ritter küene unde guot, die snellen degene, die degene küene unde balt unsres Heldenliedes. Daß den Franken auch Grausamkeit und Unzuverlässigkeit vorgeworfen wird, soll nicht verschwiegen werden. Die heutigen Franken sind jedenfalls einer der geistig regsamsten, aber auch der leichtlebigsten deutschen Volksstämme.

Daß die Vorfahren der Franken einst auf dem rechten Rheinufer bis zur Elbe und Nordsee, als nächste Nachbarn der Sachsen, saßen, geht aus den übereinstimmenden Angaben der alten Schriftsteller[25]) mit Sicherheit hervor. Schon frühe aber müssen ihre Versuche, sich nach Westen hin auszubreiten, begonnen haben. So waren die von Cäsar (B. G. II 4), genannten Caeroesi, eines der kleinen germanischen Völkchen des linken Rheinufers, vielleicht ein Teil

[24]) Hochberühmt ist der Franken Volk, von Gottes Gnaden gegründet, stark in den Waffen, treu im Bündnis, tief im Rat, von Leibe schön und tadellos, durch Glanz der Erscheinung hervorragend, kühn, schnell und grimm. — Einhard führt in seiner Lebensbeschreibung Karls des Großen das bezeichnende griechische Sprichwort an: *τον Φραγκον φιλον ἐχις, γιτωνα οὐκ ἐχις*, den Franken habe zum Freund, nicht zum Nachbarn.

[25]) Ravenn. anonym. cosmograph. I 11: Quarta at hora noctis Northomannorum est patria, quae et Dania ab antiquis dicitur, cuius ad frontem Albes vel patria Albis: Maurungania certissime antiquitus dicebatur, in qua Albis patria per multos annos Francorum linea remorata est (Maurungen an der Elbe war lange Zeit die Grenzmark der Franken). Julian. orat. I. Franci et Saxones, qui ultra Rhenum atque occidentis mare habitabant ..... Eutrop (IX 13) nennt Franci et Saxones nebeneinander, wie bei Ptolemäos neben den Chauken die Sachsen stehen. Ael. Spart. (Did. Julianus 1): Ibi Cauchis, Germaniae populis, qui Albim fluvium accolebant, erumpentibus restitit. ....

der Cherusker, wie ihr Name, der gallische Form angenommen, vermuten läßt. Nach Tacitus (Germ. 29; Hist. IV 15) sind Bataver und Kannenafaten aus den Chatten hervorgegangen (Chariovalda, Anführer batavischer Hilfstruppen, wird auch nach fränkischer Sitte geschrieben), und von den Römern wurden später zahlreiche Angehörige des kimbrischen und fränkischen[26]) Stammes, Ubier, Sigambern u. a., aufs linke Rheinufer verpflanzt und dort angesiedelt; der Name Tugerni (aus den Wortstämmen hug, chug, gallisch cug, und arn) erinnert an Chauci. So sehen wir also die Besitznahme des linken Rheinufers durch die Franken schon lange vor der „Völkerwanderung" vorbereitet. Unter stetem, blutigem Ringen hielten die Römer, so lange ihr Reich noch Widerstandskraft besaß, die Rheingrenze gegen die immer wieder anstürmenden freien Franken fest. Vom fünften Jahrhundert an trat an Stelle der früheren Raubzüge eine dauernde Niederlassung des Volkes im nördlichen Gallien, am Mittel- und Niederrhein. Von hier aus unterwarfen sich die kriegerischen Franken unter kräftigen Königen und Hausmeiern allmälig ganz Gallien, das zum „neuen Westreich" (Neustria[27]), Nova Francia) des tapferen Volkes wurde und dessen ruhmvollen Namen noch heute trägt. Mit Unrecht nennt der französische Chauvinismus die germanische Einwanderung verächtlich „invasion des barbares"; seine geschichtliche Größe verdankt das Land unstreitig dem Frankenstamm.

Die Besiedelung so weiter schwertgewonnener Landstriche mußte selbstverständlich einen Teil der alten rechtsrheinischen Stammesheimat veröden; sogleich wurden diese Gebiete von den ebenfalls mächtig nach Ausdehnung ringenden Sachsen besetzt, die bis in die Gegend von Cassel vordrangen (ad villam, cuius est vocabulum Vulvisangar, quam tunc temporis Franci et Saxones pariter inhabitare videbantur, Diplom. Carol. M.), wo noch heute die Sprachgrenze ist (die hessische Mundart ist nur eine Unterart der fränkischen). Nachdem das immer mächtiger werdende Frankenreich auch die Alemannen, Thüringe und Baiern

[26]) Schon damals taucht der Frankenname auf, in einem Briefe Ciceros (XIV 10): redeo ad Tebassos, Suevos, Frangones. — Ob das fränkische Königsgeschlecht sigambrischer Abkunft war, muß zweifelhaft bleiben; wahrscheinlich handelt es sich hier nur um einen dichterischen Ausdruck (cum sis progenitus clara de gente Sigamber, Fort. Ven. de Charib. rege. v. 97), doch finden wir auch bei Gregor von Tours (II 31) diese Meinung: „mitis depone colla Sicamber, adora quod incendisti, incende quod adorasti". Eigentlich gehörten die Sigambern nicht zu den echten Franken, sind aber später wahrscheinlich in ihnen aufgegangen. — Nach Sueton (Aug. 21, Tib. 9) siedelte Augustus die Ubier und einen Teil der Sigambern auf dem linken Rheinufer an; ihnen ließ Tiberius weitere 40000 folgen.

[27]) Da Neustria auch in den Erlassen der Könige Liutprand und Ratgis für die westlichen Teile des Langobardenreichs gebraucht wird, ist die übliche Erklärung aus niuwi und westar zweifelhaft; vielleicht darf man ein altes niustar = westar voraussetzen. Im Chron. Carionis, lib. IV, lesen wir übrigens: corrupta voce Neustria antiquitus dicta.

niedergeworfen, erfolgte eine neue gewaltige Ausdehnung des Volkes nach Süden und Osten. Den Alemannen wurden die Wetterau und die Flußtäler der Mosel und Saar weggenommen, und die fränkischen Ansiedler drangen weit in den Tälern des Rheins, Mains und Neckars vor. Der Einfluß der fränkischen Mundart macht sich heute nach Süden bis zur Murg und Rems, nach Osten, in der Oberpfalz, bis in die Gegend von Regensburg bemerkbar. Ein Teil der mittelrheinischen Franken unterschied sich durch einen eigenen Namen, Ribuarii, und durch ein besonderes Gesetzbuch, die Lex Ribuaria, von den nördlichen und westlichen Saliern und Chamaven. Die gewöhnliche Ableitung des Namens von ripa, Rheinufer, erscheint unhaltbar, wenn man bedenkt, daß ribalt bei Gotfrid von Straßburg und Wolfram von Eschenbach einen „Freibeuter", rifr, rifleger, bodrifr im Isländischen „freigebig, gastfrei" bedeutet; der Name[28]) wäre demnach nur eine Umschreibung von „Franken".

Um nun zur äußeren Erscheinung des Volkes überzugehen, so hatten die Franken Größe, Kraft und Schönheit mit allen unvermischten Germanen gemein. Wie fleischgewordene und vom Olymp herniedergestiegene[29]) Götter erschienen die herrlichen Gestalten germanischer Jünglinge und Jungfrauen den staunenden Römern und Griechen, die ihrer Bewunderung oft genug Ausdruck gegeben haben. Es seien nur einige, die Franken insbesondere betreffende Zeugnisse angeführt: König Dagobert I. und seine Geliebte Nanthilde waren beide von hervorragender Schönheit[30]), und das noch heute bewunderte

[28]) Ribestein, ist ein Name des Heldenbuchs, Ribstein ein heutiger in fränk. Gegenden vorkommender Familienname. Auch Ericus Olai hat das Wort ribaldus. (Grimm's Ableitung aus reginbald ist verfehlt). Der Übergang der älteren Form Ribuarii in die jüngere Ripuarii erklärt sich lautphysiologisch durch stärkeren Lippenschluß vor u. Auch die Salier, am besten durch got. sels, agf. sel, gut, tüchtig, zu erklären, haben nichts mit der „Salzflut" zu tun, vgl. den fränk. Namen Saligast, die gotischen Gudisal und Salia, den dänischen Saligothus, die gallischen Salyes, Saluvii, Salasses. — Wie auf anderen Gebieten, so haben auch hier eingehendere Forschungen meine Ansichten bestätigt. Im salischen Gesetz heißt der freie Mann „Francus salicus", dessen Besitz „terra salica, curtis salica"; francus, frei, und salius scheinen demnach gleichbedeutend. Wie aus Ammian (XVII 8) hervorgeht, hat das Hauptvolk, die Chauken, zuerst den neuen Namen angenommen: primos omnium Francos, eos videlicet, quos consuetudo Salios appellavit. Wie im Volksnamen zeigen auch die Eigennamen Ripuuinus und Gipuin (aus Ribowin, Gibowin) die Verhärtung des b vor dem w-Laut. Andere urkundlich oder inschriftlich bezeugte Namen dieses Stammes sind Rifr, Ribolf, Ribpolt. Gunnar Rifas sun ligr her, lesen wir auf einem norwegischen Runenstein und Ripuaria ist altnordisch Riftland. Noch in Reuters Platt bedeutet riw „freigebig, verschwenderisch". Eine alte Glosse hat: Franken Franci nobiles, eine andere: bene ingenuus sive Salicus.

[29]) Julii Capitol. Maximinus jun. 2; speciem illam velut divinitus lapsam . . .

[30]) Gesta Dagob. reg. 14: Dagobertus itaque pulcherrimus iuvenis, efficax atque strenuus . . . 22 Nanthildem quandam speciosissimi decoris puellam . . .

„schön wie Milch und Blut" fiel den Südländern besonders auf[31]). Kaiser Karls hohe, gebietende Erscheinung (septem namque suis longus erat pedibus, Poëta Saxo) mit den großen, lebensvollen Augen, den schönen Haaren und den freundlichen Zügen, ist aus Einhards Lebensbeschreibung bekannt. Seine Töchter waren alle von großer Schönheit, und von seinem Sohne Ludwig hat uns Thegan eine so ausführliche Beschreibung gegeben[32]), daß wir dessen männlich schöne, wahrhaft adlige Erscheinung vor Augen zu sehen glauben. Auch die Schilderung der Kaiserin Ermingardis gibt ein anschauliches Bild der germanischen Schönheit[33]).

Die fränkische Tracht ist uns durch Bildwerke anschaulich gemacht und durch Einhard und den Mönch von St. Gallen eingehend beschrieben; sie stimmte im allgemeinen mit der der anderen Deutschen überein und hatte als Eigentümlichkeit nur die gekreuzten Beinbinden, deren metallene Zungen in manchen Gräbern gefunden sind. Außer den gewöhnlichen Waffen germanischer Krieger waren den Franken große, längliche Schilde, eiserne Wurfspieße mit Widerhaken, „Angonen", und die berühmte, im Waltharilied beschriebene Frankenaxt (Francisca) eigen. Diese in zahlreichen Gräbern gefundene Waffe mit ihrer haarscharfen Schneide, ihrer schön geschwungenen Gestalt und dem kurzen, gebogenen Stiel war, von wuchtiger Faust geschleudert, ein furchtbares Kriegswerkzeug; dem zerschmetternden Beilhagel, mit dem

[31]) Fort. Ven. Epitaph. Vilithutae v. 21:
Stirpe sua reliquas superavit pulchra puellas
Et rosea facie lactea colla tulit.

[32]) Vit. Hludovic. Imp. 19. Erat enim statura mediocri, oculis magnis et claris, vultu lucido, naso longo et recto, labiis non nimis densis nec nimis tenuis, forti pectore, scapulis latis, brachiis fortissimis, ita ut nullus ei in arcu vel lancea sagittando aequiperare poterat; manibus longis, digitis rectis, tibiis longis et ad mensuram graciles, pedibus longis, voce virili . . .

[33]) Sedulii Scotti carmina II 20.
Ad Ermingardem imperatricem.
In facie niveum quoddam roseumque rubescit,
Quae superat Nymphas Luciferique decus;
Cingitur auricomis flavus vertexque capillis,
Crisoliti specimen circulat omne caput;
Instar clarifici fulgens splendore iacinthi
Visibus irradiat gratia magna tuis;
Lactea formoso decorantur colla nitore,
Lilia ceu splendent aut elefantis ebur.

Rosen und Schnee sich vereinen und mischen im lieblichen Antlitz,
Das wie des Morgenlichts Schein Nymphen sogar überstrahlt.
Goldener Locken Gewirre bedecket den leuchtenden Scheitel,
Und mit des Edelsteins Glanz wallet es rings um das Haupt;
Dunkelblau schimmern die Augen, den Boten des Frühlings vergleichbar,
Güte des Herzens und Treu' strahlet aus ihnen hervor.
Hat wohl den herrlichen Hals, milchweiß und lilienfarben,
Aus eines Rüsseltiers Zahn kunstvoll ein Meister gedreht?

das fränkiſche Fußvolk die Schlacht zu eröffnen pflegte, widerſtand kein feindlicher Schildwall. Waffen, beſonders Ringbrünnen (bruneae) und Langſchwerter (spathae), wurden ſo vielfach als Handelsware ausgeführt, daß Karl der Große ſich zu einem Ausfuhrverbot veranlaßt ſah, um die Wehrhaftigkeit der öſtlichen Nachbarn ſeines Reiches einzuſchränken. Koſtbarer Schmuck in einem eigenartigen, allen Germanen gemeinſamen Stil, findet ſich reichlich in den Gräbern vornehmer Franken; beſonders bekannt iſt der Grabſchatz des Königs Childerich. Ganz den gleichen Stil, wie Schmuck und Waffen, zeigt auch das Zierwerk der älteſten fränkiſchen Bauten. Mancherlei Umſtände, auf die hier nicht eingegangen werden kann, laſſen uns ſchließen, daß die Germanen vor Annahme des römiſchen Steinbaus einen hochentwickelten und künſtleriſch ausgebildeten Holzbau kannten und übten. Die älteſten fränkiſchen Städte, Königspfalzen und Gotteshäuſer waren von Holz, und aus der Vereinigung des Steinbaues mit dem vom heimiſchen Holzbau ſtammenden Zierwerk ſind jene reizvollen Bauwerke entſtanden, die den alten Frankenſtädten zur ganz beſonderen Zierde gereichen. Der verſtorbene von Löher hat daher vorgeſchlagen, den ſog. „romaniſchen" Stil lieber „fränkiſch" zu nennen, und ein römiſcher Dichter hat es nicht verſchmäht, ſeine Leier zum Lobe der Wärme, Behaglichkeit und Schönheit des altfränkiſchen Hauſes mit ſeinen Laubengängen ertönen zu laſſen[34]).

Die Namen, die die alten Franken ihren Kindern beilegten, ſind, dem kriegeriſchen Sinne des Volkes entſprechend, mit Vorliebe aus child, wig, chlod, chrod, sig und ähnlichen, Kampf und Siegesruhm bedeutenden Beſtandteilen zuſammengeſetzt. Einer beſonderen Beliebtheit erfreute ſich vom Gründer des Frankenreiches in Gallien an bis zu den letzten franzöſiſchen Königen der Name Ludwig (Nempe sonat Hluto praeclarum, Wigch quoque Mars est, Erm. Nig. carm. in hon. Hludovici)[35]).

[34]) Fort. Ven. De domo lignea. Carm. IX 15.

Cede parum, paries, lapidoso structa metallo:
Artificis merito praefero ligna tibi.
Aethera mole sua tabulata palatia pulsant,
Quo neque rima patet, consolidante manu.
Quidquid saxa, sablo, calces, argila tuentur,
Singula silva favens aedificavit opus.
Altior, immitior, quadrataque porticus ambit
Et sculpturata lusit in arte faber.

In Wortverbindungen wie Cede parum paries, tabulata palatia pulsant, saxa sablo, singula silva favens glaubt man den Einfluß des germaniſchen Stabreims zu verſpüren. — Meine dichteriſche Übertragung findet ſich in dem Abſchnitt über „Germaniſchen Stil".

[35]) Noch heute iſt Louis in Frankreich der häufigſte Vorname. — Andere mehr oder weniger gelungene Deutungen altgermaniſcher Namen ſind: Chilpericus, adiutor fortis, Wiborada, consilium mulierum, Wolfgangus, lupambulus, Amalricus, in coelo pollens, Roderigus, quiete pollens, Liutwin, deliciae hominum u. dgl.

Bei den Ortsnamen[36]) wurde heim- und -hausen bevorzugt; im alten Stammlande kommt auch häufig die Endung -lar vor. Auch nach Annahme der lateinischen Schrift blieb fürs tägliche Leben die Runenschrift im Gebrauch, die nach uralter Sitte auf schmale Holztäfelchen (id celebre quondam genus chartarum erat, Saxo Gr.) gemalt oder eingeschnitten wurde. Auch diese Sitte hat der römische Dichter besungen (Fort. Ven. carm. lib. VII 18):

Barbara fraxineis pingatur runa tabellis,
Quodque papyrus agit, virgula plana valet[37]).

Zum Schlusse seien noch einige Bemerkungen über die Übereinstimmung der heutigen Mundart mit den alten fränkischen Sprachdenkmälern gestattet. Spuren der oben erläuterten, schon bei Tacitus sich findenden Eigentümlichkeit sind noch heute erhalten, so z. B. in Krabb, Rabe, Katzenellenbogen, d. h. Rheinkrümmung im Lande der Chassen, Hessen, Kringel für Ring, und besonders in manchen, von alten fränkischen Namen herstammenden Familiennamen, wie z. B. in Krudewig (Chrodowich), das ich in Köln an einem Hause las, oder in der dazu gehörenden Koseform Krutz. Die Nichtverschiebung von p und t, die sich in Chilpericus und chariocheto (d. i. Leitstier, wörtlich „Heerheiß") zeigt, besteht für p noch heute bei allen Franken (Kopp, Palz), für t durch die Nachbarschaft und Einwirkung des Sächsischen nur bei den Niederfranken. Die einfache Aussprache des alten Doppellautes ai, wie in chrenecruda, chariocheto, ben (im Merseburger Zauberspruch) und bedhero (im Eid von Straßburg), ist immer noch ein Kennzeichen fränkischer Mundart: der Pfälzer spricht reen, heeßen, beede, der Schwabe rain, haißen baide. Die Erweichung des g zu ch, wie in Chlothowech ist ebenfalls noch heute bezeichnend: Ludwich sagt der Franke, Ludwigk der Alemanne. Selbst die Brechung des i zu e, wie in den Namen Segimer, Segimund, Chlothowech, kommt noch jetzt vor (Hersch, Kerch, wedder u. a.). Die Wortform he, her für er, wie bei den Sachsen, findet sich auch bei einem Teil der Franken, so z. B. in den Merseburger Zaubersprüchen, in der Übersetzung der Tatian'schen Evangelien, im Ludwigslied und heute noch in der durchaus fränkischen Schwälmer Mundart. Unsere Mundarten sind eben nichts Neugebildetes, sondern beruhen auf Weiterentwicklung sprachlicher Unterschiede, die schon in der Zeit der vier Urstämme vorhanden waren. Wir wollen von der fränkischen Sprache nicht scheiden, ohne uns der schönen Worte zu erinnern, die ihr Otfrid gewidmet hat:

Nist sie so gisungan, mit regulu bithuungan,
Sie habet tho thia rihti in sconero slihti.
Ist sie auch nicht besungen, in Regeln eingezwungen,
In ihrer schlichten Schöne trifft sie die rechten Töne.

[36]) Jäger, Die Ortsnamen auf heim, Germania X, 1910.

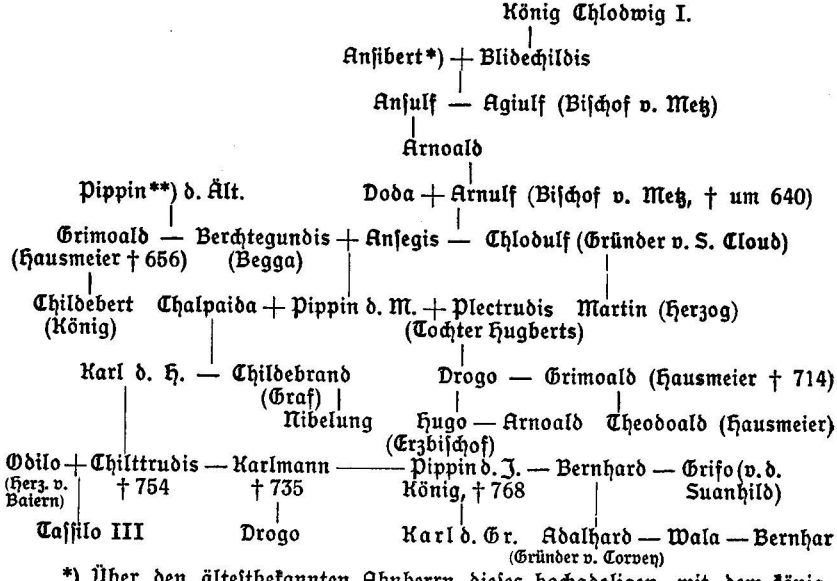
[37]) Male nur fränkische Runen auf Eschenholz, und es soll gelten
Für den papyrenen Brief mir der geglättete Stab.

Der Ehrenname „populus inter Germanos nobilissimus", den einst ein hochgesinnter Römer dem Stammvolke der Franken[38]) beigelegt, er wird ihnen gerne von jedem Deutschen zugestanden, der am grünen Rhein durch die Hallen ihrer Dome wandelt, der, in den Büchern der Geschichte blätternd, aus dem Dämmer der Sage und Vorzeit die Heldengestalten heraufsteigen sieht, die sie hervorgebracht, Arminius den „Befreier", und Karl[39]) den Großen, den Begründer des germanischen Weltreichs.

---

[38]) Die Bedeutung der Franken in der Weltgeschichte wird besonders gewürdigt in dem schönen Werk des der Wissenschaft zu früh entrissenen Woltmann „Die Germanen in Frankreich", Jena 1907, von mir in den Zeitfragen besprochen.

[39]) Karls des Großen Vorfahren.



*) Über den ältestbekannten Ahnherrn dieses hochadeligen, mit dem königlichen Hause der Merowinger verschwägerten Geschlechts lesen wir bei Paul Diac. (Ep. Mett.): qui (Aigulfus) fertur patre ex nobili senatorum familia ortu ex Chlodovei regis Francorum filia procreatus.

**) Dieser seltsame Name, der auch Bibbin, Bivinus oder ähnlich geschrieben wird und offenbar eine Ableitung von Bibo, Pippo ist, kann nur eine Koseform sein, und zwar vermutlich von Bilibercht, Bilifrid oder dgl. Die Frauennamen Bilichildis und Bilitrudis kommen mehrfach in den verschwägerten Geschlechtern der Merowinger und Karolinger vor. — Das geschwisterliche Verhältnis zeigt —, das eheliche + an.

b. Sigfrid-Arminius [1])

Canitur adhuc barbaras apud gentes.
Noch ſingt man von ihm bei den nordiſchen Völkern.
Tacitus.

Eine vor einigen Jahren von Siefert in Pforta über die Frage „Wer war Siegfried?“ veröffentlichte Unterſuchung [2]) veranlaßt mich, auf dieſen ſchon vorher und ſeitdem wiederholt [3]) von mir behandelten Gegenſtand zurückzukommen, umſomehr, als durch den zuerſt von mir geführten Nachweis, daß die Cherusker keine Sachſen ſind, ſondern zum Frankenſtamm gehören, ein ganz neues Licht auf die in mancher Hinſicht dunkle und verwickelte Frage fällt und der genannte Deutungsverſuch meines Erachtens nichts Weſentliches zu ihrer Löſung und Klärung beiträgt. Der preußiſche Schulmann rühmt zwar den, wenn auch vielleicht „geiſtreichen, doch zweifellos „dilettantiſchen“, wie er meint, „Spielen und Spielereien der Einbildungskraft“ gegenüber ſeine eigene bewährte „Methode“, die „philoſophiſch-kritiſche Quellenanalyſe und vorſichtige Interpretation“, die „zwingende Macht des methodiſch und logiſch ſtreng durchgeführten Beweiſes“, muß aber trotzdem ſeinen Aufſatz mit dem Eingeſtändnis ſeines Unvermögens ſchließen: „Das ſind Rätſelfragen, ſchwerer als die Rätſel der Turandot. Die

[1]) Nach einer zuerſt in der Germania (VII 5/6) erſchienenen, dann von der Iduna (VIII 5/6 u. 9) abgedruckten Abhandlung „Sigfrid nur Sagenheld“?

[2]) Wer war Siegfried. Von Dr. Georg Siefert (Pforta). Beilage zur Allgem. Ztg. 32/3, 1905.

[3]) Sigfrid-Arminius. Tägl. Rundſchau, Nr. 307, 1892. Ferner in den Aufſätzen „Anthropologie und Geſchichte“, Ausland 46/7, 1890, „Der Frankenſtamm“, Rhein. Geſchichtsblätter I 4, 1894; mit Erweiterungen aufgenommen in die Schrift „Stammbaum und Ausbreitung der Germanen“, Bonn 1895. Erſte Auflage dieſes Buches, 1904.

Wissenschaft hat sie noch nicht gelöst." Er darf sich daher nicht wundern, wenn Andere eine „Methode", die kein besseres Ergebnis aufzuweisen hat, etwas minder hoch einschätzen.

Wer war Sigfrid nicht? Diese Frage scheint Siefert noch schwerer zu beantworten als die erste, und doch urteilt er mit unfehlbarer Sicherheit: er war keine geschichtliche Größe, weder Arminius noch „einer der Heldenkönige der fränkischen Geschichte", er war aber auch kein Gott oder Halbgott, noch weniger die Verkörperung einer Naturkraft, kein Lichtheros, kein Sturmriese oder Wassergeist, sondern nichts weiter als — „der Held eines Märchens", das die Franken nach dem Wormsgau mitbrachten, der „dumme, weltunkundige Bauernjunge", der „kraftstrotzende Naturbursche", der „starke Hans". Ob das deutsche Volk eine große Freude haben wird an einer solchen Geschichtsklitterung, die Sigfrid, unstreitig die großartigste und dabei doch menschlich liebenswürdigste Gestalt unsrer Heldensage, zum einfachen „Dümmling" stempelt, möchte ich bezweifeln.

Lehrt das die ernste, vorurteilsfreie und voraussetzungslose Wissenschaft? Glücklicherweise nicht. Daß die Wurzeln der deutschen Heldensagen zurückreichen in das Heldenzeitalter[4]) unsres Volkes, in die „gewaltigen Stürme" der Völkerwanderung, daß wir deshalb, um sie recht verstehen zu können, „notwendigerweise von der Geschichte, den großen Ereignissen, den welterschütternden Persönlichkeiten ausgehen müssen", wird man dem Verfasser gerne zugeben, denn „die geschichtlichen Tatsachen sind der feste Kern." Auch mit den folgenden Worten wird sich jeder einsichtige Sagenforscher einverstanden erklären: „Der Dichter ergreift die großen Taten, die großen Männer, er ist der erste Historiker; die Geschichte wird zur Poesie, und so unterliegt denn auch ihre Formung in der Sage den urewigen Gesetzen dichterischen Schaffens."

Ebenso wenig kann man darüber im Zweifel sein, daß im Nibelungenlied, dem gewaltigsten deutschen Heldensang, unserm eigentlichen „Nationalepos", zwei ursprünglich „völlig unabhängige, aber selbständig nicht mehr erhaltene" Sagenstoffe, die burgundische und die fränkische Heldendichtung, mit gelegentlicher Verwendung langobardischer, ostgotischer, sächsischer und thüringischer Bestandteile, nachträglich zu einem mehr oder weniger einheitlichen Ganzen zusammengeschweißt sind. Daß in Worms, wo die „drei Völker der Sage, Burgunden, Hunnen, Franken", zusammenstießen, beziehungsweise einander ablösten, die Heimat der Burgundensage zu suchen ist, daß die „Vernichtung von Gunthers Haus und Reich durch die Hunnen" ihren geschichtlichen „Kern" bildet, leugnet auch Siefert nicht. Die Übereinstimmung der Namen ist ja auch zu augenfällig und einleuchtend:

[4]) S. m. Vortrag „Die geschichtlichen Grundlagen der deutschen Heldensage", Karlsruher Ztg. 173/4 und — gekürzt — Heidelberger Ztg. 84, 1912.

Gunther und Giselher des Heldenliedes können doch unmöglich andere Männer sein als die von König Gundobad im Eingang seines Gesetzbuches, der Lex Gundobada, angeführten „Ahnherren" und „Vorgänger" Gundaharius[5]) und Gislaharius. An Stelle des dritten Bruders Godomares ist in den deutschen Liedern Gernot, in den nordischen Guthormr getreten. Auch der Vater Gibica (ags. Gifica, an. Giuki, mhd. Gibeche, Gybich), ist im Nibelungenlied durch einen Dancrat[6]) ersetzt, doch haben ihn Walthari, Hürnen Seyfrid, Rosengarten, Biterolf, der Dancrat daneben stellt, u. a. beibehalten. Gibica ist ein Kosename mit gotischer Endung; der volle Name wird Gibamund, Gibahari oder ähnlich gelautet haben. Ebenso war Chriemhild (der fränkischen Namensform Chruomichildis würde ein gotisch-burgundisches Hromildis entsprechen), eine Tochter des burgundischen Königshauses, unzweifelhaft eine geschichtliche Gestalt, nämlich Jordans[7]) Ildico, denn „Hildiko ist unser Hildchen", sagt Siefert mit Recht, „eine Koseform des zweiten Bestandteils des Namens Kriemhild". Dagegen erzählt Jordan nicht, wie in dem erwähnten Aufsatz irrtümlich angeführt wird, Attila sei von dieser germanischen Königstochter „im Brautbette erdolcht worden", sondern er bringt, seinem Gewährsmann Priskos folgend, die andere Lesart, nach der der Hunnenkönig in der Hochzeitsnacht eines natürlichen Todes, durch einen Blutsturz infolge von Unmäßigkeit, gestorben sei. Überhaupt bedarf Sieferts Auffassung der burgundischen Geschichte sehr der Berichtigung; es ist dies umso wichtiger, als eine Verkennung der wirklichen Vorgänge auch ein richtiges Verständnis der Sagenbildung unmöglich macht. „Über die geschichtlichen Grundlagen", urteilt zwar der Verfasser, „besteht kein Zweifel", doch ist trotzdem seine Darstellung der Zeitverhältnisse und ihres inneren Zusammenhangs entschieden verfehlt. Freilich ist gerade dieser Abschnitt deutscher Geschichte, wie ich gerne zugebe, recht dunkel: „mit einer Kunst, die staunenerregend ist," schreibt Binding[8]) nicht

[5]) Lex Burg. Tit. 3. Apud regiae memoriæ auctores nostros Gibicam, Godomarem, Gislaharium, Gundaharium, patrem quoque nostrum et patruum . . .

[6]) Strophe 7 des Nibelungenliedes, die allein den Namen Dancrat hat, stammt aus der jüngsten Handschrift C.

[7]) De reb. Get. 49: Attila, ut Priscus historicus refert, extinctionis suæ tempore puellam Ildico nomine, valde decoram, sibi in matrimonium . . . socians . . . vino somnoque gravatus resupinus jacebat . . . redundansque sanguis . . . . itinere ferali faucibus illapsus eum extinxit. Dem Namen Hromildis entspricht die bekannte Hrothildis, fränk. Chrodichildis, Tochter Hilperichs II. und Gemahlin Clodwigs. Ähnlich gebildet ist das langobardische Romilda. (Die Frau dieses Namens war fränkischer Herkunft, s. meinen Stammbaum der Agilolfinger, Anh. z. d. Abschnitt über die Baiern, im 2. Bande).

[8]) Geschichte des burgundisch-romanischen Königreichs. Leipzig, W. Engelmann, 1868. Binding hat aber selbst den richtigen Zusammenhang nur teilweise

ohne Grund, „gelang es den älteren Autoren über burgundische Verhältnisse, die wenigen Namen der burgundischen Könige in stets wechselnden, aber nie richtigen genealogischen Zusammenhang zu bringen". So hat denn auch Siefert die Zustände der burgundischen Herrschaft im Wormsgau nicht richtig verstanden und wiedergegeben: „Beiden (Aëtius und Attila)," schreibt er, „ist das burgundische Reich ein Hemmnis." Wie konnte für Attila, so lange er jenseits der Theiß saß, das kleine Königreich auf dem linken Rheinufer von Bedeutung sein? Erst als er 451, durch den rachedürstenden und ränkesüchtigen Wandalenkönig Gaiserich aufgestachelt, gegen die Westgoten und die mit ihnen verbündeten Römer aufbrach, traten ihm die Burgunden, wegen früherer erbitterter Kämpfe mit den von Aëtius geworbenen Hilfsscharen unter Uptar oder Oktar[9]), Attilas Oheim, von Haß gegen die Hunnen erfüllt, in den Weg. Wie ich in der Abhandlung[10]) „Worms und die Burgunden" eingehend nachgewiesen habe, wurden nicht schon 437 „Dynastie und Volk der Burgunden" vernichtet, sondern durch Attila selbst in einem blutigen Vorspiel der Schlacht auf den katalaunischen Feldern, die nicht „die letzten Reste der Hunnen aus diesen Gegenden" vertrieb, sondern die Auswanderung der „überbleibenden" Burgunden in die Sabaudia, nach Savoyen, zur Folge hatte. Sicherlich ist Worms „die Heimat der historischen Burgundensage", doch könnte des mächtigen Hunnenkönigs finstere Gestalt nicht so innig mit ihr verflochten sein, wenn er selbst auf diesem Schauplatz keine hervorragende, für das burgundische Herrschergeschlecht verhängnisvolle Rolle gespielt hätte; vermutlich ist „ihr Kern" noch im 5. Jahrhundert entstanden, doch wohl nicht mehr am Rhein, sondern in des tapferen Volkes neuer Heimat, die ihm, zweifellos durch des einflußreichen Rikimer, eines Blutsverwandten des Königshauses, Vermittelung, als Reichsmark zum Schutze gegen die drohenden Alemannen überlassen war. Aus dem eroberten und, nach dem Schicksal von Metz zu schließen, wahrscheinlich niedergebrannten Worms scheint Attila die Königstochter Hromildis als Gefangene oder Geisel mitge-

erkannt; der „Stammvater" ist nicht unbekannt, sondern Gibica, nach dem nicht nur die Mitglieder des Königshauses, sondern alle Burgunden Gibichunge, Giukingar hießen; mit Gundioch kommt kein „neues Herrschergeschlecht" auf, sondern dieser ist unzweifelhaft ein Sohn Gundahars. Daß die älteren Namen des Gesetzbuches sich später nicht wiederholen, ist keine „Tatsache", denn wir finden Godomar, Gunthar, Sohn der Guntheuca, und Gislahari, Sohn Sigismunds, als Glieder des Geschlechtes; daß „die Verwirrung kaum irgendwo" größer ist „als bei unserm ehrwürdigen J. Grimm", ist leider wahr. (Vgl. den von mir aufgestellten Stammbaum in dem Abschnitt über die Burgunden.)

[9]) Der Name ist gotisch und wird nach der Neapeler Urkunde richtig Uftahari gelautet haben.

[10]) Zeitschr. „Vom Rhein" I, 1902. Ferner in derselben Zeitschrift „Die Burgunden im Wonnegau", V 1906.

ſchleppt zu haben, nachdem ihr Vater Gundahari[11]), ihre Oheime Godomar und Gislahari, vielleicht auch einer oder mehrere ihrer Brüder, in blutiger Feldſchlacht gefallen waren. Von ſeiner welterſchütternden Heerfahrt heimgekehrt, wollte ſie Attila nach dem Tode ſeiner erſten Gemahlin Herkia[12]) wegen ihrer großen Schönheit und königlichen Abkunft (die höchſten unt die beſten, die ie kunic gewan, Nib. 1167) an deren Stelle[13]) erheben, da ereilte ihn das Verhängnis: ein jäher, unrühmlicher Tod, nicht auf blutgetränkter Walſtatt, wie es eines Helden würdig geweſen, ſondern im Brautgemach, auf weichem Pfühle, als ihn, voll von Wein und Speiſe, Trunkenheit und Schlaf umfangen hielten, wie Hamlet ſeinen Stiefvater treffen wollte, nicht durch kriegeriſche Waffen, ſondern durch den Mordſtahl eines Weibes, machte ſeinem wildbewegten Leben ein unerwartetes, ſchauriges Ende.

Jordan erwähnt zwar nichts von einer Gewalttat, ſondern führt den plötzlichen Tod, wie geſagt, auf einen unglücklichen Zufall zurück und bekräftigt auch ſeine Erzählung durch die Worte der Totenklage, „nicht durch feindliches Eiſen, nicht durch Hinterliſt der Seinen, ſon-

[11]) Paul. Diac. Hist. misc.: Attila itaque primo impetu, mox ut Gallias ingressus est, Gundicarium (fränk. Namensform) Burgundionum regem sibi occurrentem protrivit. — Im Nibelungenlied iſt Chriemhild zu Gunthers Schweſter geworden, doch wäre dies geſchichtlich nicht möglich, denn dieſer war nach Olympiodor ſchon im Jahr 411 Anführer (phylarchos) der Burgunden, während jene 453, bei Attila's Tod, jedenfalls in der erſten Jugendblüte ſtand. Auch ſpricht die ältere Sage nur von einem „Vater", z. B. der Poëta Saxo (9. Jahrh.): ulta necem proprii hoc est crimine patris, ebenſo das Chronicon Quedlinburgense und der Chronographus Saxo (11. und 12. Jahrh.): Attila, rex Hunnorum et totius Europae terror, a puella, quam patre occiso vi rapuit, cultello perfossus interiit.

[12]) Der Name Herkia oder Herche, bei Priskos Kerka, im Nibelungenlied (alem.) mundartlich Helche, im Heldenbuch und bei Nikolaus Olahus (Vita Attilae) Herriche, ſcheint aus Herrichia verkürzt, wofür auch der Name ihres Vaters Oſerich und ihrer Nichte Herrad ſpricht. Oſpirin, Oſpirn, wie Attilas Gemahlin im Waltharilied heißt, iſt nach der Namenſammlung bei Goldaſt (Script. rer. Alam. 1661) alemanniſch, die Deutung „göttliche Bärin" vielleicht dadurch zu rechtfertigen, daß das Sternbild des großen Bären auch nach der verwandelten Nymphe Helike benannt war; vgl. damit Kerbirn, ebenfalls weiblich.

[13]) Zur rechtmäßigen Gemahlin, nicht zur Geliebten, deren er nach ſeines Volkes Sitte „zahlloſe" hatte. Wenn auch die Geſchichte darüber ſchweigt, die Sage hat die richtige Auffaſſung bewahrt.

Nib. 1166: Daz geſchah in den geziten, do frou Helche erſtarp
unt daz der künic Ezele ein ander wip warp.

Ebenſo bei Heinrich von München (cod. Goth.):

künic Etzel mit ſeiner hant — ſtarp im Helch ſin wip,
Francrich daz lant — do nam er ſinem lip
und die diutſchen lant betwanc, — ein wip uz Burgunderlant,
nach dem ſelben ſider niht lanc — Chreimhilt was diu genant.

Auch Simon Keza (Chron. Hung.) und Nik. Olahus kennen nur zwei rechtmäßige Gemahlinnen, Herriche bezw. Honoria und Crimihildina oder Kreinhilt.

dern im Glanz seiner Herrschaft, mitten in Freuden und Wonnen, ohne Schmerzempfindung ist er erlegen (non vulnere hostium, non fraude suorum, sed gente incolumi inter gaudia laetus, sine sensu doloris occubuit)", doch führt schon Marcellinus Comes, ein älterer, im Ostreich lebender Zeitgenosse Jordans, an erster Stelle die widersprechende Überlieferung an: „noctu mulieris manu cultroque confoditur, quidam vero sanguinis rejectione necatum perhibent." Es ist nicht unwahrscheinlich, daß am hunnischen Hofe der Mord verheimlicht und dementsprechend amtlich nach Byzanz berichtet wurde, wodurch die Darstellung des Priskos ihre Erklärung findet[14]). In der Volkssage aber kam später der wahre, zudem hochtragische Sachverhalt wieder zum Durchbruch; Agnellus (Lib. pont. I 2) berichtet: „Attila rex a vilissima muliere cultro defossus mortuus est", die übereinstimmenden Schilderungen der Quedlinburger Jahrbücher und des sächsischen Chronisten sind schon erwähnt, und in den eddischen Liedern, deren „Grundstoff deutsch ist", wenigstens was die Nibelungensage[15]) betrifft, und mehrere Jahrhunderte vor der Abfassung des Nibelungenliedes nach dem Norden gekommen sein muß, wird der schlafende Atli von Gudrun (diesen Namen führt hier Chriemhild, während ihre Mutter Grimild heißt) im Bette erstochen.

Sigurdarkvida III 57:

thviat hanum Gudrun grimm er a bedh
snörpum eggjum af sarum hug.
Weil ihn Gudrun in grimmem Leid
Mit scharfem Stahl auf dem Lager erschlug.

Gudrunarkvida II 37:

Hugdha ek thik, Gudrun Giuka dottir,
läblöndnum hiör leggja mik i gögnum.
Wohl sah ich dich (im Traum), Gudrun Gibichs Tochter,
Mit dem Unheilsschwerte mich schlagen.

[14]) Der Freiburger Germanist Kluge hält im Gegensatz zu den meisten Historikern Jordan für die „bessere Quelle" und die von diesem überlieferte Totenklage für die lateinische Übersetzung eines gotischen Liedes, das er in deutschen Stabreimen wiederzugeben versucht. (Der Tod Attilas, eine altgermanische Dichtung. Deutsche Rundschau XXXVII 6, März 1911). Ich kann das Ganze nicht für mehr als eine gelehrte Spielerei ansehen. Der geschichtlich überlieferte Name von Attilas Vater ist Mundzuc (Mundiok), nicht Budila. — Vgl. auch die Richtiges und Unrichtiges enthaltenden „Untersuchungen über die Hildesage" von Boer (Zeitschr. f. deutsche Philologie XL, 1908, S. 1, 184, 292).

[15]) W. Grimm. Die deutsche Heldensage, Göttingen 1829. — Die Vilkina oder Thidreks Saga gibt eine doppelte Quelle an, uralte Sagen und Erzählungen deutscher Männer. Als ursprünglich nordische, d. h. gemein-germanische Sagenstoffe werden angeführt Sigurd der Drachentöter, die Wölsunge und Nibelunge, d. h. das Geschlecht seiner Ahnen und die schatzhütenden Zwerge, Wieland der Schmied und sein Bruder, Eigil der Schütze. Alles Geschichtliche dagegen stammt aus Deutschland, dem Schauplatz des Völkerstreits. — Neckel, Aus der nordischen Nibelungendichtung; Germ.-rom. Monatsschrift I 6, 1909.

Atlakvida 41:

Hon bedh broddi gaf blod at drekka
hendi helfussi.
Sie gab dem Bette Blut zu trinken,
Haß führte ihre Hand.

Atlamal 87:

Veginn var tha Atli, var thess skamt bidha,
sonr va Högna ok sialf Gudrun.
Nach kurzer Frist war der König getroffen,
Ihn schlug der Sohn Hagens und Gudrun selbst.

Ursprünglich hat demnach Chriemhild nicht ihren ersten Gatten, sondern ihren Vater, ihre Brüder und Verwandten, die Zerschmetterung ihres Volkes und die Verletzung ihres eigenen Stolzes an Attila[16]) gerächt. Wer sich an die geschichtlich durchaus beglaubigte Rache der Rosimunde erinnert, wird eine solche Tat von Weibeshand nicht für unmöglich halten. Somit dürfen wir als geschichtliche Grundlage der burgundischen Sage Folgendes annehmen: bei dem Rheinübergang im Jahr 451 stieß Attila zuerst auf die Burgunden, die den verhaßten Hunnen den Weg verlegen wollten; es entspann sich eine mörderische Schlacht, in der Attila durch die Übermacht siegte und König Gundahari mit einem Teil seiner Sippe, insbesondere seinen Brüdern Godomar und Gislahari, und der Mehrzahl seiner Helden auf der Walstatt blieb. Die gefangen genommene und ins Hunnenland mitgeführte Königstochter[17]) Hromildis oder Hildiko wollte Attila nach Herrichens Tod zu seiner rechtmäßigen Gemahlin erheben, doch traf den nach prunkvoll gefeierter Hochzeit und allzu oft geleertem Freudenbecher in tiefen Schlaf Versunkenen der rächende Mordstahl, gezückt von des eigenen Weibes Hand. Daß die Königin selbst ihre Rache mit dem Tode büßen mußte, von einem der ergrimmten Königsmannen in Stücke gehauen, ist sehr wahrscheinlich. Die Sage hat diese Rolle dem alten Hildebrand zugeteilt (Nib. 2436):

Hildebrant mit zorne zuo Chriemhilde spranc,
er sluog der küniginne einen grimmen swanc[18]).

Wie nach Albwins grauenvollem Ende sein Glück und Unglück, sein Kriegsruhm und Heldentum bei Baiern, Sachsen und anderen

[16]) Wie W. Grimm für Atli, den Beherrscher der Hunar in Hunmörk, „die Beziehung auf den historischen Attila, den König der Hunnen", leugnen kann, ist mir vollkommen unverständlich.

[17]) Simon Keza (Chron. Hung.) nennt Attilas zweite Gemahlin Chriemhilde (Crimheldina) „de illustri prosapia Germaniae ducum orta", eine deutsche Übersetzung aus dem 14. Jahrhundert „des herczogen tochtir von Burgundia".

[18]) Nach Uhlands Vorbild habe ich manchmal versucht, meine Forschungsergebnisse dichterisch zu gestalten, so auch diesen Vorgang in dem Gedicht „Hildens Hochzeit" (Onze Stam, 1907), das Stab- und Endreim vereinigt und beginnt:

Völkern gleicher Zunge im Lied verherrlicht wurde (Alboin vero ita praeclarum longe lateque nomen percrebuit, ut hactenus etiam tam apud Baioariorum gentem quam et Saxonum, sed et alios eiusdem linguae homines, eius liberalitas et gloria, bellorumque felicitas et virtus, in eorum carminibus celebretur, Paul. Gest. Langob. I 27), so werden sich auch an den Sturz des burgundischen Reiches am Rhein, an den Schlachtentod seiner Fürsten und an das den übermütigen Sieger ereilende rächende Verhängnis Volksdichtungen geknüpft haben, die von wandernden Sängern nicht nur in den Sälen der Burgundenkönige, sondern auch in den Hallen und Höfen der benachbarten germanischen Völker zum Harfenklange vorgetragen wurden. Wir gehen wohl nicht irre, wenn wir hauptsächlich zwei derartige Heldenlieder voraussetzen, eines den Untergang der Burgunden, „der Gibichunge Not", das andere die blutige Rache, „Chriemhildens[19]) Hochzeit", behandelnd. Sie bilden den geschichtlichen Kern der burgundischen Bestandteile des Nibelungenliedes, in dem wir noch einzelne Züge aus den furchtbaren Hunnenschlachten zu erkennen glauben, wie z. B. daß die kampfmüden Helden mit dem Blut der Gefallenen ihren Durst löschen. Zu Jordans Worten (De reb. Get. 40): „Et quos illic coëgit in aridam sitim vulnus inflictum, fluenta mixta clade traxerunt; ita constricti sorte miserabili sordebant, potantes sanguinem quem fudere sauciati", stimmt folgende Stelle (2171) aus dem Nibelungenlied:

Do sprach von Tronege Hagene: ir edelen ritter guot,
swen der durst nu twinge, der trinke hie daz bluot,
daz ist in solhen nöten noch bezzer danne win;
für trinken und für spise enkan niht anders nu gesin.

An die Feuersbrünste im zerstörten Worms gemahnen vielleicht die Zeilen (2168):

das hus von einem winde mit kraft viel hohe enbran,
ih wän, ie volc deheinez grözer angest mer gewan,

Feurigrot im Fackelschein
Strahlt der Waffenschmuck der Wände,
Und der Schenken Schar behende
Gießt in Humpen goldnen Wein.

Niemals hört' in Königshallen
Hellern Heilruf man erschallen;
Lautes Lachen folgt dem Scherz,
Es entflammt der Männer Herz
Heldensang, Harfenklang.

[19]) Ulrich von Türlein und Ottokar von Horneck, die deutschen Minnesänger, sagen von „Kriemhilde hohgezit, Chriemhilden hochzit", bei Feldbauer (Cod. Pal. 341), findet sich das bemerkenswerte Wort: „daz im vro Kriemhielt lone!" und Hugo von Trimberg spricht von „Kriemhilde mort". — In dem von Hoops herausgegebenen, durch seinen reichen, bei der Menge von Mitarbeitern aber selbstverständlich nicht gleichwertigen Inhalt wertvollen „Reallexikon der germanischen Altertumskunde" (Straßburg, 1911 u. ff.) findet sich unter „Burgundensage", bearb. von Heusler, folgender Satz: „Die Dichtung hat die beiden Vorfälle (Gundahars Fall und Attilas Tod) zeitlich aneinander gerückt und ursächlich verknüpft." Beides war nicht nötig.

und das durch Chriemhildens Hochzeit, nur in umgekehrter Weise, sich vollziehende Verhängnis kommt zum Ausdruck in den Klagen (2176 u. 2180):

ez ist ein übele hochgezit die uns diu küniginne tuot...
uns hat min swester Kriemhilt eine arge hochgezit gegeben.

Die auf Attilas Tod folgenden Wirren werden in der deutschen Übersetzung von Keza's Ungarischer Chronik „fraw Crymhelten streit" genannt (illud enim est proelium, quod Huni proelium Crumhelt usque adhuc [13. Jahrh.] nominantes vocaverunt), und Lazius (De gent. migrat. 1600) schreibt: propter quam Athila extincto Gothos Gepedasque cum Hunnis Athilaeque filiis cruentum bellum gessisse....

Nachdem Worms und das rheinische Land von den Burgunden verlassen war, muß Stadt und Gegend nahezu ein halbes Jahrhundert lang im Besitz der Alemannen[20]) gewesen sein, bis diese nach Chlodwigs Sieg das linke Rheinufer mit Ausnahme des Elsaß den Franken abtreten mußten. Durch diesen Wechsel der Wohnsitze wird es erklärlich, daß auch in der Heldensage der Alemannen, deren Lieblingsheld „der kühne Walther" (Waltharius manu fortis) gewesen zu sein scheint, manche burgundische Anklänge sich finden. Nach alten deutschen Liedern hat ein Mönch von St. Gallen, Ekkehard der Ältere, in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts, noch als Schüler und nach Weisung seiner Lehrer (scripsit et in scholis metrice magistro, vacillanter quidem, quia in affectione, non in habitu, erat puer) einen germanischen Heldensang in römischem Gewande verfaßt, der später auf Geheiß des Erzbischofs von Mainz durch seinen jüngeren Namensvetter nach bestem Wissen und Können verbessert wurde (Aribone archiepiscopo iubente pro posse et nosse nostro correximus), aber gerade durch die getadelte Anlehnung an die deutschen Vorbilder und die oft wortgetreue Übersetzung (barbaries enim et idiomata eius Teutonem adhuc affectantem) für uns von besonderem Reiz ist. Attila, der mächtige und kriegerische Hunnenkönig, Gibicho, obwohl zu einem fränkischen Herrscher geworden, sein Sohn Guntharius und auch die schöne Hildegunde, eine Königstochter, in deren Namen „Chriemhild aus Burgund" zusammengezogen zu sein scheint,

Filia huic tantum fuit unica nomine Hiltgunt,
Nobilitate quidem pollens ac stemmate formae,

sind zweifellos geschichtliche Gestalten, wenn auch der Name ihres Vaters Herrich (Hericus) entweder erfunden oder mit dem des Franken Chararich verwechselt ist. Dagegen suchen wir die Namen des Haupthelden Walthari und seines Vaters Albhari in den geschichtlichen Urkunden vergebens; insbesondere hat es in Südfrankreich oder Spanien

[20]) Der Geograph von Ravenna nennt Worms (Gormetia) unter den alemannischen Städten. Weiteres in dem Abschnitt über die Burgunden.

niemals einen so benannten westgotischen[21]) oder schwäbischen Fürsten gegeben,

Namque Aquitanorum tunc Alphere regna tenebat.

Das einzige Volk, in dessen Herrscherhaus gleiche oder ähnliche Namen vorkommen, ist das der Langobarden, doch ist der 547 gestorbene König Walthari um ein Jahrhundert zu spät und auch, da er als Kind zur Herrschaft kam und früh einer Krankheit erlag, kaum in der Lage gewesen, große Heldentaten zu verrichten. Sein Vormund und Nachfolger Audwin aber war ein mächtiger, hochangesehener Fürst (Prokop, B. G. III 35) und berühmter Kriegsmann, dessen Sohn Albwin der geborene Held, hochgewachsen und kampfgeübt, streitkühn und sieghaft, nach seinem jammervollen Tod im Liede verherrlicht (Paul. Gest. Langob. I 27, II 28). In seinem und seiner Tochter Albswinde Namen ist das gleiche Stammwort wie in Albhari enthalten. Audwin war mit König Wacho, dem Vater seines Mündels, doppelt verschwägert; seine Mutter Menia oder besser Winia (Kurzname für Winilinda, Winiberga o. ä.) wurde das Weib des Thüringerkönigs Bisino, dessen Tochter Radegunde die erste Gemahlin Wachos gewesen war. Er selbst muß aber, da er schon vor seiner Thronbesteigung mit Rodelinde, einer thüringischen Fürstentochter aus dem hochberühmten Amalerstamm, einer Großnichte Theoderichs, vermählt war, von königlicher Abstammung und mit Walthari blutsverwandt gewesen sein. Da er in dem Königsverzeichnis des Gesetzbuchs von König Rothari ein Sprößling aus dem Geschlechte Gausus (ex genere Gausus) genannt wird, muß sich sein Stammbaum von dem der Lethinger bei Gudiok oder Gauzo abgezweigt haben, und eine Ahnenreihe Gauzo (einer der bei den Langobarden so beliebten Kosenamen), Albhari, Walthari, Authari[22]), Audwin fällt geschichtlich und sprachlich durchaus in den Bereich der Möglichkeit. Nehmen wir an, Audwin wäre bei der Königswahl (reges ex nobilitate, duces ex virtute sumunt, Tac. Germ. 7) ungefähr fünfzig Jahre alt gewesen — er starb schon ums Jahr 560 —, so könnte sein Vater Mitte der sechziger, sein mutmaßlicher Großvater Walthari aber Anfangs der dreißiger Jahre des 5. Jahrhunderts geboren sein. Wie andere Fürstenkinder an Attilas Hof als Geisel heranwachsend, kann er sich im blühenden Jünglingsalter wohl in die durch hohe Schönheit ausgezeichnete burgundische Königstochter —

Ez wuohs in Buregonden ein vil edel magedin,
daz in allen landen niht schöners mohte sin —,

verliebt haben; selbst eine frühere Verlobung, wie sie das Lied andeutet,

[21]) Walja (nach meiner Auffassung Kurzname für Walarich), den manche Leute als Urbild betrachten, ist sprachlich und geschichtlich unmöglich.

[22]) Näheres im „Stammbaum der langobardischen Könige", Anhang zu dem Abschnitt „Schwäbische Völker" des 2. Bandes.

Nam iusiurandum Heriricus et Alphere reges
Inter se dederant, pueros quos consociarent,
Cum primum tempus nubendi venerit illis,

wäre nicht ausgeschlossen, und es könnte somit der rührenden Sage ein wirklicher Liebeshandel mit Fluchtversuch zu Grunde liegen[23]).

Nach der Vilkina oder Thidreks Saga wird Valthari af Vaskasteini auch von den Hunnen verfolgt und kämpft mit diesen. Den Alemannen aber, die den Schauplatz der berühmten Zweikämpfe in den benachbarten Wasgenwald verlegten, mochte es eine besondere Befriedigung gewähren, daß ein schwäbischer Held so tapfer und siegreich gegen Franken stritt. „Aquitanien ist," wie schon Wilhelm Grimm (a. O.) richtig vermutet, „wohl nur eine gelehrte Übersetzung von Wascono lant," dies aber gab wieder Anlaß zur Verwechselung mit dem ähnlich lautenden Wasgenstein. Über die Bedeutung von „Wascono lant" ist mir, besonders wegen der merkwürdigen Stelle in der „Origio Suevorum"[24]), eine neue Vermutung aufgestiegen. Da dort Alpkerus und Waldericus (Albhari und Walthari) Herzog, bezw. König der Wilzen genannt werden, da ferner nach Saxo (VI p. 105) Wasce und Wilce, nach der Thidreks Sage Wilzenland und Vilkinaland gleichbedeutend ist und des letzteren König Hartnid (ein langobardischer Held, vielleicht mit Anklang an die Könige Hariwald oder Haribert) im „Rosengarten" als „Künec von Riuzen" bezeichnet wird, dürfen wir wohl unter dem „Wilzenland" das Land der Wenden oder Slaven verstehen, wo ja, insbesondere im heutigen Mähren, während des 5. Jahrhunderts die Langobarden geherrscht haben. Walther aus Waskenland soll also nichts anderes besagen als „aus dem Wendenland", und die Ausdrücke „von Spane" oder „von Spanilant" der Lieder beruhen auf Mißverständnis und Verwechselung mit den spanischen Basken oder Wasken. (Dies Wort hat, wie ich gezeigt habe, die allgemeine Bedeutung „Glanz"; darum heißt auch Walthers Schwert Waske). Der

[23]) Ein Widerspruch zwischen Sage und Geschichte scheint darin zu liegen, daß nach seinem siegreichen Kampf Walther mit Hildegunde verbunden (Publica Hiltgundi fecit sponsalia rite) und König wird, auch dreißig Jahre lang glücklich und in Frieden herrscht, sein Weib aber bald darauf, von Attila zur Ehe gezwungen, in der Hochzeitsnacht blutig ihre Ehre und ihre Verwandten rächt. Vielleicht ist eine Vereinigung beider Nachrichten insofern möglich, als Hildegunde (Hromildis) nach Walthers (in geschichtlicher Wahrheit: rex suus Waldericus cum omni stirpe regia est deletus, Origo Suevorum) frühem Tode — dieser erscheint ja nicht im Königsverzeichnis der Langobarden — an Attilas Hoflager zurückgebracht wurde. Auch im Nibelungenlied ist Chriemhild Witwe, als Etzel um sie freit.

[24]) Ex tempore Wilzhi Alpkerum filium Rorsteini de Wilzin in ipsa regione (Langobardia) creaverunt ducem pro rege, quod, iidem Wilzhi cum longe ante trucidarentur, rex suus Waldericus cum omni stirpe regia est deletus. Quam ob rem ex Burgundionum progenie Adiluolchum Walderici regis filium regem sibi constituere. Goldast, Suevicarum rerum scriptores etc. Francoforti 1605.

Sohn Walthers und Hromildens (von „burgundischer Abkunft", weil seine Mutter eine Tochter Gundahars und seiner Gemahlin Athanildis oder Authilde, der „Frau Ute" der Sage, war) wird in der „Origo" Adilvolch genannt, was an den im langobardischen Königsgeschlecht vorkommenden Namen Authari erinnert, wie nach meiner Annahme auch der in den Geschichtsbüchern nicht genannte Vater Audwins, des Enkels von Walther Starkhand, geheißen hat. Mit Gozholdus, von dem etwas früher die Rede ist, kann Gudiok oder Gauzo, der Anherr der Gauzinger oder Gudinger, gemeint sein. Zu dem auffallenden Namen Rorstein, in der Origo Albhers Vater, sei bemerkt, daß im Beowulf der schwedische Scilfing Wichstan ein Verwandter Aelfheres genannt wird. Mit „Kerlingen" kann Frankreich oder, was hier noch besser paßt, Italien gemeint sein. Der „Lengesaere" (Rabenschlacht) bezieht sich eher auf den Langensee (Lagomaggiore) als auf Langres.

Trifft meine Voraussetzung zu, so waren Walthari und Unigis, König Wacho's Vater, Geschwisterkinder, ersterer also ein entfernterer Oheim des Königs, dessen Name (bei Prokop lautet er Wakis) auch eine der erwähnten Abkürzungen, und zwar zweifellos aus Waldugis, darstellt und daher den ersten Teil mit Walthari gemeinsam hat. Noch ein Wort muß hier über Hagen (Hagano, Hagene, Högni, Kurzname für Haganand, Hagafrid o. ä.; sein Schwestersohn hieß Badafrid, alem. Patavrid) gesagt werden, den ich früher wegen seines Beinamens „von Tronje" oder „Troye" (veniens de germine Troiae) für einen Franken hielt. Er ist aber, als Verwandter und Lehnsmann, so fest mit dem burgundischen Königshause verbunden, daß man wohl auch ihm burgundische Abkunft zuschreiben darf; kommt er doch schon im angelsächsischen „Valdere" vor, wo von Franken noch gar nicht die Rede ist. Auch der Name seines sonst Adrian oder Aldrian genannten Vaters in der Karlsruher Handschrift des Walther-liedes, Hagathiu (Alatheus ist ein überlieferter burgundischer Name, Ecgtheow ein Geatenfürst im Beowulf) spricht dafür. Die Bezeichnung „von Troje" ist kein Hindernis, da sich nicht nur bei Xanten am Niederrhein, sondern auch bei Worms eine „Trojaburg" befand, d. h. ein Sonnenheiligtum, in dessen Nähe Festspiele und Wettkämpfe (daher der „Rosengarten") abgehalten wurden. Obwohl von keinem Geschichtschreiber genannt, kann er doch gelebt haben. Ich bin jetzt geneigt anzunehmen (vgl. den angeführten Vortrag über „Die geschichtlichen Grundlagen der deutschen Heldensage"), daß er nach dem Sturz des burgundischen Reiches der Königstochter Hromildis, deren besonderen Schutz ihm der sterbende Vater oder die überlebenden Brüder anbefohlen hatten, in die Verbannung gefolgt war. An Attilas Hof wurde er Waffenbruder und Blutsfreund des langobardischen Königssohns Walther. Daher dann später der ergreifende, von der Sage

so vielfach behandelte Widerstreit der Pflichten. Nach Fredegar war ja auch von den Franken der junge Childerich mit seiner Mutter als Geisel bei den Hunnen, wo er sehr wohl die erste Bekanntschaft mit Bisino oder einem anderen Angehörigen des thüringischen Königshauses gemacht haben kann. Damit ist also auch für die Sage von „Walther und Hildegunde" ein geschichtlicher Kern wahrscheinlich geworden. Nach der Chronik von Novalese beschließt der Held ja auch in einem langobardischen Kloster sein Leben. Da sich von Alters her beide Völker besonders nahe standen — schon zur Zeit Armins hatten sie sich gemeinschaftlich auf dessen Seite geschlagen, denn die Semnonen waren die Stammväter der Alemannen —, ist es begreiflich, daß die Waltherssage, die übrigens auch zu den Angelsachsen und Normannen, ja sogar zu den Polen[25]) gelangte, besonders bei den Alemannen beliebt war[26]).

[25]) Boguphalus, Chron. Poloniae, Script. rer. Siles. II.

[26]) Viel wertvollen Stoff zu dieser Frage enthält Althof's Waltharii Poesis, Leipzig I 1899, II 1908. Nach oben genannter Chronik zieht sich der königliche Held Waltharius nach manchen Abenteuern, die mit denen der Waltherssage übereinstimmen, zur Zeit des Langobardenkönigs Desiderius ins Kloster zurück, dessen Bedränger er auch als Mönch seine starke Hand fühlen läßt. Walthers und Hildegundens Sohn ist Rather, ihr Enkel Rathald (König Waltharis Schwester hieß Walderada, außerdem im langobardischen Königshause Theoderada, Ratberga, Ratgis, Ratgais). Wenn Althof meint: „Wir haben hier offenbar nicht eine volkstümliche Weiterbildung der Waltherssage vor uns, sondern eine ganz willkürliche, äußerliche Verknüpfung derselben mit einer Novaleser Lokalsage von einem ganz anderen Walther", so ist dagegen zu bemerken, daß von einem anderen Sagenhelden gleichen Namens sonst nichts bekannt, durch die Klostergeschichte aber jedenfalls die Bekanntschaft der Langobarden mit Walthers Entführung der Hildegunde bezeugt ist. In der Chronik sind folgende Verse eines ungenannten Dichters angeführt:

Waltarius fortis, quem nullus terruit hostis,
Colla superba domans, victor ad astra volans.
Vicerat hic totum duplici certamine mundum,
Insignis bellis, clarior ast meritis.

Althof (Nachträge und Berichtigungen) sieht in meiner Auffassung der Sage nur „gewagte Vermutungen"; ich möchte aber fragen, welche andere Erklärung weniger „gewagt" ist? — Meiner Anschauung am nächsten steht der Amerikaner Learned, dessen „Saga of Walther of Aquitaine" (Baltimore 1892) mir erst nachträglich bekannt wurde. Auch er hält Walther nicht für einen Westgoten, sondern für den Angehörigen eines anderen, vermutlich mit dem langobardischen Königshause verwandten Fürstengeschlechts. Sein in der Rabenschlacht vorkommender Vater Alpher hat den ersten Teil seines Namens mit Albwin gemein und gehört darum wahrscheinlich der langobardischen Heldensage an. Hildegunde, mit Kosenamen Hildico, ist eine geschichtliche Gestalt, und zwar die Tochter des von Gregor (IV 38) erwähnten Frankenkönigs Chararich. Daß dieser Name sprachlich mit dem Heriricus des Waltherliedes übereinstimmt, ist auch meine Ansicht, doch kann ich aus anderen Gründen Hildegunde nicht für eine fränkische Königstochter halten. — In der spätesten Fassung der Nibelungensage, im „Gehörnten Sigfrid" der deutschen Volksbücher von Schwab (1835—42) heißt Sigfrids Vater Sighart, der König von

Es war notwendig, diese Erörterungen über den Anteil der Burgunden und Langobarden am geschichtlichen Kern des Nibelungenliedes vorauszuschicken, um die den Franken in demselben zufallende Rolle richtig verstehen zu können. Nach der Entscheidungsschlacht in Chlodwigs fünfzehntem Herrschaftsjahr, also im letzten Jahrzehnt des 5. Jahrhunderts, die gewöhnlich nach Zülpich benannt wird, mußten die Alemannen das linke Rheinufer mit Ausnahme des Elsaß räumen, und der Wormsgau ging endgiltig in den Besitz der Franken über. Was wunder, daß auf diesem von jeher für die Sagenbildung so fruchtbaren Boden auch das von den neuen Herren mitgebrachte Reis kräftig Wurzel schlug, daß sich seine Triebe mit den schon früher aufgesproßten zu einem schier unentwirrbaren Rankenwerk, nach Art der Dornröschenhecke, verflochten? Wie der keltische Name Borbetomagus, den wir vielleicht mit „Wurmfeld", ahd. Wormazfeld, übersetzen[27]) dürfen, vermuten läßt, war diese Gegend schon in vorgermanischer, ja vorrömischer Zeit die Stätte uralten Götterglaubens, „durch der Väter Gebet und der Vorzeit Schauer geheiligt (auguriis patrum et prisca formidine sacram)", wie Tacitus in ungewolltem Vers von einem anderen Orte schreibt. Unter „Wurmlage" oder „Wurmgarten"[28]) verstehen nämlich altdeutsche Gedichte und Chroniken Festplätze, auf denen bei feierlichen Gelegenheiten Schmäuse oder ritterliche Spiele abgehalten wurden. Wie kommen sie zu einem so seltsamen Namen? Die Antwort hat schon Krause[29]) in seinen „Trojaburgen Nordeuropas" gegeben, daß nämlich die Wurmlagen nichts

---

Worms Gilbald, dessen Tochter Florigunde und deren Brüder Ehrenbert, Hagenwald und Walther. Die Entführung der Jungfrau mit dem Schatze durch Sigfrid und die Verteidigung gegen 13 Räuber zeigt, daß Hromildis, Hildiko, Chriemhilde, Hildegunde und Florigunde ursprünglich ein und dieselbe Gestalt waren. — Nach dem Gesagten kann ich Mehlis' Ansicht, daß Walthers Name „offenbar frei erfunden" sei (Straßb. Post 16. I. 1910, Unterh.-Beil.), nicht für richtig halten. In dem inhaltreichen, durch hübsche Abbildungen geschmückten Büchlein „Walthariſage und Wasgenstein" (Neustadt, R. Müller, 1912, von mir in der Heidelb. Ztg. 30. VIII. besprochen) nähert sich der Verfasser meiner Auffassung.

[27]) Der erste Teil, sagte ich in der Abhandlung „Worms und die Burgunden", Zeitschrift „Vom Rhein" I 1902, „könnte ein Manns-, wahrscheinlicher ein Flußname sein." Würm kommt als solcher mehrfach vor, und da lat. vermis noch so nahe steht, erscheint auch ein kelt. borm od. borb möglich. Daß Borbetomagus mit Warbede, einer der drei Jungfrauen des Wormser Bildsteins, nichts zu tun hat, hebt Christ „Vom Rhein" III 6, mit Recht hervor. — Beneke, in seiner Schrift „Siegfried ist Armin" (Dortmund, F. W. Ruhfuß, 1911), folgt viel zu sehr einer ungezügelten Einbildungskraft, um ernst genommen werden zu können. (Siehe nächsten Abschnitt.)

[28]) Hat sich vielfach in Ortsnamen erhalten, z. B. Wormlage, Wurmgarten, Wurmstede u. a.

[29]) Glogau 1893. Von mir in der „Tägl. Rundschau", 10. VIII. 1893, besprochen.

anderes sind als die wegen ihrer gewundenen Gänge so genannten Irrgärten und Labyrinthe, uralte, der Sonnenverehrung dienende Opferstätten, wo besonders im Frühling der Sieg der Sonne über den Winter gefeiert und durch ein Festspiel, bei dem ein reisiger Recke einen grimmen Drachen erlegt, veranschaulicht zu werden pflegte.

Als die damals noch heidnischen Franken sich im Wormsgau niederließen, fanden sie die aus keltischer Zeit stammende Verherrlichung des Sonnengottes schon vor, nahmen sie aber als etwas ihren Vorstellungen Verwandtes und Entsprechendes bereitwillig auf und bildeten sie noch weiter aus. Bis auf den heutigen Tag ist die Gegend erfüllt von Erinnerungen an solche Frühlingsfeiern. Auf dem Feldberg bei Frankfurt wird schon in Urkunden vom 9.—13. Jahrhundert[30]) ein „Brunhildenstein" oder ein „Brunhildenbett" erwähnt, der Drachenfels[31]) bei Dürkheim, wo nach der Volkssage Sigfrid den Drachen getötet haben soll, ist bekannt, und in Worms selbst befindet sich der „Rosengarten", der uralte Kampfplatz[32]) der Helden. Wie fest derartige, durch Altertum und Götterglauben geheiligte Bräuche an der

[30]) Lectulus Brunihilde, Brünnehildestein (Joh. res Mogunt. II, Gudeni cod. diplom. I). Brunhilde war ursprünglich ein überirdisches Wesen, die vom Winterriesen in Schlaf und Bann gehaltene Sonnenjungfrau, die durch den Frühlingshelden befreit wird. Vgl. Edda, Helreidh Brynhildar 10: „Let hann um sal minn sunnanverdhan havan brenna her alls vidar, hoch ließ er um meinen Südsaal den Holzstoß brennen"; nur ein einziger Held, der den Drachen erlegt, vermag durchzureiten. Der von Krause u. A. im gleichen Zusammenhang genannte Brunoldesstul bei Dürkheim scheint mir nicht hierher zu gehören. Das in seine Felswand gemeißelte springende Sachsenroß läßt ihn vielmehr als Richterstuhl kriegsgefangener Sachsen erscheinen, die zugleich mit Thüringen (daher Thorencoheim, Dürkheim), wohl nach Chlothars I. siegreichem Feldzuge gegen beide Völker im Jahre 555, dort angesiedelt wurden. Die an seinem Fuß gelegene „Sachsenmühle" soll angeblich aus späterer Zeit stammen, doch hat der bekannte Dürkheimer Wurstmarkt zweifellos die Erinnerung an das von jenen Heiden zu Ehren Wodans (eine Michaels-Kapelle ist noch vorhanden) im Herbst gefeierte Opferfest bewahrt. — Da die Felswand außerdem Räder und Pfeile erkennen läßt, wird das Pferdebild auch als Sonnenroß gedeutet. Alles als Abzeichen der Wagner (Krummholzer) und Armbruster aufzufassen (Christ, Mannh. Gesch.-Blätter XIII 12), scheint mir doch zu alltäglich. Durch die in derselben Zeitschrift (XIV 2) veröffentlichte „Erklärung" von Mehlis und „Erwiderung" von Christ ist die Sache keineswegs völlig geklärt oder erledigt. Ich selbst hatte ja schon vor Jahren jeden Zusammenhang des urkundlich im 14. Jahrh. vorkommenden „Brunoldesstul" mit der Walküre, Sagenheldin oder Frankenkönigin Brunhild abgelehnt.

[31]) Vgl. Mehlis, Der Drachenfels bei Dürkheim a. d. H. II, Neustadt 1897.

[32]) An die Erlegung des Drachens pflegten sich Kampfspiele der waffenfrohen Jugend anzuschließen, nicht nur bei den Germanen, auch bei den Römern (ludus Trojae), den Etruskern, Hellenen u. a. Daher ist aus dem Rosengarten der Sonnenjungfrau ein Tummelplatz der Helden geworden. Die Ansicht Kahles (Vortrag über das „Volkslied", „Heidelb. Tageblatt" 4. III. 1905), der Rosengarten der schönen Chriemhild sei „ursprünglich nichts anderes als ein wonniger Aufenthalt der Toten", kann ich nicht teilen.

Stätte haften, dafür bietet gerade Worms mit seiner Nornenverehrung ein treffliches Beispiel. Daß schon zur Römerzeit die Schicksalsgöttinnen im Wormsgau, in der Civitas Vangionum, angefleht wurden, zeigt ein bei Wies-Oppenheim gefundener, von einem Veteranen Deabus Parcis gewidmeter Stein; die Namen Einbede, Warbede, Wilbede der drei Jungfrauen eines anderen, jetzt im Dom befindlichen Bildwerkes sind burgundisch[33]), und noch in christlicher Zeit mußte der fränkische Bischof Burkhard (gest. 1024) verbieten, „jenen drei Schwestern, die der alte Aberglaube Nornen nannte (tres illae sorores, quas antiqua posteritas et antiqua stultitia Parcas nominavit)", ein Tischlein zu decken. Gerade so hat auch das von allen Ariern, besonders aber von den am längsten in der nordischen Heimat verbliebenen Germanen, mit allerlei Lustbarkeiten und sinnigen Gebräuchen gefeierte Fest des Frühlingsanfangs in Worms die keltische, vangionische, römische, burgundische, alemannische und fränkische Herrschaft überdauert.

Die Feier der Auferstehung des Herrn vereinigte die christliche Kirche wohlweislich, um die hergebrachten Anschauungen und Gewohnheiten der bekehrten Völker zu schonen, mit derjenigen des Wiederer-

---

[33]) Rieger, Die Schicksalsgöttinnen in Worms, Hess. Quartalsblätter 1884. Vgl. dazu meine Ausführungen in der erwähnten Abhandlung „Worms und die Burgunden". In einem Aufsatz „Die drei Marien im Wormser Dom und der Name Borbetomagus", Ztschr. „Vom Rhein" III 6, erklärt Christ die drei Göttinnen für die Mutter Gottes, Maria Magdalena und Maria von Bethanien. Daß aber erst das Christentum die Nornen in „Marien" verwandelt hat, zeigt der alemannische Kinderreim:

Ride ride Rößli,
z' Bade stoht e Schlößli,
z' Bade stoht e guldig Hus,
luege dri Mareie 'rus.
Eine spinnet Side,
die ander schnitzelt Chride,
die dritte hacket Haberstrauh,
bhüet di Gott, mis Büebli, au!

Es unterliegt keinem Zweifel, daß mit diesem Liedchen, das wie die Merseburger Zaubersprüche Stab- und Endreime verbindet und sogar noch das Spinnen erwähnt, für das auf den Knien reitende Knäblein die Huld der drei Schicksalsschwestern erfleht werden sollte. Die ursprünglich weite Verbreitung desselben zeigt sein Vorkommen bei anderen Stämmen; so lautet z. B. die schwäbische Fassung:

Hotte, hotte Rößle,
z' Stuegert steht e Schlößle,
gucket drei schöne Jungfere raus.
Die ein die spinnt Seide,
die ander spinnt Weide,
die dritt näht en rote Rock,
Für unsern liabe Herregott!

Wie man sieht, sind hier die Erinnerungen ans Heidentum absichtlich noch stärker verwischt.

wachens der Natur, mit dem Hauptfest der germanischen Frühlingsgöttin Ostara. Aber noch andere Feiertage kommen hier für uns in Betracht, der Fridolinstag am 6. März, der „Sommertag" zu Lätare[34]), der Georgstag am 23. oder 24. April und die Walpurgisnacht am 1. Mai. Die beiden Heiligen, Fridolinus, der Bekehrer der Alemannen und darum besonders von diesen verehrt, und der Drachentöter Georg, der Schutzpatron jedes wackeren Reitermannes, hauptsächlich in fränkischen Gauen gefeiert, sind für das Verständnis der Sigfridsage von besonderer Wichtigkeit. Zahllose Georgskapellen, meist mit bildlichen Darstellungen des Drachenkampfes geschmückt, bezeichnen die Stätten, wohin man vor Alters die Höhle des Lindwurms verlegte und wo sein Besieger, der strahlende, sonnenhafte Frühlingsheld vor anderen verehrt wurde. An manchen Orten pflegte man bis in die neuere Zeit die Erlösung der Jungfrau aus der Höhle des Ungeheuers in Festspielen dem Volke lebendig vor Augen zu führen: „In der Grenzstadt Fürth in der Oberpfalz," erzählt Panzer[35]) „wird jährlich am Sonntage nach Fronleichnam der Drachenstich gefeiert. Eine Königstochter mit der Goldkrone, ihre Nachtreterin, ein Ritter zu Fuß im Harnisch und ein aus Holz gezimmerter, durch zwei Männer im Innern bewegter Drache sind die Personen des Stückes. Sie sitzt auf dem harten Stein und erzählt dem Ritter ihre Not, der sie tröstet und das Untier, sobald es sie anfassen will, ersticht oder erschlägt. Dann verspricht sie ihm von Seiten ihres Vaters das halbe Königreich. Zwölf bis fünfzehn Stunden weit her erscheinen Böhmen und Pfälzer und fassen mit Tüchern das Drachenblut auf, das auf die Flachsfelder kommt, wo es das Wachstum fördert und gegen die Hexen dient. Die Böhmen sagen, der Drache sei der Lindwurm und der Ritter Siegfried gewesen." Die befreite Jungfrau wird bald Walburg, bald Brunhild oder Chriemhild genannt; in Frankreich und in den wälschen Niederlanden ist an Stelle des H. Georg der H. Victor getreten, wohl nur eine Übersetzung des germanischen Namens des Helden. Offenbar aus dem gleichen Grund, wegen der Namensähnlichkeit, haben die Alemannen den christlichen Glaubensboten Fridolin später als Verkünder des Frühlings gefeiert. Auch in protestantischen Gegenden der Schweiz wird der Fridlitag, zumteil mit Umzügen und Freudenfeuern, festlich begangen. Im Glarnerland ist noch heute Frido-

[34]) In einem kleinen Aufsatz „Zum Sommertagsfest", Beilage zur „Heidelberger Zeitung" vom 21. März 1900, habe ich auf die große Übereinstimmung dieses Kinderfestes mit der von Olaus Magnus in seiner „Geschichte der nordischen Völker", XV 2/3, so anschaulich geschilderten schwedischen Frühlingsfeier aufmerksam gemacht.

[35]) „Bayerische Sagen" I, Nr. 186. — Der Tag des H. Georg, d. h. des germanischen Frühlingsgottes, galt vielfach als Frühlingsanfang (23. oder 24. April). Im Namen Georgos liegt der Sinn des Befruchtens der Fluren.

lin der gebräuchlichste Vorname, und bis vor kurzem pflegten dort die alten Leute am Fridolinstage die zum erstenmal hinter der Glärnischwand hervorbrechende Abendsonne durch Aufstehen und Entblößen des Hauptes[36]) zu begrüßen. Bemerkenswert ist das von J. Grimm[37]) angeführte Tanzlied zum Osterspiel:

Fridebolt setz uf den huot
wolgefriunt und gang es vor,
bint das ostersahs zer linken siten u. s. w.

Demnach scheint bei einigen deutschen Stämmen der Frühlingsheld Fridebald, bei andern, z. B. bei den Franken, vielleicht geradezu Sigifrid geheißen zu haben. In den Wörtern sig und bald liegt ja das „kühne, sieghafte", und frid hat ursprünglich nicht die heutige Bedeutung, sondern die der strahlenden Schönheit gehabt (an. fridhr, schön, stark, agf. fridhcandel, Sonne, wörtlich „herrliche Leuchte").

Aus dem göttlichen Sonnenhelden ist später ein Halbgott, der herrlichste aller Helden und das leuchtende Vorbild aller ritterlichen Tugenden, geworden. Ihn haben unsre Vorfahren vor Beginn des Kampfes in brausendem Schlachtgesang um Sieg angefleht (primumque omnium virorum fortium ituri in proelia canunt, Tac. Germ. 3) und nach dem Schall und Widerhall solcher Lieder auf den Ausgang des Streites geschlossen (futuraeque pugnae fortunam ipso cantu augurantur). Mit Recht ward er von den Römern mit Herakles verglichen, der ja auch ein Sohn des Himmelsgottes Zeus war, vor Troja (man beachte wohl den Anklang an die nordischen Trojaburgen und römischen Trojaspiele) die Jungfrau Hesione der Gewalt eines Meeresungeheuers entriß und viele Heldentaten und Wunderwerke verrichtete. Auf diesen mit übermenschlicher Kraft und Schönheit ausgestatteten Helden, der bei den Franken Sigifrid, bei den Angelsachsen Sigiferd, bei den Nordgermanen Sigiward (dän. Sivard, an. Sigurd), bei den Alemannen vielleicht Fridubald oder ähnlich genannt wurde, beziehen sich alle die wunderbaren Taten und Abenteuer „Jungsigfrids", seine Erziehung in der Waldschmiede, seine Kämpfe mit Drachen und Riesen, sein Verständnis der Vogelsprache, seine Überwindung der schatzhütenden Zwerge und die Erringung des Nibelungenhortes, endlich „Hürnen Seyfrids" Unverwundbarkeit, bis auf die verhängnisvolle, an die „Achillesferse" erinnernde Stelle, die er ebenfalls mit Herakles und dem herrlichen Peliden gemein hat.

---

[36]) Der Fridolinstag im Glarnerland „Frankf. Ztg.", 68, 1905. — Auch der „fromme Knecht Fridolin" in der Sage vom „Gang zum Eisenhammer" scheint die Erinnerung an eine solche Frühlingsgottheit zu bewahren.

[37]) „Deutsche Mythologie", S. 740.

So waren im Wormsgau, nach der Besitznahme durch die Franken, alle Voraussetzungen für eine Verschmelzung der Sigfridsage, einschließlich der Befreiung einer holden Jungfrau aus den Krallen des Lindwurms und der ritterlichen Waffengänge im Rosengarten, mit den auf geschichtliche Ereignisse sich beziehenden Heldenliedern der Burgunden und Alemannen gegeben. „Die eigentliche Siegfriedsage gehört den Franken an," sagt Kögel[38]), und ebenso Siefert (a. O.), „Kriemhild, Gunther und die Ihren sind Burgunden, Siegfried ist Franke." Ganz recht, war er aber ein Franke, dann muß er mehr sein als der allen Germanen gemeinsame Sonnenheld und Drachentöter[39]), als der germanische Herakles, es muß in ihm die Erinnerung an die gewaltigste Heldengestalt der fränkischen Geschichte[40]) fortleben.

„Die historische Sage," schreibt Siefert weiter, „bedarf Siegfrieds nicht; er kann aus ihr glatt herausgelöst werden." Gewiß, der burgundischen Sage war er ursprünglich fremd, anders aber verhält es sich mit der fränkischen. Demnach ist auch nicht jede Deutung verfehlt, die ausgeht von seiner (Sigfrids) „Verflechtung in die historische Burgundensage". Ist es denn wahrscheinlich, daß nur der burgundische Anteil des Nibelungenliedes eine geschichtliche Grundlage hat, der fränkische dagegen rein sagenhaft ist? Was soll denn aus den geschichtlichen Heldenliedern der Franken, die zweifellos bestanden haben, geworden sein? Beim Poëta Saxo (V 117; 9. Jahrh.) lesen wir:

---

[38]) „Grundriß der german. Philologie", Straßburg 1891, 2. Aufl. 1899.

[39]) Quade (Teutscher Nation Herrlichkeit, Cölln 1609) schreibt u. a.: „Der gemeine Mann halte dafür, es (Worms) hab den Namen behalten von dem großen Wurm oder Drachen, der allda des Königs Tochter durch die Luft entführet, welchen nachmals der Hürnen Seyfried im Odenwald erschlagen und die Jungfrau wieder erlöset, wie derselbe Drach mitsammt der Jungfrau und ihren Brüdern sammt Seyfrieden zu Wurmbs auf dem Markt an einem überalten Gebäu (die Münz genannt) ganz antiquitätisch abgemalt stehen ... so ist auch noch ein fliegender Wurm oder Drach der Schildführer des Wappens dieser Stadt, welches ein Schlüssel ist, den Seyfried dem Riesen abgewonnen, damit er unten den Felsen aufschloß, um oben zu der Jungfrau hinauf zu kommen ..."

[40]) Die Versuche, Sigfrid auf eine geschichtliche Gestalt zurückzuführen, sind schon recht alt; so meint z. B. Freher (Origin. Palat. 1612), „quomodo et Sifridi fabulam ad Sigibertum virum clarissimum, quem circa annum 538 sub Theodorico rege majorem domus fuisse et Vormaciae cum uxore Crimhilde habitasse et multa fortiter gesisse invenitur, non incommode referri posse videtur." Von einem Hausmeier Sigibert weiß aber die Geschichte nichts. Sigfrid ist vielmehr ein durch die Sage verherrlichter „Riese": Sigifridi, cuisdam gigantis, quem ab immani robore et duritia telis impervia .... corneum dixere, fama admiraculum increbuit .... de immani isto gigante per totam Germaniam decantato .... An den im 6. Jahrh. lebenden König Sigibert, Sohn Chlothars I., haben auch einige Forscher gedacht, so Sarrazin („Der Ursprung der Siegfriedsage", Ztschr. f. vergl. Lit.-Gesch. N. F. XI, S. 113 u. ff.).

vulgaria carmina magnis
laudibus eius avos et proavos celebrant:
Pippinos, Carolos, Hludowicos et Theodoricos
et Carlomannos[41]) Hlothariosque canunt.

Freilich hat gerade über der geschichtlichen Heldendichtung der Franken ein Unstern gewaltet. Karl der Große ließ zwar, wie sein Geschichtschreiber Eginhard (Vita Caroli M. c. 29) berichtet, die uralten deutschen Lieder „von Königen und Helden alter Zeit" sammeln[42]) und aufzeichnen (item barbara et antiquissima carmina, quibus veterum actus et bella canebantur, scripsit memoriaeque mandavit), sich solche auch während der Mahlzeiten vorlesen (c. 23: legebantur ei historiæ et antiquorum res gestæ), doch wollte sein Sohn Ludwig „der Fromme" in falschem Glaubenseifer solche weder selbst hören noch gelehrt wissen (Thegan. Gest. Ludovic. pii c. 19: poëtica carmina gentilia, quae in iuventute didicerat, respuit nec legere nec audire nec doceri voluit), welche Geringschätzung wahrscheinlich die Geistlichen benützten, um die ihnen verhaßten heidnischen Gesänge, die heute für uns von unschätzbarem Wert wären, zu vernichten.

Bücher und Pergamentrollen lassen sich verbrennen, der unerschöpfliche Born des Volksliedes aber nicht verstopfen oder verschütten, und wird es auch aus den Hallen der Vornehmen vertrieben, so flüchtet es sich an den Herd der Bauern. Thideric de Berne, heißt es in den aus dem 10. Jahrhundert stammenden Quedlinburger Jahrbüchern, de quo cantabant rustici olim. So haben auch die fränkischen Bauern, obwohl seit dem frömmelnden Ludwig die alten, nach dem Heidentum schmeckenden Lieder nicht mehr hoffähig waren, sicherlich nicht aufgehört, von ihren alten Stammeshelden zu singen und zu sagen. Unaufhörlich schafft und dichtet die Einbildungskraft des Volkes; die Volkssage treibt immer neue Schosse und umspinnt, wie Efeu und Schlingrosen, mit dichtem, wild verschlungenem Rankenwerk den alten Stamm, gerade dadurch aber den vom Alter morsch gewordenen aufrecht hal-

[41]) Das sind die in den St. Galler Jahrbüchern erwähnten Lieder Charromannici oder Karlomannici, sowie der Notker'sche Modus qui et Carelmanninc. Wer dieser Karlmann gewesen, meint Kögel (a. O.), „wissen wir nicht", doch ist kaum ein Zweifel, daß er der älteste Sohn Karls des Hammers war, der das Ostreich und die deutschen Länder erbte, ein gewaltiger Kriegsmann, der siegreich gegen Waskonen, Alemannen, Schwaben, Baiern und Sachsen focht, später aber ins Kloster ging und vielleicht gerade deshalb von den geistlichen Dichtern besonders verherrlicht wurde.

[42]) In dichterischem Gewande gibt der Poëta Saxo dies wieder mit den Worten:

nec non quae veterum depromunt proelia regum,
barbara mandavit carmina litterulis.

tend. Daher kann auch der fränkischen Sage der geschichtliche Kern nicht ganz fehlen, wenn er auch vielleicht nicht so deutlich wie sonst zu erkennen ist.

Unstreitig ist Sigfrid die größte und herrlichste Gestalt derselben —

sin lip der ist so schöne, man sol in holden han,
er hat mit sinem ellen so manigiu wunder getan. (Nib. 101.)

und man hat darum schon früher nach einem geschichtlichen Vorbild gesucht. Eine Ähnlichkeit des Namens und Schicksals — er wurde unmittelbar nach seiner Erhebung auf den Schild im Jahr 575 vor versammeltem Heere heimtückisch[43]) ermordet — ließ an König Sigibert von Austrasien denken, doch ist im übrigen die Übereinstimmung zu gering und der geschichtliche Vorgang zu spät für die Entstehung der Sage.

Man griff daher weiter zurück und kam auf Arminius, den größten aller germanischen Helden, den „in Schlachten zwar besiegten, im Kriege aber unbezwungenen" Vorkämpfer gegen das römische Weltreich, dem wir die Erhaltung unsres Volkstums verdanken und der ja auch nach Tacitus' Zeugnis noch ein Jahrhundert nach seinem Tode in Liedern verherrlicht wurde. Daß trotzdem sein Name aus der Heldensage verschwunden, ist ebenso auffallend wie das Fehlen eines geschichtlichen Urbildes für Sigfrid. Wie für so manche früher dunkle Fragen der deutschen Altertumskunde und Geschichte hat auch für diese die bessere Erkenntnis von unsres Volkes Urheimat und Stammesgliederung eine überraschend einfache Lösung gebracht. Wenn Golther in einer Besprechung[44]) verschiedener Werke über germanische Mythologie die Frage aufwirft: „Muß Sigfrid mythisch sein, weil wir keinen fränkischen König oder Edeling nennen können, der dieser herrlichen Dichtergestalt Modell stand?" so kann man ihm antworten: Das Vorbild ist gefunden, und zwar in der großartigsten Gestalt der alten deutschen Geschichte, denn Arminius war ein Franke. Die Cherusker wurden zwar bisher meist für Sachsen gehalten, doch sind sie nach Sprache und Geschichte, besonders nach dem Lautstand ihrer Namen, wie ich zuerst im Jahr 1889[45]) und seitdem wiederholt mit verstärkten

[43]) Gregor von Tours, IV 51.

[44]) Beilage z. „Allg. Ztg." 286, 1891. — Vgl. auch „Die Entstehung der Nibelungensage", Nr. 60, 1890.

[45]) Vortrag über „Die dunklen Jahrhunderte der deutschen Geschichte" im Karlsruher Altertumsverein 28. II. 1889. Verhandl. d. Vereins I 1881—1890, Karlsruhe, Th. Ulrici 1891. — Theotmalli, heute Detmold, „Gerichtsstätte des Volkes" und Hauptort der Cherusker, stimmt ganz mit Ditmold (alt Thietmelli) bei Kassel überein, der Thingstätte der Chatten oder Hessen, deren Frankentum noch niemand angezweifelt hat. Die Wohnsitze der Cherusker lagen zwischen denen der Chauken und der Chatten, der Hauptvölker der späteren Franken, in der Mitte.

Gründen nachgewiesen habe, entschieden als Teil des großen Frankenstammes zu betrachten. Erst nach der Südwanderung der Franken, Schwaben, Baiovaren und Goten wurde die niederdeutsche Ebene für die aus der kimbrischen Halbinsel, wo sie noch im 2. Jahrhundert Ptolemäos kannte, nachrückenden Sachsen frei. Sind demnach die Überbleibsel der Cherusker im spätern Frankenvolk aufgegangen, so erscheint es auch nicht wunderbar, wenn die Heldenlieder von dem größten Cherusker, die dessen Kühnheit und Kriegsglück feierten, seinen jammervollen Tod beklagten, in der fränkischen Sage nicht ganz verklungen sind.

Im Nibelungenlied[46]) ist der „helt uz Niderlant", der Sohn Sigmunds und „der Sigelinde kint", zugleich Herrscher über „Nibelungelant". Die alten nebelhaften (alth. nebulo scrato) Gestalten der schatzhütenden Zwerge sind zu einem unterworfenen Teilstamme der Franken geworden —

die hiezen Nibelunge unt waren sine man,
lant unde bürge daz was im allez undertan (Nib. 439) —,

die später selbst allgemein diesen Namen führen —

die Sifrides helede von Nibelunge lant ...
daz sich wern wolde der kuenen Nibelunge hant (Nib. 1029, 1106).

Im ersten Teil des Gedichtes, der mit Sigfrids Tod abschließt, heißen immer nur die Helden aus Niederland, d. h. die Franken, Nibelunge, welcher Name erst in der zweiten Hälfte, die von Etzels Brautwerbung und der Fahrt Gunthers und seiner Brüder ins Hunnenland handelt, auf die Burgunden übergeht:

Do reit von Tronege Hagen zaller vorderost,
er was den Nibelungen ein helfelicher trost (Nib. 1562).

Schließlich wird die ganze Dichtung nach den Nibelungen benannt:

hie hat diu maere ein ende, daz ist der Nibelunge liet (2440).

Im Waltharilied haben die Burgunden mit dem fränkischen zugleich den Nibelungennamen angenommen:

Non assunt Avares hic, sed Franci Nebulones,
Cultores regionis (555/6).

Es kann darum kaum ein Zweifel bestehen, daß hier Nebulones, die Übersetzung von Nibelungen, als Beiname der Franken gebraucht

[46]) In der Kudrun heißt Sigfrid „von Morlant", das ist Maurungen, das alte Stammland der Franken an der Elbe.

wird, und es ist mir unverständlich, wie Symons[47]) behaupten kann, auf diese Stelle dürfe „kein Gewicht gelegt werden". Er sagt ja selbst, der Name Nibelung erscheine „zuerst am häufigsten bei den Franken" (u. a. heißt so der Sohn Childebrands, ein Enkel Pippins des Älteren, der die fränkischen Jahrbücher vom Jahr 753 an fortsetzen ließ), und meint, er habe nur beigelegt werden können, „nachdem seine ursprüngliche Bedeutung in der Sage verblaßt war". Da er aber so früh und in einem so erlauchten Geschlechte vorkommt, dürfen wir wohl schließen, er sei von jeher bei den Franken beliebt gewesen und darum auch, vielleicht mit Erinnerung an die von einem Stammeshelden überwundenen Mächte des „Nebelreiches", zu einem Beinamen des gesamten Volkes geworden[48]).

Nach dem Vorhergehenden ist demnach die Namenfrage, um die sich bisher der Streit zumeist gedreht hat, nebensächlich; denn, mag nun Arminius ein römischer Name sein oder das germanische Wort irmin, groß (nicht mit herman zu verwechseln, das in den Volksnamen Hermunduri, Herminones, Germani, den Eigennamen Hermanarich, Hermanfrid u. a. enthalten ist, in cheruskisch-fränkischer Mundart aber cherman lauten müßte), enthalten, in beiden Fällen könnte sein Träger im Helden der Nibelungensage fortleben. Ist es allerdings, wie ich annehme, römisch, so liegt auch die Übereinstimmung der Namen nahe; da nämlich Armins Vater urkundlich Sigimer hieß, ist es nach der Sitte germanischer Namengebung sehr wahrscheinlich, daß auch der Sohn einen mit Sigi anlautenden Namen getragen hat. L. Schmidt, der früher den Namen für römisch erklärt hatte, hielt ihn später[49]) wie er selbst bekennt, durch Hübner[50]) bestimmt, für germanisch, Hermino oder Herminmer. Man sieht, wie leicht es in solchen Dingen ist, bald auf der einen, bald auf der anderen Seite zu streiten. Eine Ansicht, deren Berechtigung er früher selbst zugestanden, tut er in seiner neueren Behandlung der Frage kurz mit den Worten „Dilettan-

[47]) Grundriß der germ. Philologie, II, i. S. 25. Erste Aufl. 1893.

[48]) Nebulo hat im Lateinischen allerdings die Bedeutung „Schlingel, Windbeutel" und kann darum hier auch als boshafte Anspielung des alemannischen Dichters aufgefaßt werden. In jedem Fall ist aber Scheffels Übersetzung: „es sind nur dumme Jungen", nicht sehr geschmackvoll.

[49]) Über den Namen Arminius, Vierteljahrsschr. „Germania" XXVIII, S. 342. „Die Möglichkeit, daß derselbe Sigfrid gewesen ist, ist hiernach keineswegs ausgeschlossen, seine Identität mit dem Sigfrid der Nibelungensage, die mehrfach angenommen worden ist, wäre damit wahrscheinlicher geworden." Vgl. seine Ausführungen in „Germ." XXXVI, 1891. Hermino wäre cheruskisch Chermino. — Unser heutiger Name Hermann hat einen doppelten Ursprung, einen einstammigen, von der im Germanennamen steckenden Wurzel herman, und einen zweistammigen, von heri und man; letztere Zusammensetzung müßte cheruskisch-lateinisch Chariomannus lauten.

[50]) Römische Herrschaft in Westeuropa, 1890.

tismus" und „Phantasien" ab. Allerdings ist nicht zu bestreiten, daß der erste Vertreter derselben, Schierenberg, dies absprechende Urteil dadurch verdient hat, daß er[51]) bei manchem richtigen Gedanken doch in offenbare Irrtümer (so die Gleichstellung von Atli, der doch Attila ist, mit Italicus) und Übertreibungen verfällt. Das Gleiche gilt von dem auf seinen Schultern stehenden Jellinghaus[52]), dagegen verdient der Isländer Gudbrand Vigfusson[53]) mehr wissenschaftliche Beachtung. In ähnlichem Sinne hat sich R. Much[54]) ausgesprochen; auch er hält es für möglich, daß Sigfrid der deutsche Name Armins gewesen, und fügt bei: „daß dieser Name trotzdem ganz vergessen worden sei, ist nicht so wahrscheinlich, als daß er, auf die Umbildung eines Gottes übertragen, in einer Sage von wesentlich mythischem Gehalt fortlebt, immer noch als der eines Helden, in dem Deutsche und Nordländer das Urbild und die edelste Verkörperung ihrer nationalen Eigenart erblickten."

Daß der Sigfrid unsrer Heldenlieder weder eine rein geschichtliche noch eine rein sagenhafte Gestalt ist, sondern beiderlei Züge in sich vereinigt, ist auch meine Meinung. Vergleichen wir Armins mit Sigfrids Lebensbild und Schicksal, so läßt sich eine entschiedene Übereinstimmung nicht verkennen. Beide sind hohe Heldengestalten, in denen sich Kraft und Schönheit mit Klugheit und Edelmut vereinigt, beide dürfen sich des durch Heldentum errungenen geliebten Weibes nicht lange erfreuen, beider Sohn erbt weder Namen[55]) noch Ruhm seines Vaters. Beiden, die aus zahllosen Kämpfen unversehrt hervorgehen — auch Armin wird nur einmal leicht verwundet — ist es nicht ver-

---

[51]) Wahrheit und Dichtung in den Götter- und Heldensagen der Germanen, 1882. — Einige Jahrzehnte früher hatten schon Mone und Giesebrecht (angeführt von Jellinghaus) die Vermutung ausgesprochen, daß „Germaniens Befreier" als Sigfrid in der deutschen Heldensage fortlebe.

[52]) Arminius und Siegfried, 1891.

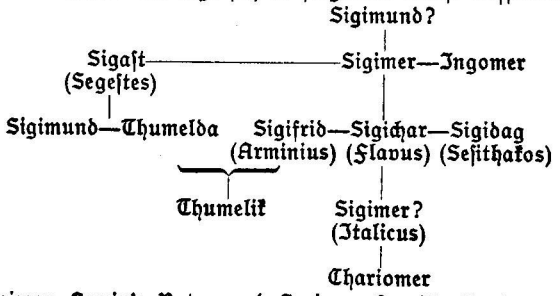
[53]) Sigfred-Arminius, Grimm-Centenary, London and Oxford 1886. S. auch Modern Language Notes, März 1888.

[54]) Die „Sippe des Arminius", Zeitschr. f. deutsches Altertum, 1891. — Mit Muchs Namendeutungen kann ich mich um so weniger einverstanden erklären. — Mit Recht sagt Grimm: „So gut als Hermann könnte man den cheruskischen Helden auch Heinz oder Kunz nennen", ferner: „Arminius durch Hermann, Arioviſtus durch Ehrenfest zu erklären, ist nicht besser, als Canninefates durch Kaninchenfänger." — Benekes, von mir in „Niedersachsen" (XVII 1) beurteilte Schrift „Siegfried ist Armin", Dortmund 1911, enthält viel Irriges.

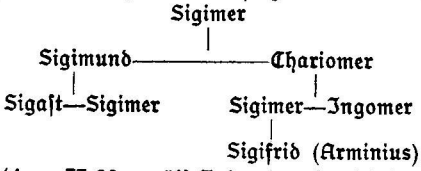
[55]) Der Name Thumelicus erklärt sich aus dem der Mutter Thumelda (genau dem nordischen Mannsnamen Domaldr entsprechend), denn so muß das nur durch Strabo überlieferte Wort gelesen werden. Der Name Thusnelda, vor dem der philologische Verbesserungseifer bisher ehrfurchtsvoll halt gemacht hat, obwohl er es durchaus nicht verdient, spottet jeder Erklärung; seine Deutungen von der Grimm'schen „Riesenkämpferin" bis auf die neuesten sind sämtlich verfehlt, weil sprachlich unmöglich.

gönnt, auf blutiger Walstatt einen ehrlichen Schlachtentod zu finden, sondern beide erliegen in der Blüte ihrer Jahre und in voller Heldenkraft dem Verrat und der Hinterlist ihrer eigenen Verwandten[56]). Beide leben nach ihrem frühen Tode im Liede fort. Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß man in dem von Sigfrid erschlagenen Drachen das Heer des Varus, im Nibelungenhort die römische Siegesbeute[57]), die dem Überwinder der Legionen auch keinen Segen brachte, hat erblicken wollen. Jedenfalls ist es bemerkenswert, daß dem isländischen Abt Nikolaus, der im 12. Jahrhundert durch Deutschland reiste, nach seinem

[56]) Armin's Stammbaum läßt sich in folgender Weise aufstellen:



Wäre Sigimer, Armin's Vater, und Segimer, Segest's Bruder, nicht derselbe Mann, so müßte man sie, da es doch nur ein cheruskisches Fürstengeschlecht gegeben haben kann, für Vettern halten und folgenden Stammbaum annehmen:



Aus Tacitus (Ann. II 88, zwölf Jahre der Herrschaft) schließen zu wollen, Armins Vater sei schon im Jahre 7 gestorben und habe am Befreiungskampfe nicht teilgenommen, ist nicht statthaft. Armin kann, wie häufig bei den Germanen, nach seiner Heimkehr aus dem römischen Kriegsdienst Mitherrscher geworden sein. Daß das ganze Fürstengeschlecht „Sigelinge" geheißen habe, wie Vigfusson meint, ist nicht unmöglich, aber auch nicht zu beweisen. Ganz richtig hält er auch Sesithakos bei Strabo für entstellt, seine Verbesserung in Segisdag ist aber nicht ganz zutreffend, da dies die gotische Gestalt des Namens wäre. Nach Tacitus (Hist. V 3) führte auch der Quadenkönig Vangio neben seinem heimischen den römischen Namen Italicus.

[57]) Aus dem Fundort des Hildesheimer Silberschatzes schließt Seeck, daß Armin in der Nähe desselben gefallen sei. Das ist aber sehr unsicher, und von einem zwingenden Beweis kann keine Rede sein. („Der Hildesheimer Silberfund", Deutsche Rundschau XXXVII 9, Juni 1911). In der Zeitschrift Niedersachsen („Armins Ende", XVI 21) habe ich dazu Stellung genommen, ebenso zu den Ausführungen Kluges. — Timmermanns in der Hauptsache verfehlten Aufsatz „Das Leinetal — die Heimat der Nibelungensage", Niedersachsen XVI 15, habe ich in der gleichen Zeitschrift, XVI 17, und in d. Rhein. Westfäl. Ztg. (14. IV. 1911) berichtigt.

Tagebuch[58]) die Gnitaheide, wo Sigurd den Fafner schlug, bei Paderborn, also in der Nähe des varianischen Schlachtfelds, gezeigt wurde[59]).

Auch in dem bisher nicht richtig gedeuteten Namen Chriemhild, burgundisch Hromildis, fränkisch Chromichildis, später Chruomichildis, Chriemhilde, d. h. „Ruhmeskampf", kann, obwohl er nach meiner Auffassung ursprünglich geschichtlich ist, sehr wohl ein tieferer Sinn und eine Beziehung[60]) auf die Niederlage der Römer gesucht werden.

Wenn man aber auch darauf weniger Gewicht legen will, so sprechen doch, um das Gesagte noch einmal kurz zusammenzufassen, für die ursprüngliche Einheit von Arminius und Sigfrid folgende Tatsachen: die Nibelungensage ist der Hauptsache nach fränkischen Ursprungs, Arminius war ein Franke, sein geschichtlicher Name wie der seines Bruders Flavus römisch, sein heimischer dagegen, im Vergleich mit denen seiner nächsten Verwandten, höchst wahrscheinlich Sigifrid[61]) oder ähnlich. Den geschichtlichen Namen Hermanarich, Gibica, Gundahari, Gislahari, Attila, Theodemir, Theoderich bei Goten und Franken, Chochilaicus, Chlodowig, Chilperich bei den Franken, Hilperich bei den Burgunden, Odoaker, Vidigoia, Audwin, Albwin, Rothari entsprechen die Formen der Heldenlieder Ermenrich oder Jarmericus, Gibich, Gifica oder Giuki, Gunther, Gudhere oder Gunnar, Giselher oder Gisler, Etzel, Aetla oder Atli, Dietmar, Dietrich, Thidrek, Thiadrekr und für die Franken Hugdietrich, Hygelac, Ludewig, Helferich von Lütringe, fränkisch, und Helferich von Lunders (Lyon), burgundisch, Otacher, Wittigowe, Wittich oder Vudga, Eadvine, Ealfvine, Rother; sollte für Sigfrid, die herrlichste Heldengestalt von allen,

---

[58]) Werlauff, Symb. ad Geographiam medii aevi, Kopenhagen 1821. Darin die Stelle: Thar imilli er thorp er Horus heitir, annat heitir Kiliandr oc thar er Gnitaheidi, er Sigurdur va at Fafni. In Bezug auf die Örtlichkeit der Schlacht habe ich von jeher Schierenberg (Die Römer im Cheruskerland 1862 p. a.) zugestimmt, daß bei Detmold (Theotmalli, der „Gerichtsstätte des Volkes") das von Armin überrumpelte Standlager der Römer war, Horus ist zweifellos das heutige Städtchen Horn, Kiliandr ein benachbartes, nach dem in dortiger Gegend häufig verehrten Schutzheiligen (Vita Meinwerci, Bischofs von Paderborn, 37: in natale sancti Kiliani plenum convivium . . .) benanntes Dorf. S. den folgenden Abschnitt.

[59]) Schon vor einem Jahrhundert meinte Grimm (Trösteinsamkeit 1808), „daß in den Nibelungen die erste Herrlichkeit teutscher Geschichte nur zu lange verborgen gelegen habe".

[60]) Brunhilde dagegen war als Walküre und Geliebte des germanischen Herakles oder als befreite Sonnenjungfrau von vornherein ganz sagenhaft. Möglich, daß später auch an die geschichtliche Brunhild, eine Gestalt von unbestreitbarer Größe, gedacht wurde, wie ja auch die verwandtschaftlichen und kriegerischen Beziehungen der Franken zu den Burgunden bei der Verschmelzung der beiderseitigen Sagenstoffe mitgewirkt haben mögen.

[61]) Daß der Name bei den Franken ungemein beliebt war, bekunden die heutigen Geschlechtsnamen Siegfried, Senfried, Siefert, Sievers, Seiffert u. a.

„Sifriden den hochgemuoten, den starken und den guoten" (Heldenbuch), allein das geschichtliche Vorbild[62]) fehlen? Ist es nicht Arminius, Germaniens Befreier, so wäre dieser im deutschen Heldensang, in dem er doch einst nach Tacitus' Zeugnis eine hervorragende Stelle eingenommen hatte, vollständig verschollen[63]).

In der deutschen Bühnendichtung hat Sigfrid entsprechende Behandlung gefunden, dadurch jedoch, daß er nur als Sagenheld aufgefaßt wurde, fehlt seiner glänzenden Gestalt das eigentlich dramatische Mark. Unter Arminius' vielen Bearbeitern ist Kleist der einzige bedeutende Dichter, aber auch seine „Hermannsschlacht" hat große Schwächen: eine vollständige, oft lächerlich wirkende Unkenntnis des germanischen Altertums, große Flüchtigkeit der Ausführung und die Anspielungen auf die politischen Verhältnisse der Rheinbundszeit. Trotzdem wirkt sie durch die Größe des Stoffes. Sigfrid-Arminius würde als dramatischer Held den Märchenzauber der Sage mit der erschütternden Gewalt der wirklichen Geschichte vereinigen. Wer verdiente mehr dem deutschen Volke als leuchtendes Vorbild edelsten Heldentums in lebendiger Handlung vor Augen geführt zu werden, als gerade er, wem wäre mehr ein großer Dichter zu wünschen, als

Sigifrid dem Sohne Sigimers!

---

[62]) In Delbrücks sonst in mancher Hinsicht anfechtbarer Festrede zur Gedenkfeier der Varusschlacht in Detmold (15. VIII. 1909), findet sich folgende bemerkenswerte Stelle: „Nur wie ein Märchenduft berührt es uns, wenn wir uns ausmalen, wie in dem herrlichsten und untadlichsten aller Helden, Siegfried, vielleicht eine Erinnerung an Armin nachklinge." — In ähnlicher Weise vergleicht Kluge, wenn er auch Armin nicht geradezu für das geschichtliche Vorbild Sigfrids erklärt, beider Schicksal und Lebensende mit einander („Altgermanische Arminiuslieder", Beibl. der Karlsruher Zeitung vom 22./VI. 1911). — Von den zahlreichen Festschriften zu Ehren des ersten germanischen Freiheitshelden seien angeführt: Knoke, Armin der Befreier Deutschlands, Berlin; Hage, Armin, Germaniens Befreier, Darmstadt; Dahn, Armin der Cherusker, München; Schwanold, Armin, die Varusschlacht und das Hermannsdenkmal, Detmold; Stauf von der March, Armin, ein deutsches Heldenleben, Graz. Ich selbst habe aus diesem Anlaß in den Zeitfragen (Nr. 32; 8. VIII. 1909) einen Aufsatz über „Germaniens Befreier" veröffentlicht.

[63]) Als Merkwürdigkeit sei noch angeführt, daß Sander (Hvem var Sigurd Fafnersbane? Stockholm 1883) das geschichtliche Vorbild Sigfrids in Alarich gefunden zu haben glaubt! Ein mit ausschweifender Einbildungskraft geschriebenes, durchaus verfehltes Buch.

c. Die Varusschlacht[1]).

Ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht zu nennen.
Schiller.

Auf den vorausgehenden Abschnitt sowie einige kurze Bemerkungen in verschiedenen Aufsätzen bezugnehmend, möchte ich versuchen, hier meine Ansichten über diese berühmte Streitfrage in gedrängter Darstellung zusammen zu fassen, umso mehr, als mir vor einigen Jahren durch die gütige Vermittelung eines gleichgesinnten Freundes aus dem Nachlaß August Schierenbergs dessen sämtliche, zumteil längst in Vergessenheit geratene Schriften zugänglich gemacht wurden. Da ich mich immer auf den Boden der Tatsache gestellt und alle unbestimmten Vermutungen, alle sachlich nicht begründeten Einbildungen bekämpft habe, kann es niemand ferner liegen als mir, die zahlreichen Irrtümer dieses eigenartigen Schriftstellers in Schutz zu nehmen, aber dennoch halte ich es nach eingehender Beschäftigung mit seinen Arbeiten für eine Ehrenpflicht, der warmen Vaterlandsliebe und uneigennützigen Begeisterung, dem unermüdlichen Eifer und der Ortskenntnis des vielverlästerten Mannes nach seinem Tode gerecht zu werden und vor allem die vielen guten Beobachtungen und richtigen Gedanken, die sich in seinen Werken zerstreut finden, mit gebührender Anerkennung hervorzuheben. Seine schon vor Jahrzehnten geäußerten Ansichten, das varianische Schlachtfeld sei bei Horn in der Nähe von Detmold zu suchen (Die Römer im Cheruskerland, 1862) und Germaniens Befreier Arminius lebe im Sigfrid oder Sigurd der Heldensage fort (seit 1871; Deutschlands Olympia, Frankfurt 1875), sind zwar oft und

[1]) Nach dem Aufsatz „Die Örtlichkeiten der Varusschlacht". (Germania VII 12; 1905.) — Vgl. auch den Aufsatz „Wo fiel Varus und sein Heer?" (Schwäb. Merkur 227; 15. V. 1908.)

heftig angegriffen, manchmal sogar verhöhnt und verspottet worden, werden sich aber doch, wie ich vorauszusagen wage, als guter Kern einer mit allerlei seltsamen Auswüchsen behafteten Schale, als dauernde Errungenschaft deutscher Altertumsforschung behaupten.

Schierenberg hat die Genugtuung erlebt, daß seiner Anschauung, Vellejus und Florus (ich füge Strabo und Tacitus hinzu) seien „durchaus glaubwürdig", und ihre Berichte über die Varusschlacht müßten „demnach maßgebend sein", zwanzig Jahre später auch Leopold von Ranke im 3. Bande seiner Weltgeschichte gegen Mommsen und dessen Anhänger, die dem um zwei Jahrhunderte jüngeren und in mancher Hinsicht unzuverlässigen Kassios Dion Glauben schenken, sich angeschlossen hat. Wie es so oft geht, wurden seine anfangs nicht beachteten oder mit überlegener Schulweisheit kurz als Hirngespinste abgefertigten Behauptungen später von anderer Seite aufgegriffen und als eigene Geisteserzeugnisse ausgegeben. In der kleinen Schrift, „Die Rätsel der Varusschlacht", mußte sich Schierenberg gegen Höfer, den Verfasser des Buches „Die Varusschlacht, ihr Verlauf und ihr Schauplatz" (Leipzig, 1888) wehren und ihm sagen, er habe „in der Hauptsache doch nur seine (Schierenbergs) Ansichten vorgetragen" und sich sogar „erdreistet", seine „Glaubenswürdigkeit zu verdächtigen, um diese desto sicherer als eigene ausgeben zu können." Als ich selbst vor etwa fünfundzwanzig Jahren, bald nach der Veröffentlichung meiner „Herkunft der Deutschen" (Karlsruhe 1885) anfing, die Schlußfolgerungen aus meiner Lehre zu ziehen, mich u. a. etwas eingehender mit der germanischen Stammeskunde zu beschäftigen und darum die Quellschriftsteller nachzulesen, drängte sich auch mir bald die Überzeugung auf, daß Dions später, widerspruchsvoller und schönfärberischer Bericht über die Vernichtung des varianischen Heeres uns keine richtige Vorstellung des folgenschweren Ereignisses, wie es sich in Wirklichkeit zugetragen, gibt, daß wir uns vielmehr an die älteren, wenn auch kurzen, vereinzelten und zusammenhanglosen Nachrichten der Zeitgenossen halten müssen. Gegen den erstgenannten Schriftsteller hat Schierenberg die Anklage erhoben, „daß er unser Volk verleumdet und die Geschichte gefälscht habe"; vielleicht ist dieser Vorwurf etwas zu schwer, indem Dion, der seine römische Geschichte in der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts und zweifellos nach den besten der damals vorhandenen Quellen verfaßte, eine frühere, vielleicht sogar amtliche Darstellung zur Beschönigung einer der schwersten Niederlagen der römischen Waffen schon vorfand.

Am besten werden wir uns auf dem streitigen[2]) Gebiet zurechtfinden, wenn wir an der Hand von Tacitus mit Germanicus, dem

[2]) Von den zahllosen, sich vielfach widersprechenden Bearbeitern dieser Streitfrage seien genannt: Melanchthon, Hutten, Clüver, Möser, Fein, Clostermeier, Böttger, Schierenberg, v. Ranke, Mommsen, Euler, Essellen, Knoke, Delbrück, v. Abend-

Rächer und Sühner der „Schmach wegen des mit Varus verlorenen Heeres (infamiae ob amissum cum Quinctilio Varo exercitum Ann. I, 3)", das Schlachtfeld selbst betreten. Nachdem die gefahrdrohende Empörung der niederrheinischen Legionen niedergeschlagen war, machte der jugendliche Feldherr im Spätherbst des Jahres 14 n. Chr., damit die „ruchlose Brust der Soldaten wieder ehrenvolle Wunden empfange" (quam si pectoribus impiis honesta vulnera accepissent), unversehens einen Streifzug ins Land der Marsen. Um die Feinde umso sicherer überraschen zu können, wählte Germanicus den längeren und beschwerlicheren, aber gerade darum nicht vermuteten Weg. Der „Cäsische Wald" (silva Caesia), den er dabei durchschreiten mußte, kann nichts anderes sein als der jetzige Haarstrang oder kurzweg Haar, der ja seinen Namen bis auf den heutigen Tag bewahrt hat (ahd. har = lat. caesaries; die nördlich von diesem Bergwald wohnenden Brukterer hatten als Angehörige des kimbrischen Stammes keltische[3]), mit dem Lateinischen übereinstimmende Lautgebung; Schierenbergs Übersetzung „Hauwald" ist, wie viele seiner sprachlichen Erklärungen, verfehlt). Die Marsen, als Vorhut der fränkischen Völker und Beschützer des gemeinsamen, wahrscheinlich in der Nähe von Fredeburg gelegenen Stammesheiligtums (celeberrimum illis gentibus templum), müssen damals zwischen Ruhr und Sieg, im heutigen Sauerland d. h. Südland, westlich vom Winterberg, der sie von den Chatten schied, gewohnt haben. Nach der Zerstörung des Heiligtums wurde der Rückzug des römischen Heeres von den nördlich wohnenden Brukterern, Tubanten und Usipetern zwar belästigt, aber nicht aufgehalten.

Während des Winters wurde eifrig gerüstet, der Feldzug des Jahres 15 aber, da man auf einen Zwiespalt der Cherusker unter Armin einerseits und Segest anderseits hoffte, durch einen plötzlichen Einfall ins Gebiet der Chatten eröffnet. Den ausnahmsweise niedrigen Wasserstand benutzend, rückte der Feldherr selbst mit auserlesenen Truppen in Eilmärschen gegen das Herz des Chattenlandes vor, unterwegs am Taunus eine von seinem Vater Drusus angelegte Festung wiederherstellend (positoque castello super vestigia paterni praesidii in monte Tauno) und den L. Apronius zur Ausbesserung der

roth, Giefers, Deppe, Hofer, v. Stamford, Neubourg, Dünzelmann, Dahn, Wilms, Wilich, Wolf, Dörrenberg, Schierholz, Stauf von der March, Beneke. Vgl. die Zusammenstellung in Henke und Lehmann, „Die neueren Forschungen über die Varusschlacht", Gymn.-Bibl. 52. Gütersloh, C. Bertelsmann, 1910.

[3]) Nicht unmöglich ist ein Zusammenhang mit dem Waldnamen Heisi einer mittelalterlichen Urkunde (v. J. 796), sehr unwahrscheinlich dagegen der von Much (Reall. d. g. A.) vermutete mit ahd. heis-triu? heister, Buche; dann wäre Caesia gleichbedeutend mit Bacenis, Boconia. — Die Möhne, nördliches Nebenflüßchen der Ruhr, ist offenbar so wie der Main (Moginus) benannt, nur anderen Geschlechts (Mogina).

Wege und zur Sicherung der Flußübergänge zurücklassend. Schierenbergs Ansicht, diese von Drusus angelegte Befestigung sei an der oberen Lippe zu suchen, kann ich nicht teilen; die Mainzer Inschriften mit cives Taunenses (dazu die spätere, XII, 28, Erwähnung des mons Taunus in Pomponius' Kampf gegen die Chatten und der Name Arktaunon neben Mattiakon bei Ptolemäos) beweisen, daß die Gelehrten doch nicht so unrecht hatten, dem Bergland Hayrich den alten Namen Taunus, der ja auch nichts anderes als „Höhe" bedeutet (kelt. dunum, agf. dun, neudeutsch Düne), wieder beizulegen[4]). Nach unbedeutendem Widerstand wurde die Eder (Adrana, nicht die Ruhr, wie Schierenberg irrtümlich annimmt) überbrückt und überschritten, das Land verwüstet und der Hauptort des Volkes (id genti caput) Mattium (im heutigen Metze, vielleicht auch Maden, wo noch im Mittelalter Volksversammlungen stattfanden, und dem Flußnamen Matzoff, alt Mazzafa, erhalten) niedergebrannt. Der Rückzug an den Rhein erfolgte wahrscheinlich durch die Täler der Eder und Sieg. Die Cherusker waren durch den mit der Hälfte des Heeres am Unterrhein zurückgebliebenen Cäcina abgehalten worden, den Überfallenen zu Hilfe zu kommen, ein Angriff der Marsen wurde abgeschlagen.

Bald darauf traf eine Gesandtschaft von Segest ein, der in einem festen Platze, vielleicht in einem früheren römischen Lager, von Armins Anhängern umlagert wurde. In raschem Zuge befreite ihn der Feldherr, und mit anderen Gefangenen kam auch Segests Tochter, Armins Gattin, die dessen Sohn unter dem Herzen trug, in die Gewalt der Römer. Durch den Verlust des geliebten, ihm gewaltsam entrissenen Weibes zum Äußersten gebracht, rief Armin sein Volk und die benachbarten Stämme zu den Waffen. Dadurch erschreckt, suchte Germanicus auf Umwegen sein Ziel zu erreichen; er schickte die Reiterei durchs Land der Friesen und die Hälfte des Fußvolks durch das Gebiet der Brukterer an die Ems voraus, vier Legionen aber führte er, um den Feind zu trennen (distrahendo hosti), zu Schiff an die Mündung dieses Stromes. Nun rückte ein Teil des Heeres, voran die leichten Truppen, unter Sengen und Brennen alles Land zwischen Ems und Lippe verwüstend, bis in den südlichsten Gau des Bruktererlandes vor, wo Stertinius den Adler der XIX. Legion erbeutete, und machte ganz in der Nähe des Teutoburger Waldes halt, wo noch die unbestatteten Gebeine des Varus und seiner Legionen liegen sollten. Da die Erfüllung der Pflicht, diesen die letzten kriegerischen Ehren zu erweisen, nicht mehr schwer schien, wurde Cäcina vorausgeschickt, um die Wege zu erkunden und die sumpfigen Stellen durch Aufschüttungen und Knüppeldämme gangbar zu machen. Mit Grauen

[4]) Der 1866 gestorbene Landgraf Ferdinand wollte von dieser Umnennung nichts wissen und gestattete nicht, daß eine Straße in Homburg „Taunusstraße" genannt würde.

durchzog das Heer den wilden, durch schreckliche Erinnerungen unheimlichen Wald und erreichte zuerst das varianische Hauptlager (prima Vari castra), durch seinen weiten Umfang und das Ausmaß der Verwaltungsgebäude als Werk und Standort dreier Legionen kenntlich. Weiterhin sah man an einem halbzerstörten Wall[5]) und flachen Graben, daß hier die zusammengeschmolzenen Überbleibsel sich noch einmal festgesetzt hatten. Auf dem freien Felde (medio campi) zwischen beiden Lagern überall bleichende Gebeine, zerstreut oder haufenweise, je nachdem die Gefallenen auf vereinzelter Flucht oder bei geschlossenem Widerstand niedergemacht waren; dazwischen zerbrochene Waffen und Pferdegerippe, an Baumstämmen befestigte Schädel; in den benachbarten Hainen barbarische Heiligtümer, wo die Sieger Befehlshaber und Hauptleute ihren Göttern geopfert hatten. Einige dem Blutbad oder den Banden entronnene Überlebende erzählten, „hier seien die Anführer gefallen, dort die Adler verloren gegangen, da sei Varus zuerst verwundet worden, dort habe er sich mit eigener Hand den Todesstoß gegeben, vom Richterstuhl (tribunal) herab habe Armin eine Ansprache gehalten, daß all diese Galgen, diese Gruben nun für die Gefangenen seien, und in übermütigster Weise die Adler und Feldzeichen verhöhnt". Daß dieser knappen, aber anschaulichen Schilderung, die sich mit Dions wortreicher Erzählung schlechterdings nicht in Einklang bringen läßt, der Bericht von Augenzeugen zugrunde liegt, ist unverkennbar.

Für Jeden, der die Augen offen hat, fällt dadurch auf die Örtlichkeit genügendes Licht. Ich habe mich darum, als ich mich etwas eingehender mit diesen Dingen zu beschäftigen anfing, sogleich der Ansicht Schierenbergs angeschlossen, daß die von Tacitus genannten Opferstätten (barbarae arae), vor denen die römischen Hauptleute den germanischen Sieges- und Rachegöttern bluten mußten, nichts anderes sein können als die Egsternsteine (d. h. Elsternsteine, vom ahd. agalastra, mittelalterlich Aghisterstein, Eggesterenstein, rupes picarum; die Schreibung Externsteine hat keine Berechtigung; als Merkwürdigkeit sei die Deutung von Stentzel, Hamb. Nachr. 4. XII. 1910, angeführt, der den Namen von einem niederdeutschen eckern oder ähnlich, dem heutigen „ickern", d. h. necken, plagen, ableitet; nicht minder verfehlt sind andere Erklärungen, wie z. B. von got. agisdaur, „Schreckenstor", vom Bergnamen Egge oder gar die Grimm'sche von „ehegestern" bei Horn auf der Ostseite des Osning, in deren Nachbarschaft demnach auch das varianische Standlager gewesen sein muß. Daß wir hier ein uraltes Denkmal des Heidentums vor uns

[5]) Vielleicht war dies das ursprüngliche Lager der Reiterei, die dem ersten Gemetzel, weil sie der besseren Futterbeschaffung wegen abseits lag, entging, beim Rückzug über das Waldgebirge aber doch vom Verhängnis ereilt wurde.

haben, das später durch den Eifer der Bekehrer in ein christliches Heiligtum umgewandelt wurde, geht aus verschiedenen Umständen, besonders aber aus den etwa dem 12. Jahrhundert entstammenden Bildwerken hervor, die ich aus eigener Anschauung kenne und die nach meiner Ansicht den Sieg des Christentums über das Heidentum versinnbildlichen sollen. Die Kreuzabnahme mit dem segnenden Gott-Vater, mit Sonne und Mond, die den Tod des Erlösers beweinen, mit Nikodemus, Maria und Johannes ist ja ohne weiteres verständlich, weniger die Darstellungen des Sockels, deren Deutung schon wegen der schlechten Erhaltung schwierig ist. Ein neuerer Erklärer schreibt[6]) darüber: „Ich habe darin den Basilisken, die schreckhafteste Form des bösen Prinzipes nachgewiesen, ein Ungeheuer mit dem Körper eines riesigen Hahnes mit drei Schlangenköpfen. Das erste Menschenpaar, das die Menschheit mit der Erbsünde belastet und das Erlösungswerk Christi nötig gemacht hat, stöhnt in der Vorhölle, unter des Basilisken wilden Umschlingungen." Ohne in dieser schwierigen Frage das entscheidende Wort sprechen zu wollen, halte ich doch diese Erklärung für ebenso wenig zutreffend wie die Schierenbergs, der in dem Vogel einen Pfau, das „Symbol des Sternenkultus", in dem Drachen die „römische Macht" erblickt. Das Nächstliegende scheint mir doch zu sein, daß der bärtige Mann und das Weib als Vertreter des Sachsenvolkes aufgefaßt werden müssen, die zwar noch von dem Drachen der Finsternis umschlungen sind, sich aber hoffnungsvoll an den weißen Schwan oder den königlichen Adler des wahren Glaubens anklammern. Ein Vergleich mit der „Klus" bei Goslar, die ich vor mehreren Jahren unter kundiger Führung besichtigte, drängt sich unwillkürlich auf; der daneben liegende Petersberg zeigt, daß wir es hier mit einem ehemaligen Thonarsheiligtum zu tun haben. Worm führt in seinen Monumentis Danicis[7]) mehrere derartige Felsenkapellen an, eine bei Mellingen in Thüringen, den Reinesten bei Halberstadt, besonders aber die Michaelsgrotte bei Hollen in Telemarken: magnus olim in festo D. Michaelis . . . hominum confluxus; ritus ac ludi varii, qui iam aboliti . . . suspicor fanum fuisse idololatricum (zweifellos Wodans) in Christianos usus tandem conversum. Zu der Annahme Schierenbergs, die Römer hätten das germanische Heiligtum in ein Mithraeum verwandelt, liegt kein Grund vor. Auch die Versuche, „Beziehungen zwischen den geheimnisvollen Felsen und der Edda zu knüpfen", waren verfehlt; darin hat Kisa unbedingt recht, wenn er aber hinzufügt: „Freilich hat weder Fafner noch ein anderer Lindwurm darin gehaust, weder Siegfried noch Varus in der

[6]) A. Kisa, die Externsteine. Der Tourist, illustrierte Zeitschrift zur Förderung des Fremdenverkehrs, XII, 13, 1905.

[7]) Monum. Danic. libri sex, Hafniae 1643, p.489/90. Addit. p. 35/6.

Wimbecke ein Bad genommen", so trifft er weder im Ton noch im Inhalt das Richtige.

Wollte Germanicus von dem Quellgebiet der Ems und Lippe aus das Waldgebirge überschreiten, so führte der nächste Weg durch das Tal der Strote und über das heutige Kohlstädt unmittelbar nach Detmold und Horn, auf welcher Strecke nach Schierenberg noch „zahlreiche Karrenwege, oft mehr als zehn Fuß tief in den lebendigen Kalkstein der Berge eingegraben", von der alten Handelsstraße von der Ems nach der Weser Kunde geben, nicht aber durch die sumpfige Dörenschlucht, was zudem ein Umweg gewesen wäre. Warum aber befand sich das römische Standlager in der Nähe der Egsternsteine? Zur Beantwortung dieser Frage, die von der größten Wichtigkeit für das Verständnis aller mit der Varusschlacht zusammenhängenden Vorgänge ist, müssen wir auf die von Drusus am Rhein geführten Kriege zurückgreifen.

In den Jahren 12—9 vor unsrer Zeitrechnung bekämpfte dieser trotz seiner Jugend als hervorragender Feldherr (cuius ingenium utrum bellicis magis operibus un civilibus suffecerit artibus, in incerto est, Vell. Pat. II 97) bewährte Heerführer mit großem Glück die längs des ganzen Flußlaufs vorwärts drängenden Germanen, gebot den Markomannen Halt, unterwarf die Chatten, nahm Rache an den Sigambern und Cheruskern und drang bis an die Weser vor. Als er von dort wegen Verpflegungsschwierigkeiten und übler Vorzeichen im Spätherbst des Jahres 10 nach dem Rheine zurückkehrte, geriet er im schluchtenreichen Waldgebirge in einen Hinterhalt, entrann aber dem drohenden Verderben durch entschlossene Führung und die Kriegszucht seines Heeres. Durch Plinius (N. H. XI, 18, prosperrime pugnatum apud Arbalonem est) ist uns der Name der Örtlichkeit, die zwischen Weser und Lippe, etwa in der Gegend von Altenbeken gesucht werden muß, überliefert, doch ist es mehr als fraglich, ob dieser, wie Schierenberg meint, im heutigen Erpentrup[8]) fortlebt; zweifellos verfehlt ist die Deutung aus Aer, Er, wie der Kriegsgott bei Sachsen und Baiern hieß, und ahd. loh, loch, Hain, denn dies entspricht ja der keltisch-lateinischen Form lucus. Auf dem weiteren Rückzug machte dann Drusus an der Lippe halt und legte dort, wie Dion (LIV, 3) berichtet, an der Einmündung des Elison eine Befestigung an, das aus Tacitus' Annalen bekannte Alison. Über dessen Lage waren von jeher die Meinungen geteilt; man hat es bei Neuhaus, zwischen den Mündungen der Pader und Alme, beim heutigen Dorf Elsen, bei Boke, bei Lippstadt, bei Liesborn und endlich bei Haltern[9]) gesucht.

[8]) Das Wort, keltisch-kimbrisch wie Elison, war wohl ursprünglich ein Flußname; Erbe noch heute ein südlicher Zufluß der Diemel.

[9]) Schuchhardt, Haltern und Alison, Deutsche Revue, Mai 1904. „Alison bei Haltern, die Varusschlacht bei Detmold." — Alison, Führer durch die Aus-

Jedenfalls ſind bei den beiden letztgenannten Orten römiſche Feſtungswerke nachgewieſen worden. Es iſt aber möglich, daß längs der Lippe, an der ſo wichtigen Heerſtraße vom Rhein nach der Weſer und Elbe, mehrere Befeſtigungen angelegt waren. Von Germanicus wenigſtens hören wir, daß er auf dem Rückmarſch vom Feldzuge des Jahres 16 die ganze Strecke zwiſchen Aliſo und dem Rhein mit neuen Landwehren und Dämmen befeſtigte (cuncta inter castellum Alisonem ac Rhenum novis limitibus aggeribusque permunita, Tac. Ann. II 7) und ſchon Druſus hatte auf ſeinen Feldzügen überall Schutzwachen in befeſtigten Lagern zurückgelaſſen (praesidia atque custodias ubique disposuit per Mosam flumen, per Albim, per Visurgim, Flor.). Die genannte Feſte (castellum), nur mit Wall und Pfahlgraben umgeben, muß meines Erachtens doch möglichſt weit oben an der Lippe, etwa bei Neuhaus oder Boke, geſucht werden. Der Flußname Elſe (Aliſo, Eliſo, bei Ptolemäos *Ἄλεισον*, bei Dion *Ἔλισων* geſchrieben; da unzweifelhaft Verwandtſchaft mit ahd. elira, Erle, mundartlich Eller oder Elſe, vorliegt, ſcheint mir die Ausſprache mit kurzem i richtiger als die in den meiſten Wörterbüchern angegebene) ſcheint ja in der Gegend nicht ſelten geweſen zu ſein; noch heute heißen zwei Nebenflüßchen der Werre und Hunte ſo (dazu die Ortsnamen Elſen und Elſey).

Im folgenden Jahre zog Druſus wieder ins Cheruskerland und drang bis an die Elbe vor, wo er ein hochragendes Siegeszeichen, die noch von Ptolemäos erwähnten Tropaea Druſi, errichtete; den Fluß aber wagte er nicht zu überſchreiten, entweder die Macht der auf dem rechten Ufer wohnenden Semnonen ſcheuend oder durch unheilverkündende Vorzeichen — Dion erzählt von einer übermenſchlichen Frauengeſtalt — geſchreckt. In Wahrheit war „ſeiner Taten und Tage Ende nah", denn auf dem Rückzuge ſtürzte er mit dem Pferde[10]) und brach den Schenkel; er wurde in ein mitten im Feindesland zwiſchen Sale (nicht die Yſſel, wie Schierenberg meint, auch nicht die fränkiſche Sale) und Rhein (Strabo VII, 1), gelegenes Lager gebracht, das niemand als er ſelbſt angelegt haben kann und wo er nach dreißigtägigem Leiden, nur dreißig Jahre alt (fatorum iniquitas consulem, agentem tricesimum annum, rapuit, Vell. l. c.), aber ein berühmter Kriegsheld, verſchied. In feierlichem Trauergeleite brachte

grabungen bei Haltern, 1909. Der Verfaſſer hat demnach in den letzten Jahren ſeine Anſicht, Haltern ſei Aliſo, nicht geändert. — Vgl. auch Prein, Aliſo bei Oberaden. 2. Aufl. Münſter 1907. — In bezug auf Alito erfreue ich mich der Übereinſtimmung mit Much (a. O.).

[10]) Liv. (fragm. ex l. 142): Ipse ex fractura equo super crus eius conlapso tricesimo die quam id acciderat mortuus. Corpus a Nerone fratre, qui nuntio valetudinis evocatus raptim accurrerat, Romam pervectum et in tumulo C. Julii reconditum. — Strabo (VII 1): Es gibt noch einen Fluß Salas, zwiſchen welchem und dem Rhenos Druſus Germanicus mit glücklichem Erfolg kämpfend ſeinen Tod fand.

Tiberius, der in größter Eile die Reise zu dem Sterbelager, 200 römische Meilen (Plin. N. H. VII, 20, Val. Max. V, 5), zurückgelegt hatte, die Leiche seines Bruders zuerst nach dem alten Winterlager auf dem linken Rheinufer, Castra vetera bei Xanten, und von dort[11]) nach Rom. Ohne Zweifel hatte Drusus nach Unterwerfung der Cherusker als Rückhalt für seine weiteren Unternehmungen und als Zwingburg dieses kriegerischen und unruhigen Volkes, in dem es eine starke romfeindliche Partei gab, vor seinem Zug an die Elbe jenes „Unglückslager (castra scelerata)", wie Sueton (Claud. I) es mit doppeltem Rechte nennt, geschlagen und befestigt. Hätte er dazu einen passenderen Ort wählen können als das geweihte Gebiet, wo im Schutze von Wäldern, Bergen und Gewässern das Volksheiligtum mit der Thingstätte (Theotmalli, vom altfränkischen mallus = forum, noch im späteren Mittelalter Detmelle, heute Detmold) sich befand? Den gleichen Namen trug das Stammesheiligtum der benachbarten und stammverwandten Chatten, Thiedmali, Thietmelli, heute Kirchditmold bei Kassel[12]), nicht weit von Mattium, dem Hauptort des Volkes (heute Metze an der Matzoff, alt Mazzafa). Als Germanicus im Jahre 16 das varianische Schlachtfeld zum zweiten Mal betrat, fand er nicht nur den vor kurzem für die Gefallenen errichteten Grabhügel, sondern auch das in der Nähe gelegene „alte Denkmal des Drusus (veterem aram Druso sitam)" von der Volkswut zerstört. Dieses stellte er wieder her und ehrte das Andenken seines Vaters durch einen feierlichen Umzug der Legionen, das Grabmal wieder aufzurichten, schien ihm dagegen nicht ratsam (non est visum). Daß dieser Altar nur beim Sterbelager des Drusus errichtet sein kann, ist einleuchtend und auch von Mommsen (Römische Geschichte V, 1, S. 27) anerkannt. In der kimbrischen Mundart der Brukterer wurde das Heilig-

[11]) Der Ausdruck Schumacher's (Das römische Mainz. Mainzer Ztschr. I 4, 1906): „Hierher (nach Mainz) wurde sein (Drusus') Leichnam gebracht" ist ungenau. Nach Dion (LV 1/2) und Strabo (VII 1) starb der Feldherr in einem Lager zwischen Saale und Rhein, d. h. bei Detmold, wohin er von der Stätte des Unfalls unter gegenseitiger Waffenruhe (pace mutua, Senec. ad Marciam 3) gebracht worden war und von wo der Leichnam unter Tibers Führung von Kriegstribunen und Centurionen zuerst „bis zum Winterlager" (jedenfalls Castra vetera), dann von den Vornehmsten der berührten Städte nach Rom getragen wurde. Verbrannt wurde die Leiche nach Dion erst dort, nicht, wie Mommsen (5. B. VIII 1) angibt, im Winterlager. Das von Dion erwähnte „Kenotaphium am Rhein" war zu Mainz, wo ja der Leichenzug durchkam, nicht in Xanten errichtet (Gl. ad Orosium: Cl. Drusus, cuius Mogontie est tumulus id est Trusileh). Dafür spricht außer Eutrop (VIII 8) auch Sueton (Claud. 1): exercitus honorarium ei tumulum excitavit, circa quem deinceps stato die quotannis miles decurreret Gallorumque civitates publice supplicarent.

[12]) Dieser Ortsname, alt Chassala, hängt wie Cassel an der Kinzig jedenfalls mit dem Volksnamen der Chatten zusammen und bedeutet nicht „steinernes Haus", wie in der Festschrift zur Naturforscherversammlung 1903 und neuerdings wieder in der Leipz. Ill. Zeit. (14. V. 1911) behauptet wird.

tum, die „Volksburg" der Cherusker, Teutoburgium genannt, wie nach Ptolemäos auch eine Stadt der Donaugallier hieß, und nach diesem das davorliegende Waldgebirge.

Nachdem im Jahre 4 n. Ch. Tiberius nach Germanien, wo er schon in den Jahren 8—6 v. Chr. den Oberbefehl geführt hatte, zurückgekehrt war und die Cherusker als Bundesgenossen aufgenommen hatte (recepta Cheruscorum gens, Vellej. II, 105), baute er, wie sein Unterbefehlshaber Vellejus berichtet, das von seinem Bruder angelegte Standlager aus und richtete es sogar zum Winterlager ein (tutela imperii eum veris initio reduxit in Germaniam, in cuius mediis finibus ad caput Lupiae fluminis hiberna digrediens princeps locaverat). Daß das handschriftliche Luliae in Lupiae zu verbessern ist und nicht, wie Schierenberg annimmt, mit Juliacum (Jülich) und der linksrheinischen Roer, die auch Gulia geheißen haben soll, zusammenhängt, bedarf heute keiner Erörterung mehr, wohl aber meine Ansicht, daß das Winterlager „mitten in Deutschland, bei den Lippequellen" nicht Aliso gewesen sein kann. Dieses wird immer nur castellum, niemals castra oder hiberna genannt und war nichts weiter als eine kleine Festung zum Schutz der nach dem großen Standlager führenden Verbindungsstraße.

Von diesem geräumigen, stark befestigten und wohl eingerichteten Lager aus durchzog Tiberius im folgenden Sommer mit Heeresmacht ganz Deutschland bis zur Elbe (Perlustrata armis tota Germania est . . . usque ad flumen Albim) und unterwarf außer anderen Völkerschaften die mächtigen Chauken und die wilden Langobarden. Vor dem Richterstuhl dieses Lagers huldigte ihm die kriegerische Jugend der Besiegten (ante imperatoris procubuit tribunal), und hierher führte er auch nach glücklich beendetem Sommerfeldzug die Truppen zurück (in hiberna legiones reduxit, Vell. Pat. II 106/07).

Als Varus im Jahre 6 den Oberbefehl in Germanien übernahm, fand er demnach das Lager, in dem er während des Sommers 9 mit drei Legionen, zahlreichen Hilfstruppen und einer starken Reiterei stand, schon vor (mediam ingressus Germaniam velut inter viros pacis gaudentes dulcedine iuris dictionibus agendoque pro tribunali ordine trahebat aestiva Vell. II 117). Aber diese starke Truppenansammlung im Herzen des Cheruskerlandes (in mediis Germaniae finibus, Vell. II 118), die ja für die „Bundesgenossen" des römischen Volkes nichts neues war, bildete weniger die Ursache des Aufstandes als vielmehr die Art und Weise, wie der unkriegerische Varus zu Gericht saß und Recht sprach, ganz nach römischem Brauch wie in einem eroberten Lande, nach Rechtsbegriffen, die den landesüblichen Anschauungen widersprachen und darum als Willkür aufgefaßt wurden, und mit Verhängung von Leibesstrafen, die dem Ehrgefühl der freien Ger-

manen als schimpflich erschienen (saeviora armis iura viderunt, Flor.). Das war es, was die Cherusker besonders empörte. Dazu kam die ungestillte Kampflust (qui iam pridem rubigine obsitos enses inertesque maererent equos) und die Sorglosigkeit des Statthalters (tanta erat Varo pacis fiducia), so daß die Zahl der Unzufriedenen und Umstürzler von Tag zu Tag wuchs. An ihrer Spitze stand Arminius, der Sohn Sigimers, ein Jüngling edelster Abkunft, der die Kriegskunst im römischen Feldlager als Anführer seiner Volksgenossen (ductor popularium) gelernt hatte und dem das Heldenfeuer aus den Augen blitzte (ardorem animi vultu oculisque praeferens, Vellej. II 118). Doch bereitete er seinen kühnen Plan insgeheim aufs sorgfältigste vor und ließ sich äußerlich nichts anmerken. Nur sein Oheim Segest, das Haupt der Römerfreunde, durchschaute ihn und ließ es an wiederholten und eindringlichen Warnungen nicht fehlen, doch, wen die Götter verderben wollen, den schlagen sie mit Blindheit; Varus wollte nicht hören und verfiel seinem Geschick (sed Varus fato et vi Arminii cecidit Tac., Ann. I, 53).

Um die Herbst-Tagundnachtgleiche, zur Zeit des Wodanfestes — unser Michaelstag ist eine Erinnerung daran — pflegte eine allgemeine Wallfahrt nach den Heiligtümern, ein großes Volksfest bei der Thingstätte[13]) stattzufinden. Dies wollte Armin zur Ausführung seines Anschlags, der römische Befehlshaber zu einer feierlichen Gerichtssitzung benützen. Am Vorabend waren alle zum Fest versammelten Cheruskerfürsten an seiner Tafel vereinigt, und noch in letzter Stunde versuchte Segest den Ahnungslosen zu warnen und bot, wenn die Verschwörer in Fesseln geschlagen würden, auch die eigenen Arme den Ketten dar. Umsonst, das Schicksal nahm seinen Lauf. „O wäre doch," rief der römerfreundliche Fürst bei seiner Entsetzung, „jene Nacht auch meine letzte gewesen! (illa nox mihi utinam novissima)". Am andern Morgen strömte durch die weitgeöffneten Tore des Lagers das Volk in hellen Haufen herein, und auf dem Richterstuhle saß der Statthalter mit allen Abzeichen seiner Würde, umgeben von seinen Beamten und Gerichtsdienern, den Hauptleuten des Heeres und — den Führern der Verschwörung. Da plötzlich, auf ein verabredetes Zeichen, wurden tausende von Schwertern bloß, und, ehe an Gegenwehr gedacht werden konnte, waren die waffenlosen Soldaten niedergestoßen, die Torwachen überrumpelt. In dem grauenvollen Blutbad, das nun folgte, in dem furchtbaren Getümmel, voll Schrecken

[13]) Dangemeister (Örtlichkeit der Varusschlacht, Westd. Ztschr. VI 3) glaubte den Tag der Schlacht auf den 2. Aug. festsetzen zu können. Der antiatische Kalender berichtet aber nur von einem Sieg Tibers am 3. d. M. über die Illyrier. Das wirkliche Ende des pannonischen Krieges, die „letzte Handanlegung" (ultimam imposuerat . . . bello Caesar manum, Vell. II 117), kann jedoch erheblich später erfolgt sein. Am 5. Tage nach dieser Freudenbotschaft traf bekanntlich die erschütternde Trauerkunde aus Germanien ein.

auf der einen, voll Übermut und Siegestaumel auf der andern Seite, können sich sehr wohl ähnliche Vorgänge abgespielt haben, wie sie Florus in hochdramatischer Weise schildert, kann sehr gut, da das Volk ganz besonders auf die glattzüngigen Sachwalter erbittert war, der Ruf gehört worden sein: „Hörst du nun endlich auf zu zischen, Schlange?“ Mommsen (a. O. S. 41) findet diese Darstellung „lächerlich“ und „außer mit der gesunden Vernunft auch mit Tacitus' Schilderung der drei Marschlager in unlösbarem Widerspruch“. Dazu ist zu bemerken, daß die kurzen Andeutungen über die letzte Nacht und die nicht kampfbereiten Legionen bei Tacitus (Ann. I, 55 u. 58; II, 46) dazu trefflich stimmen, daß überhaupt bei diesem Schriftsteller gar nicht von „drei Marschlagern“ die Rede ist, sondern nur von dem großen „Standlager“ mit Feldherrnwohnung, Richterstuhl, Galgen und Leichengruben, dem kleineren, den Flüchtlingen vor dem Wald noch einen letzten Schutz bietenden Lager und der Festung Aliso an der Lippe, wohin sich die letzten Überbleibsel gerettet hatten[14]).

Der Umstand, daß der von der Ems kommende Germanicus zuerst auf das Standlager stieß, zeigt, daß die Flucht sich südwärts, nach der Lippestraße, gegen Kämpen und Neuenbeken zu gewälzt hat. Der größte Teil des Heeres wird in den beiden Lagern und auf dem freien Feld zwischen diesen gefallen sein; nach Vellejus Paterculus, dessen angekündigtes ausführliches Werk über die Varusschlacht leider nicht auf uns gekommen ist, wird aber auch noch der Rückzug von dem kleinen Lager nach Aliso in den Schluchten, Wäldern und Sümpfen schwere Opfer gekostet haben. Wie Sueton (Calig. 3) berichtet, legte Germanicus beim Sammeln der Knochen selbst Hand mit an und setzte nach Tacitus auch das erste Rasenstück in den Grund des zu errichtenden Grabhügels ein, was ihm Tiberius später als unziemlich verübelte. Auch das wäre unmöglich gewesen, wenn die Schlacht, wie es Dion darstellt, in großer Ausdehnung und in waldigen und sumpfigen Bergschluchten stattgefunden hätte. Nach Vellejus fand man den „halbverbrannten“ (semiustum) Leichnam des Varus und schlug ihm das Haupt ab. Ich halte es für ein Mißverständnis von Florus, wenn er daraus schließt, die Soldaten hätten ihn bestattet gehabt (corpus, quod militum pietas humi abdiderat, effossum); dazu war in der schrecklichen Verwirrung keine Zeit, die Spuren des Feuers an des Feldherrn Leichnam rührten jedenfalls vom Lagerbrand her.

[14]) Mommsens Ansichten über „Die Örtlichkeit der Varusschlacht“ (Berlin 1885) bedürfen heute keiner Widerlegung mehr. — Wenn irgendwo, paßt hier das Wort „Ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht zu nennen“. Nach Strabo gingen die Legionen durch Bündnisbruch (παρασπονδησις) und Hinterlist (ἐνεδρα) zugrunde. — Möglich wäre es, daß man, in entlegenen Gegenden Aufstände vortäuschend, durch Entsendung von Streifscharen die Lagerbesatzung zu schwächen versucht hatte.

Die Angabe der Annalen (I, 63), daß Germanicus nach der Errichtung des Grabmals dem in unwegsame Wildnis zurückweichenden Armin gefolgt sei (cedentem in avia Arminium secutus), ist wohl nicht ganz zutreffend. Da der cheruskische Heerführer wohlweislich die Schlacht auf dem für die römischen Truppen günstigen Blachfeld vermied, war Germanicus gezwungen, sich zurückzuziehen und nun, in den für die römischen Waffen immer verhängnisvollen Waldschluchten, ging Armin plötzlich zum Angriff vor. Der Kampf war, wie sogar Tacitus zugibt, anfänglich günstig für die Feinde, dann unentschieden, endete aber mit dem Rückzug der Römer (manibus aequis abscessum). Ein Teil der Legionen wurde wieder auf der Emsflotte eingeschifft, die Reiterei suchte längs der Meeresküste den Rhein zu erreichen. Das übrige Heer sollte Cäcina über die einst von Domitius Ahenobarbus angelegten Knüppeldämme (pontes longos . . . angustus is trames vastas inter paludes et quondam a. L. Domitio aggeratus; mit Recht sucht sie Schierenberg bei dem noch heute nach ihnen benannten Delbrück) so schnell als möglich auf den bekannten Wegen (notis itineribus) an der Lippe nach Castra Vetera führen. Nach schweren Kämpfen und allerlei Unfällen, auf die wir hier nicht weiter eingehen können, langten beide Heeresabteilungen, wenn auch stark mitgenommen, endlich in den Winterlagern an[15]).

Die bei Horn in großer Anzahl gefundenen römischen Hufeisen sprechen selbstverständlich auch für Schierenbergs Ansicht, ebenso der von ihm angeführte Reisebericht des isländischen Bischofs Nikolaus aus dem 12. Jahrhundert, letzterer aber nur unter der Voraussetzung, daß die Erinnerung an Arminius in Sigfrid fortlebt; denn der nordische Bischof spricht ja nur von der bei Horus oder Horns, unzweifelhaft Horn, befindlichen Heide (Gnitaheidhi), wo „Sigurd den Fafner schlug". Mit der Behauptung, die ganze Edda sei „eine Tochter des Teutoburger Waldes", hat Schierenberg freilich weit über das Ziel hinausgeschossen, mit der Verlegung aller möglichen in den isländischen Gesängen genannten Örtlichkeiten nach seiner Heimat viel Zeit verloren und den Spott geradezu herausgefordert. Nur die Sigfridslieder sind zweifellos deutschen, und zwar fränkischen Ursprungs, und erst durch den zuerst von mir (1889 in einem Vortrag über die „dunklen

[15]) In einem Aufsatz „Das Blachfeld der Varusschlacht" (Heidelb. Ztg. 11. I. 12) habe ich u. a. auch die Ansicht von Bach (Beil. d. Staatsanz. f. Württemb. 21, 1911) der Hauptkampf mit dem varianischen Heer habe bei Iburg, im Tale zwischen Osning und Habichtswald stattgefunden, sachlich widerlegt. In den „Deutsch. Geschichtsblättern" (XIV 5, 1913) hat dieser verdienstvolle Altertumsforscher nochmals eine Abhandlung „Zur Teutoburger Frage" veröffentlicht, worin er im wesentlichen an seinen früheren Ansichten festhält. Ein in der Karlsr. Zeitung (16. V 13) erschienener Aufsatz „Wo lag Teutoburg?" vertritt dem gegenüber meine eigene Auffassung.

Jahrhunderte der deutschen Geschichte" im Karlsruher Altertumsverein) erbrachten Nachweis, daß die Cherusker keine Sachsen, sondern Franken waren, erhielt die Gleichsetzung Sigfrid-Arminius greifbare Gestalt und eine sichere Grundlage. Daß sie jetzt in immer weiteren Kreisen Anklang findet, zeigt u. a. die von der Presse, z. B. von der Rheinisch-Westfälischen Zeitung (Beilage für Kunst und Wissenschaft, 27. IX. 1905), meiner Abhandlung „Sigfrid nur Sagenheld?" gezollte Anerkennung. Daraus, daß Schierenberg in etwas übertriebener Heimatliebe seinem Sachsenvolke die Vertreibung der Römer zuschreibt, wird man ihm aber keinen allzu schweren Vorwurf machen können, am wenigsten von jener Seite, die noch immer an dem einst allgemein verbreiteten Irrtum festhält[16]).

[16]) „Auch Jubiläen", schreibt Schuchhardt (Prähist. Zeitschr. I, S. 417), „können die Wissenschaft fördern ... So ist es im abgelaufenen Jahre mit der Varusschlachtfrage gewesen; alle (Forscher, mit Ausnahme von Knoke) sind wieder in die Detmolder Gegend zurückgekehrt." Das ist ja sehr erfreulich und für mich eine Genugtuung; aber eine völlige Einigkeit ist leider immer noch nicht erzielt: noch steht z. B. Knoke gegen Schuchhardt, Delbrück gegen Kropatschek. „Bemerkenswert scheint mir," fährt Schuchhardt fort, „in den verschiedenen Festschriften aber noch eins. Es hat sehr an Boden gewonnen die Auffassung, daß die Römer gar nicht auf einem mehrtägigen Marsche allmälig aufgerieben, sondern daß sie in ihrem Sommerlager überfallen seien und dann diejenigen, die daraus entkommen konnten, in einem zweiten Lager kapituliert haben." Diese Ansicht haben außer Schierenberg besonders L. v. Ranke, Höfer, Wilms (Die Schlacht im Teutoburger Walde, 1899; Der Hauptfeldzug des Germanicus i. J. 15 n. Chr., Hamburg 1909), Dörrenberg (Römerspuren und Römerkriege im nordwestlichen Deutschland, Leipzig 1909) und Schwanold (Armin-Festschrift, Detmold 1909) vertreten. Schuchhardts Übersetzung von tres vacuas legiones durch „drei dienstfreie Legionen" halte ich für zutreffend. Nicht übereinstimmen kann ich mit ihm darin, daß er die Teutoburg in dem zweifellos viel älteren Ringwall auf dem Berge sucht, daß er das zweite Lager erst von den Geflohenen schlagen läßt, während ich darin das Reiterlager erblicke, daß er Aliso nach Haltern verlegt usw. In den Preußischen Jahrbüchern (CL 1, 1912) erklärt Schuchhardt „die vermutlichen Varusschlacht-Hügel im Arnsberger Walde" nach genauer Untersuchung nicht für Gräber, sondern für Steinschüttungen zur Wegbesserung. Noch ausführlicher in der Prähistorischen Zeitschrift, IV, S. 385 u. ff. — Damit sind auch Benekes Behauptungen erledigt. — Delbrück (Zur Teutoburgerschlacht, Preuß. Jahrb. Jan. 1911) hält Haltern und Oberaden für Legionslager, letzteres von Tiberius im Jahre 8 v. Chr. angelegt, zur Zeit, als er die Sigambern unterwarf und zumteil aufs linke Rheinufer versetzte. Er wendet sich hauptsächlich gegen Kropatschek (Das Alisoproblem, Deutsche Gesch.-Bl. XII 1, 1910) und kommt zu dem Schluß, „daß das Varuslager in der Nähe der Porta Westfalika, die Schlacht an der Dörenschlucht, das Kastell Aliso in der Gegend von Paderborn (und zwar im Mittelpunkt der Stadt, wo heute der Dom steht) anzunehmen ist." Im Jahre 1910 habe ich die Gegend durch eigene Anschauung kennen gelernt und bin dadurch in meiner Auffassung nur bestärkt worden. Gegenüber dem immer noch andauernden Gelehrtenstreit bleibe ich bei meiner Ansicht: Arbalo bei Altenbeken, das Standlager des Varus mit dem Drususaltar bei der Thingstätte der Cherusker (Theotmalli, heute Detmold), das Reiterlager,

Wenn das von Ernst von Bandel mit so viel Vaterlandsliebe, Opfermut und Ausdauer geschaffene „Hermannsdenkmal" auch seinen Namen nicht ganz mit Recht führt (denn selbst wenn Arminius deutsch wäre, hätte es mit „Hermann" nichts zu tun), so steht es doch an der richtigen Stelle[17]), macht auf den Beschauer einen überwältigenden Eindruck und richtet mit seiner Schwertinschrift[18]) an das deutsche Volk zwei beherzigenswerte Mahnungen: Einigkeit gegen innere und äußere Feinde und Dankbarkeit gegen unsre großen Männer. Denn Deutschlands erster und größter Held, „in Schlachten nicht immer erfolgreich, im Kriege unbesiegt", fiel in der Blüte seiner Jahre nicht durch feindliche Waffen, sondern „durch die Hinterlist seiner eigenen Verwandten", er, nach des hochgesinnten Römers Zeugnis,

unzweifelhaft Germaniens Befreier!

---

wo der letzte Widerstand geleistet wurde, bei Horn, die „barbarischen Altäre" bei den Egsternsteinen, die Festung Aliso, wo die Flüchtlinge Aufnahme fanden, beim heutigen Dorf Elsen, am Zusammenfluß der Lippe mit der Alme (alt Elison). — Daß „Die neueren Forschungen über die Varusschacht" von Henke und Lehmann (Gymnasialbibl. Heft 52, Gütersloh 1910) zu keinem anderen Ergebnis führen, als „die Hypothese Hülsenbecks von der Niederlage der Römer bei Werl" (zwischen Lippe und Ruhr) für die der Wahrheit am nächsten kommende zu halten, ist um so bedauerlicher, als das Büchlein für die „Schulen unserer höheren Lehranstalten", aus denen die „Gebildeten" hervorgehen, bestimmt ist. — Einen guten Überblick gibt auch Wilisch (Der Kampf um das Schlachtfeld im Teutoburger Walde, Berlin. Jahrb. f. klass. Altertum 1909, 5. Heft).

[17]) Über Entwicklung und Stand der Frage vgl. Kropatscheck, „Übersicht über die Literatur der Varusschlacht". D. Gesch.-Bl. XII 1, 1911. — Nachträglich fand ich in der Wissensch. Beilage der Braunschw. Landeszeit., 5—12, 1912, einen Aufsatz von Sievers über den „Schauplatz der Hermannsschlacht", der meine Auffassung ziemlich genau, zumteil fast wörtlich, wiedergibt. Die Verquickung mit Mithras und der Edda in Schierenberg'scher Art ist selbstverständlich verkehrt.

[18]) Deutsche Einheit — meine Stärke,
Meine Stärke — Deutschlands Macht.

Nachträge.

(Aus während des Drucks erschienenen oder dem Verfasser zugegangenen Veröffentlichungen).

Zu I 2 (Vormensch): Ein weiterer Aufsatz der „Ill. Lond. News" (17. V. 13) über den für die menschliche Stammesgeschichte hochwichtigen Fund von Piltdown ist besonders wertvoll durch die schönen Abbildungen, z. B. zwei Ansichten des kunstvoll ergänzten Schädels, von vorn und von der linken Seite, und eine solche vom Ausguß seines Hohlraums, die deutlich die Windungen und Blutgefäße des Gehirns erkennen läßt. Gesicht und Kiefer sind ungemein affenähnlich und kaum höher entwickelt als die betr. Teile eines zum Vergleich daneben gestellten Schimpansenschädels. Die steil ansteigende Stirn mit schwachen Augenwülsten und das weit ausladende Hinterhaupt sind dagegen ausgesprochen menschlich und einigermaßen im Widerspruch mit dem Schädelinhalt, der nach des Hirnforschers Elliot Smith Urteil „das unentwickeltste und affenähnlichste aller bis jetzt bekannten Menschenhirne ist." Es ist nicht unmöglich, daß schon auf vormenschlicher Stufe Artenbildung stattgefunden hat und der englische Vormensch (soweit durch Knochenfunde belegt) zwar nicht als unmittelbarer Vorfahr des festländischen Urmenschen mit seinen mächtigen Stirnwülsten, wohl aber des eiszeitlichen Lößmenschen zu betrachten ist. (Bespr. in d. Heidelb. Zeit. v. 23. V. 13 u. in der „Zeit im Bild", XI).

Der südamerikanische Vormensch (Proanthropus neogaeus) ist bekanntlich nur durch ein einziges Knöchelchen, den obersten Halswirbel, belegt und darum noch Gegenstand des Streites. Nach sorgfältigen, aber auf Umfang und Durchmesser der Öffnung beschränkten Untersuchungen (Nuevas investigaciones sobre el atlas de Monte Hermoso, La Plata 1912) glaubt ihn ein junger argentinischer Forscher, de Urquiza, doch der Gattung Mensch, wenn auch einer urzeitlichen Art, zuteilen zu können. In einer Besprechung der sehr fleißigen Arbeit (Pol.-anthr. Revue XII) habe ich das Einseitige, die Gestalt des Knochens selbst außer acht Lassende seiner Untersuchungsweise hervorgehoben. Die Streitfrage ist damit nicht erledigt.

(Diluvialmenschen). Der neueste Fund dieser Art ist auch in England, und zwar bei der kentischen Ortschaft Halling gemacht worden (Bericht in „The Ill. Lond. News“ vom 19. IV. 13, Besprechungen von mir im „Echo“ XXXII und der „Zeit im Bild“ XI). Dieser schon hochentwickelte Mensch — der Anthropologe Keith nennt ihn „einen von unseresgleichen“ — ist um Hunderttausende von Jahren jünger als sein noch ziemlich tierähnlicher Vorläufer von Sussex und kaum älter als etwa 15 Jahrtausende. Die Art aber (H. mediterraneus fossilis) ist nahezu dieselbe wie bei dem in unberührter Schichtung unter dem „Geschiebelehm (boulder clay)“, einem Erzeugnis der großen Eiszeit, liegenden Gerippe von Ipswich, ein beredtes Beispiel dafür, daß in England auch höherstehende Menschenarten schon sehr frühzeitig aufgetreten sind, und ein schlagender Beweis gegen die Ansichten von einer südlichen Herkunft des Menschengeschlechts. (Vgl. m. Aufsatz „Erdalter und Entwicklungsstufe“ in der „Natur“ III 19).

Zu I 3 (Ackerbau): Unter dieser Überschrift findet sich in dem erwähnten „Reallexikon der germanischen Altertumskunde“ eine Abhandlung von Guðmundsson, die mit den Sätzen beginnt: „Zahlreiche Ackerbauausdrücke aus indogermanischer Urzeit, die durch die vergleichende Sprachwissenschaft erwiesen werden, Ausdrücke für Getreidearten, Pflug, Furche, Sichel, Spreu, Mühle, Schroten, Mehl u. a., zeigen mit absoluter Sicherheit, daß die Indogermanen bereits Ackerbau trieben. Und dieses Ergebnis der Sprachwissenschaft wird durch archäologische Funde von Ackergeräten, Mahlsteinen und Körnern aus fast ganz Europa von der jüngeren Steinzeit an schlagend bestätigt, so daß das Vorhandensein von Ackerbau in der neolithischen Ära einerseits und im Indogermanenzeitalter anderseits schlechterdings nicht mehr bezweifelt werden kann . . .“

Zu II B 4 (Skythen): Über „Eine wiedergefundene Sprache und Gesittung“ bringt die französische Wochenschrift „L'Illustration“ (17. V. 13) einen hübschen Aufsatz aus der Feder von Lafitte. Es handelt sich um eine von Pelliot aus Ost-Turkestan unter anderen mitgebrachte, von dem jungen Sprachforscher Gauthiot entzifferte Handschrift buddhistischen Inhalts. Die Sprache ist sogdisch, d. h. dem Altpersischen nahverwandt, die Schrift eine Ableitung des phönikischen, nach meiner ausführlich (Abschnitt „Runenrätsel“ des 2. Bandes) begründeten Ansicht ursprünglich europäischen Alphabets. Die sogdische Kultur hat eine wichtige Brücke zwischen dem Abendlande und dem äußersten Osten gebildet und etwa 1500 Jahre geblüht, bis sie im 8. Jahrh. unsrer Zeitrechnung den Einfällen wilder Mongolenhorden zum Opfer fiel. (Bespr. in der Pol.-anthr. Revue XII).

Zu III 1a (Bernsteininsel): Das Eiland Raunomia, Rauronia, Baumonia o. ä. (ich verbessere Raunovia) sucht Much (a. O.) an der

„deutſchen Nordſeeküſte“. Nach Timäos (bei Plinius) lag es aber „vor Skythien (ante Scythiam)“, alſo in der Oſtſee.

(Codanus sinus) iſt nach Much (a. O.) die Oſtſee und ſoll ſich im Namen Danzig (ſlav. Gdansk) erhalten haben! Dieſer Meerbuſen befand ſich aber nach Plinius zwiſchen dem „Berg Sevo“ (norwegiſchem Hochland) und dem „kimbriſchen Vorgebirge“ (Skagens Horn) und kann darum nichts anderes als das Skager Rak ſein. Die älteſte Geſtalt des Stadtnamens (11. Jahrh.) iſt Gidanie (lat. Gedanum).

Ende des erſten Bandes.

Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher, Leipzig

Das 19. Jahrhundert der deutschen Literatur

von Robert Riemann

Zweite stark vermehrte und verbesserte Auflage

VIII u. 497 Seiten gr. 8°, geh. M. 5.—, geb. M. 6.—

Riemanns Buch ist ein mit sorgfältiger Gewissenhaftigkeit, mit tiefgründigem Wissen und mit selbständigem Urteil geschriebenes Werk. Vor allem bricht es mit der literaturgeschichtlichen Schablone und ist originell. Schon in seiner Anordnung: von der Romantik führt es zum Pessimismus, von ihm zur politischen Richtung, dann behandelt es Klassizismus und Realismus und schließlich den Nationalismus und Impressionismus im Auslande und in Deutschland.

Artur Brausewetter in der Täglichen Rundschau v. 12. 4. 1912

Ein gut Teil frischer, scharfer Luft weht durch Riemanns Buch. Seine Beobachtungsweise macht dem Leser klar, von welcher Verbildung die meisten Urteile über Büchermenschen und Menschenbücher zeugen. In diesem Buche steht etwas drin, wovon man nicht dümmer wird, sofern die Veranlagung es nicht unweigerlich bedingt.

Norddeutsche Allgemeine Zeitung. 30. 10. 1912.

Jacob Grimm

Deutsche Rechtsaltertümer

4. Ausgabe besorgt durch A. Heusler und R. Hübner

Gr. 8°. Geheftet M. 30.—, gebunden M. 35.—

Das allbekannte, vielseitigste und persönlichste Buch des großen Germanisten ist durch seine neue Ausgabe unverändert und doch wesentlich bereichert worden. Durch Hinzufügung eines alphabetischen Quellen-Verzeichnisses mit einem Sachregister sind die Schätze der Rechtsaltertümer allgemein zugänglich gemacht und dem ehrwürdigen und zugleich noch immer jugendfrischen Buch die Kraft verliehen worden, seine glückliche belebende Wirkung von neuem auszuüben.

Albert Ritter

Das Nibelungenjahr

Kulturroman aus der Zeit der Hohenstaufen

2. Auflage. 389 Seiten 8°, geheftet M. 5.—, gebunden M. 6.—

In einer Zeit wiedererwachenden Verständnisses für die idealen Werte der Vergangenheit weckt diese Dichtung, die den ganzen geistigen Gehalt einer der reichsten Perioden unserer Geschichte erschöpft, überall Freude und Beifall. Wer immer an einer der glanzvollsten Epochen des deutschen Lebens, der Stauferzeit, Interesse hat, wird dieses Buch mit großer Begeisterung lesen. Besser als auf jede andere Art und Weise wird er hier vertraut gemacht mit allem Großen und Schönen, mit der ganzen Art äußerer und innerer Verhältnisse jener Zeit, wie die Wissenschaft sie klarstellte.

Der Verfasser hat in sehr glücklicher Weise seinen Vorwurf behandelt, zwanglos und doch einleuchtend fügt sich das Problem in seiner zweifachen Gestaltung zu einem einheitlichen Ganzen. Machtvolle Höhepunkte, wie das Fest des Nibelungenliedes, die Liebesszene zwischen der Königin Margarethe von Oesterreich und Konrad von Winterstetten, das düstere Ende der anfangs so glücklich begonnenen Geschehnisse verraten den Dichter.

Literarisches Zentralblatt, 1912, Nr. 49.

Den Freunden solider geschichtlicher Romane sei das wertvolle Werk nachdrücklichst empfohlen.

Rheinisch-Westfälische Zeitung, 23. 12. 1911.

Ein bewundernswerter Reichtum von Erlebnissen, eine Fülle reifer Erkenntnis jener großen Epoche unserer deutschen Geschichte birgt dieser Band. Strenge Epik ist in dem ausgezeichneten Buch mit strenger Wissenschaftlichkeit eng verflochten. Es wird, es muß ein Echo wecken, dieses gute Buch.

Th. Rehtwisch in der Täglichen Rundschau, 25. 4. 1912.

Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher, Leipzig

Deutsche Geschichte
von Einhart

4. Auflage. 31.—40. Tausend. XV und 426 Seiten gr. 8°.
Mit 24 Vollbildern und einer bunten Karte des deutschen Siedlungsgebietes in Mitteleuropa

Preis in Leinen gebunden M. 3.80. Geschenkausgabe in Leinwand mit Goldschnitt gebunden M. 5.—

Wir gestehen, daß uns lange kein Buch in die Hände gekommen ist, das so anziehend, so erfrischend und erquickend, so erhebend auf den Leser, auch den kundigen, wirkt, wie diese Deutsche Geschichte. Die herzliche Liebe zum deutschen Volke, das tiefe Verständnis für seinen oft gestörten Entwicklungsgang, das selbständige, durch keine hergebrachten Ansichten beeinflußte, klare und scharfe Urteil Einharts, die meisterhafte Charakteristik der Persönlichkeiten, die Tiefe der Auffassung fesseln den Leser von der ersten bis zur letzten Seite und bereiten ihm hohen Genuß. Hier ist echte Vaterlandsliebe, hier spricht ein tapferer Geist, ein edler Sinn, ein warmes deutsches Herz zu uns, hier redet ein Deutscher zu Deutschen. Und dazu kommt die eigenartig packende Form, kurz, knapp und oft in wenigen bezeichnenden Worten Urteile und Gedanken zusammenfassend, die Sprache oft schwungvoll und freudig gehoben, dann wieder traurig und schmerzlich bewegt — so ist sie von hinreißender Kraft. Möge das treffliche Buch Einharts die weiteste Verbreitung finden, möge es in Häusern und Palästen Eingang erlangen und möge es Begeisterung wecken für die Größen des deutschen Volkes. Türmer.

Angewandte Geschichte
Eine Erziehung zum politischen Denken und Wollen von Professor Dr. Heinrich Wolf in Düsseldorf

6. bis 7. Auflage (16. bis 20. Tausend). 1913.
XIV und 377. gr. 8°, geh. M. 4.20, geb. M. 4.80

„Der Verfasser weist in trefflichen, knappen Ausführungen die Wege, den Geschichtsunterricht für die nationale Ausbildung unserer Jugend fruchtbar zu machen. Bedeutsam sind die in großen Zügen durchgeführten Abhandlungen über den Staat, nach Ursprung, Wesen und Aufgaben, über Staat, Volk und Kirche in ihren gegenseitigen Beziehungen. Und überall zieht ein warmer, vaterländischer Sinn die Folgerungen, die aus den geschichtlichen Zusammenhängen sich für den Deutschen ergeben. Besonders anschaulich und lehrreich ist die in den Spalten bewirkte Nebeneinanderstellung gleichzeitiger Ereignisse und Bewegungen." Rheinisch-Westfälische Zeitung.

Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher, Leipzig

Wenn ich der Kaiser wär'

Politische Wahrheiten und Notwendigkeiten

von **Daniel Frymann**

4. Aufl. (16.—20. Tausend). Preis: geh. M. 3.—, geb. M. 4.—

Die Schrift ist kein Spiel der Gedanken und Wünsche, sondern der Niederschlag ernster Erfahrungen eines vielgestaltigen politischen Lebens; sie ist der Ausdruck von beklemmenden Sorgen um unser Vaterland; sie ist endlich die Zusammenfassung der Überzeugungen, die der Verfasser in einer mehr als ein Menschenalter langen politischen Selbständigkeit und Beobachtung gewonnen hat. Alle diejenigen, die sich in dem politischen Wirrwarr dieser Zeit zu orientieren suchen, werden in Frymann's Buch viel Anregung finden. Es ist „Ein wirkliches politisches Zeitdokument".

„Wiederum schon ist Einer aufgestanden im kleinen ach, so kleinen Blondenviertel und ausgezogen, um zu seinem Volke zu sprechen. Kein Dichter diesmal, der uns auf blumengesäumten Pfaden über Höhen und Niederungen deutschen Kulturlebens führt, sondern ein Lehrer eiserner politischer Notwendigkeiten, ein Prediger in der Wüste, der mit harter Stimme harte Wahrheiten kündet ... Seine Lehre ist für die, denen es ergeht wie ihm: die sich verzehren an der Sorge um des Volkes und des Reiches Zukunft; die sie kennen dieser „heiligsten Liebe sehrende Not"; die hoffen und bangen nach der Stunde der Befreiung vom Fluche, der auf dem Nibelungenhorte lastet. Für die ist das Buch geschrieben, und wir hoffen, daß alle es lesen werden. Wer bewußt ein Deutscher ist, der nehme es zur Hand; alle auf nationaler Grundlage erwachsenen Vereine mögen für weiteste Verbreitung sorgen; alle Abgeordneten, die das parlamentarische Geschäft mit Sorgen und Bedenken für unsere Zukunft erfüllt hat, mögen in ihm Rat und Belehrung suchen; und schließlich auch diejenigen, welche das Schicksal auf höhere und höchste Warten gestellt hat, können es zu Nutz und Frommen des Ganzen lesen... Der's schrieb, ist ein Tatmensch, eine Hammernatur; einer von denen, die Geschichte machen, wenn man ihnen den Spielraum gibt, und die in eiserner, unbeugsamer Härte für ihre Ziele den Kopf verpfänden."

Aus dem Leitartikel der „Post" vom 16. Mai 1812.

Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm

Neu bearbeitet von

Johannes Bolte und Georg Polívka

Bd. 1 Nr. 1—60, VIII u. 556 Seiten, m. 1 Bildnis, geh. M. 12.—, geb. M. 14.—

Die zuletzt 1856 in dritter Auflage erschienenen Anmerkungen zu der unvergänglichen Märchensammlung der Brüder Grimm hatten sich von Anfang an als ein so wertvolles Hilfsmittel der Märchenforschung und der vergleichenden Stoffgeschichte erwiesen, das angesichts der unabsehbaren Fülle des seither veröffentlichten europäischen und außereuropäischen Materials oftmals der Wunsch nach einer neuen Bearbeitung des Werkes geäußert wurde. Vor 15 Jahren übergab Professor Hermann Grimm zu diesem Zweck dem ersten der beiden oben genannten Herausgeber die Handexemplare seines Vaters und seines Oheims; eine schätzbare Unterstützung boten handschriftliche Kollektaneen des Weimarer Forschers Reinhold Köhler, und als hochwillkommener Mitarbeiter trat für die ausgedehnte slawische Märchenliteratur Professor G. Polívka in Prag hinzu. Die Aufgabe der Herausgeber bestand darin, erstens alles was sich über die Gewährsmänner und die Zeit der Grimmschen Aufzeichnungen ermitteln ließ, mitzuteilen und aus den früheren Ausgaben der Märchen die später unterdrückten oder nur auszugsweise wiedergegeben Erzählungen heranzuziehen, ferner die gewaltige Menge der neuen Fassungen aus allen Ländern in übersichtlicher Weise vorzulegen, um unter Verzicht auf mythologische Deutung ein Bild von den frühesten Spuren der einzelnen Stoffe und ' rer Verbreitung darzubieten. Am Schluß des letzten Bandes (Bd. 1 Nr. 1—60 bildet ungefähr ein Drittel des Ganzen) soll vor der Literaturübersicht und dem Motivregister noch berichtet werden, wie das Werk der Brüder Grimm entstand und wie sich eine systematische Anordnung ihrer Stoffe ausnehmen würde. Die weiteren Bände werden in schneller Folge erscheinen.

Band 2 erscheint gegen Ende des Jahres. Band 3: 1914.

Wilser,
Die
Germanen
1